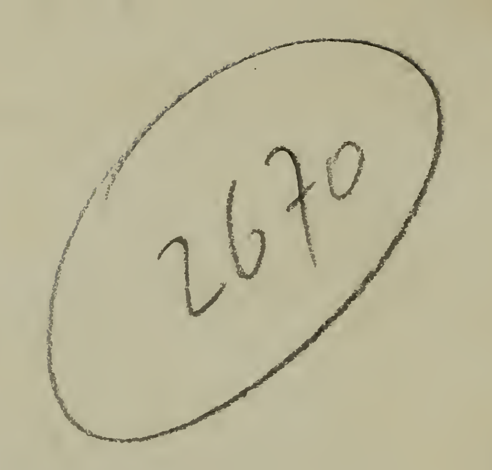



2670





Aus meinem

Garnison-, Feld- und Reiseleben.

Erinnerungen eines norddeutschen Officiers.

Von

J. v. Unger.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1878.

Dem

Verein der Vierzehn

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

In Tivoli.

1848.

Es war freilich eine gar lustige Gesellschaft, welche sich am Abend des 10. März 1848 in den zwar nicht glänzend erleuchteten, aber in hohem Grade anheimelnden Räumen der Palumbella, nahe beim Römischen Pantheon, zusammengefunden hatte. Was das Pantheon ist, werden wohl die Meisten wissen; aber eine ebenso eingehende Kenntniß der im Grunde weit wichtigeren Palumbella zu verlangen, wäre unbillig. Daher will ich in schlichten Worten sagen, daß es die „Kneipe“ war, wo man damals den besten Montefiascone bekam, den Nachkommen des berühmten Est, est, est! Und ich muß hinzufügen, das war nichts Geringes. Denn dieser Wein, süß, leicht, moussirend und von wundervollem Aroma, entzündet in weit höherem Grade als das Lieblingsgetränk unserer blasirten Jugend, der Champagner, das Feuer edler, geistiger

Kraft — und Alles, was das Anschauen der ewigen Geschichte, der unvergleichlichen Kunst und der weit unvergleichlicheren Natur Italiens am Tage in uns geweckt und angeregt hatte, das ließ er Abends hier zu den schönsten Blüthen der Empfindung und des Geistes aufsprießen.

Aber wer waren wir denn? Nun, ein lustiges Völkchen. Die Deutschen, welche in jenem denkwürdigen Winter vor der Revolution von 1848 Rom bewohnten, waren vielleicht die beste deutsche Gesellschaft, welche je eine Stadt der Welt vereinigte. Fehlten auch bereits Herrmann Hettner, der geistreiche Kritiker und Kunsthistoriker, Adolph Stahr, der feinste Begreifer und Schilderer Italiens, Ottilie v. Goethe und Fanny Lewald, es hatte Andere über der Alpen Gebirg der schwindelige Steg getragen (denn Gott Lob! die Alles nivellirende Eisenbahn hatte damals das Land der Schönheit noch nicht verunstaltet). Rasch hatte sich in der ewigen Roma der Kreis der Gleichstrebenden und Gleichempfindenden schön und enge geschlossen. Was verbände auch wohl die Seelen mehr, als die gemeinschaftliche Freude am Schönen! Wen man Montags und Donnerstags in den der Kunst geweihten Räumen des Vaticans, wen man unter den gewaltigen Ruinen des Colosseums und

der Thermen des Caracalla, oder oben bei den Cypressen des Michel Angelo und am Grabe Tasso's in deutscher Zunge reden hörte, — den konnte man dreist ansprechen; es war ein Mensch, den der innere Zug der Begeisterung hergeführt hatte, nicht die goldprunkende Mode oder die Langeweile. Hier durfte man ohne Scheu das Beste zeigen, was die eigene Brust erfüllte, Alles das aussprechen, was man daheim sorgfältig im Innern verschließen muß, aus Furcht den Haß der stumpfsinnigen Beschränktheit herauszufordern, welche, nicht zufrieden als ruhig Rind ihr Plätzchen Wiese zu weiden, es für ein Verbrechen hält, wenn Andere sich nicht bescheiden wollen dasselbe zu thun.

In diesem großen Kreise der nordischen Wanderer hatte sich concentrisch ein anderer gebildet, meist den Palazzetto Borghese oder die gastlichen Räume des Herrn Schulz auf der Casa Tarpeja bewohnend. Am Tage trennten sich seine Mitglieder beliebig zum Umherschweifen, je nach Geschmack und Laune; am Abend aber vereinigten sie sich, um die Eindrücke des Tages zu besprechen und auszutauschen. Drei schöne Frauen bildeten den Mittelpunkt: Lätitia Häring, Louise Schücking und Frau von Seydlitz. Aber Abends beim Montefiascone fanden wir doch häufig besser, daß sie zu

Haus von den Beschwerden des Tages ausruhten, und dem Geiste, der unter uns waltete, keine beengenden Schranken zogen.

Heute waren wir zahlreich versammelt. Jupiter Pluvius hatte die tollste Laune entfaltet.

Aber in dem großen, noch nicht von moderner Eleganz verunstalteten Zimmer der Palumbella herrschte eine behagliche Wärme; denn die Cucina lag dicht daneben und in dieser prasselte ein helles Feuer. Giovanni kannte uns ganz genau; so oft ihn Jemand rief, antwortete er mit lauter Stimme: „Vien'!“, schleuderte dann mit unnachahmlicher Grazie aus dem langen Halse der weitbauchigen Weinflasche das verschließende Oel auf den Fußboden und setzte sie mit dem höflichen Worte: „Stia servito“ vor den Rufenden hin. Goldig und klar füllte dann das edle Naß den Becher, nicht etwa ein Spitzglas um zu nippen, sondern ein Glas, aus dem man einen klaftertiefen Ehrentrunk thun konnte, und keine Viertelstunde verging, wenn wir das Zimmer betreten, da trat auch die gute Laune als unsichtbarer Gast herein und nahm Platz unter uns.

Wer war doch der kleine behäbige, einem biedern deutschen Gutsbesitzer gleichende ältere Mann, mit der Brille und dem sehr bedenklich an eine

Perrücke erinnernden Haupthaar, der so köstliche Anekdoten zu erzählen wußte, und der so klar, so charaktervoll und oft so derb über die deutschen Zustände urtheilte, nicht weniger aber über die Eindrücke Italiens? — Es war Wilibald Alexis, der preußische Walter Scott, dessen Romane die jetzige aufregungsbedürftige Zeit kaum noch liest, der aber für den ernsten Geschichtsforscher als gründlicher Kenner und gewissenhafter Schilderer der Zeiten des werdenden Preußens stets von unschätzbarem Werthe bleiben wird. Er hatte soeben seinem Nachbar, dem Hauptmann von Seydlitz, dargethan, worauf sich die Angabe in seinem köstlichen Soldatenliede „Fridericus Rex unser König und Herr" stütze, daß jeder Grenadier 60 Patronen gekriegt habe, da hieß es von allen Seiten: „Lieber Häring, noch einmal die Geschichte vom Apollo! — Hier ist Mommsen, der sie noch nicht kennt!" —

„Recht gern," sprach Wilibald, putzte die Brille und begann:

„Denken Sie sich den alten Major v. d. Marwitz, einen Veteranen aus der Zeit Friedrich's d. Gr., unter einer Anzahl von Gutsnachbarn, am Schlusse eines Jagddiners, Alle in heiterster Laune und im interessantesten Gespräche über die Leistungen ihrer diversen Hunde. Der Major wird herkömmlicher

Weise aufgefordert, das Gespräch zwischen Friedrich d. Gr. und dem Herrn von Bredow auf Friesack, dessen Ohrenzeuge er gewesen und welches er wenigstens hundertmal erzählt hatte, auch heute zum Besten zu geben.

„Es war dies nämlich," beginnt er, „nach der jroßen Revüe von Anno 1781, daß Se. Majestät ein Dejeuner bei dem besagten Herrn v. Bredow einzunehmen die hohe Gnade hatten. Nun müssen Sie noch wissen, daß dieser Herr v. Bredow einen Hund hatte, ein merkwürdiges Beest, nur s o jroß, machte Ihnen aber Sprünge s o hoch! — war ein Wachtelhund, hieß Apollo — ein süperbes Thier! — Friedrich der Jroße sah den Hund.

„«Bredow,» sagte er, «ein süperbes Thier!»

„Darauf der von Bredow: «Ew. Majestät zu Befehl, ein süperbes Thier!»

„Darauf der alte Fritze: «Bredow, was will Er vor den Hund?»

„Darauf der v. Bredow: «Majestät, dieser Hund is mich nich feil.»

„Darauf Friedrich der Einzige: «Bredow, sei Er kein Esel nich; lass' Er mir den Hund ab.»

„Darauf der v. Bredow: «Ew. Majestät zu Befehl, allemal ein Esel, aber dieser Hund is m e i n Hund, und ist mich nich feil.» — War

ein merkwürdiges Beest; nur so jroß, machte Ihnen aber Sprünge so hoch! — war ein Wachtelhund, hieß Apollo — ein süperbes Thier — war ihm nich feil.“ — —

„Wo treiben Sie nur diese Schnurren auf, lieber Freund?“ rief mit herzlichem Lachen ein junger Mann mit blondem Barte, der den Sprossen eines alten preußischen Geschlechtes nicht verläugnen konnte, „dergleichen könnte ich auch vortrefflich brauchen.“

„Sie wollen doch nicht auch Romane schreiben? Das ist ein schlechtes Brod; ich wollte, ich wäre Landwirth geblieben, da blühte mein Weizen. Fahren Sie ruhig fort, als Referendar bei der Magdeburger Regierung zu packeseln; Sie bringen's sicher noch bis zum Landrath in Hinterpommern.“

„Gott soll mich bewahren,“ rief der Andere; „das habe ich herzlich satt. Mein Papa will, ich soll das Gut übernehmen; aber ich denke, meine Abstammung weist mich doch zu deutlich auf den Gebrauch der Feder hin.“

„Gewiß, edler Herr,“ sprach Wilibald, „warum sollte das alte Geschlecht der «Gänse», welches schon vor mehr als 600 Jahren schwunghaft das Raubritterthum in der Uckermark und der Priegnitz be-

trieb, sich nicht auch einmal einen tüchtigen Kiel aus dem Flügel ziehen?"

„Sehen Sie, was ich gestern erhalten habe," sprach Putlitz und zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche.

„Eine Numme von Tante Voß! — verschonen Sie mich damit — wir sind in Rom!"

„Das wird Sie nicht hindern, zu lesen, was Rellstab sagt, sehen Sie hier hinten."

Emsig las Wilibald — sein Gesicht erheiterte sich mehr und mehr. „Also ein Erfolg," rief er, „und ein durchschlagender, gleich beim ersten Versuche — der Dichter zum Schluß dreimal gerufen — das ist brav! Wie heißt denn das Stück? — Badekuren! — Meine Herren, es lebe der poëta laureatus Gustav zu Putlitz, ein bescheidener Anfänger, der aber zu Hoffnungen berechtigt."

Voll Freude stimmten Alle ein. Keiner außer mir hatte gewußt, daß der „Herr Referendar" eigentlich ein Dichter sei, dem Deutschland noch für viel herzliches Lachen Dank schulden würde. Hier in der Palumbella wurde ihm die erste Ovation zu Theil — sicher hat ihn nie eine mehr gefreut, als diese!

„Folgen Sie dem Beispiele, lieber Doctor," sprach Wilibald zu seinem Nachbar links, der sich

durch eine breite Stirn auszeichnete und die Gewohnheit hatte, mit zwei Fingern entweder am Schnurrbart zu drehen, oder sich die Brille zurechtzurücken. „Sie haben ein so hübsches poetisches Talent und Ihren Namen müßte längst ganz Deutschland zu seinen besten zählen."

Uns bedünkte dies Lob ein wenig stark. Es war richtig, der Doctor improvisirte auf's Geistreichste und Liebenswürdigste; auch erzählte er höchst interessant vom Orient, woher er eben zurückgekehrt war, namentlich von schönen Circassierinnen und lauen Nächten in Tiflis. Trotz dessen und trotz der offen zur Schau getragenen, aber eben deshalb uns etwas räthselhaften Anbetung, welche er der schönen Lätitia, Wilibald's Frau, widmete, schien uns indeß kein zweiter Petrarca in ihm zu stecken. Und doch traf Wilibald's Urtheil vollständig zu; denn der Mann mit der breiten Stirn war kein Anderer als Mirza Schaffy, welchen damals noch Niemand kannte und der soeben die sechzigste Auflage erlebt hat. Und erst in diesen Tagen, wo er einmal wieder hier im Kreise der alten Freunde weilte, hat der Meister uns verrathen, daß schon damals Edlitam sein Herz besaß und die schöne Lätitia nur die Vertraute dieser Liebe war.

„Freund Alexis hat Recht," sprach Putlitz,

welcher, im Gegensatz zu vielen andern Dramatikern, stets vorzog, daß von Anderen die Rede war, nicht von ihm; und ich meine, wir hätten vor Allem wohl ein Anrecht, heute die vierte Aventüre unserer Römerfahrt von Bodenstedt zu hören. Es ist doch in dieser Woche Allerlei passirt."

„Ja! ja!" riefen Alle, „der Improvisator an's Brett!"

Bodenstedt stand auf und faßte an die Brille. Herkömmlicherweise lag es ihm ob, an passenden Abenden die interessanten und namentlich die komischen Ereignisse unseres Touristenlebens durch Gesänge in der Nibelungenstrophe improvisirend zu verherrlichen.

„Heute," so sprach er, „habe ich Ihnen einen besonderen Unglücksfall mitzutheilen, welcher unsern lieben Freund, das Kunstvieh, betroffen hat."

„Hört, hört! — das Kunstvieh!" —

Zur Erläuterung muß ich einschalten, daß das Kunstvieh in nichts Anderem bestand, als einem Königlich . . . schen Candidaten der Theologie, welcher mit einem Reisestipendium von dreihundert Thalern nach Rom geschickt war, um dort Studien über die älteste christliche Kunst zu machen; wahrscheinlich sollten diese demnächst im Interesse der Frömmigkeit verwerthet werden. Der arme Can=

didat verstand von der Kunst genau so viel, wie die Krähe vom Sonntage, und der äußerst geringe Menschenverstand, welcher seine Fragen und Urtheile auszeichnete, hatten ihm von Bodenstedt sehr rasch den obigen Namen zugezogen. Weil das Stipendium nicht lange ausreichte, so hatte er es mit dem Auffinden der alten christlichen Kunstwerke sehr eilig und quälte uns sehr, ihm solche nachzuweisen. Bodenstedt behandelte ihn unbarmherzig; Putlitz aber, welcher ein gutes Herz hatte, ließ ihm, so oft er ihn sah, so überraschende Belehrungen angedeihen, daß Jener Maul und Nase aufsperrte und sich seitenlange Notizen im Taschenbuche für das demnächst zu veröffentlichende Werk machte. So hatte es denn gestern früh der Unstern des Kunstviehs gewollt, daß er sich im Vatican an uns hängte, gerade als Putlitz dabei war, in ergötzlichster Weise die Weisheit zu parodiren, welche der Doctor Brunn, zweiter Vorsteher des preußischen archäologischen Institutes zu Rom, bei einem privatim arrangirten Giro durch den Vatican mit vornehmen deutschen Familien entwickelt hatte. Wir standen eben in der Sala degli animali vor der reizenden antiken Genregruppe, welche eine Sau mit sieben saugenden Ferkeln darstellt. Sofort wurde dem erstaunten Sucher dies als das wahr-

haft älteste christliche Kunstwerk Roms vorgestellt und die Behauptung mit so viel innern und äußern Gründen belegt, daß bereits eine tiefe und fromme Rührung sein Antlitz zu verklären begann. Leider platzte ich in diesem Augenblicke heraus, und trotz aller Colorirung meines unpassenden Benehmens war der Stachel des Zweifels in seine Seele gedrungen. Nur eine Aussprache mit Doctor Brunn konnte diesen beseitigen.

Bodenstedt also begann:

Vierte Aventüre.

Wie ein Tropf zum Brunn kam.

Das Kunstvieh hört', es wäre
Ein Brunn im Capitol,
Voll alterthümlicher Märe
Und tiefer Weisheit voll.

Als es nun forschenden Ganges
Im Vatican heut geht,
Ein Kunstwerk ersten Ranges
Urplötzlich vor ihm steht.

Ha, Abglanz von Myron's Werken,
Ehrwürdig und altersgrau!
Es schmiegen sieben Ferken
Sich schmatzend an eine Sau!

O, welcher Griffel beschriebe
Ein Geben und Nehmen wie hie!
Ist das nicht der christlichen Liebe
Entzückendste Allegorie?

Was Phidias nimmer empfunden,
Was Römern und Juden ein Graus,
Klar spricht's und unumwunden
Der christliche Künstler hier aus.

Doch halt! — sich nicht blamiren!
Wenn's doch nun heidnisch wär'? — —
Ach was — wer wird sich zieren —
Ich frage den Brunn vorher.

Nun hat man wohl vernommen
Daß Tropfen aus Brunnen gerollt,
Doch war es nie vorgekommen,
Daß ein Tropf zum Brunn gewollt.

Es hat denn auch böse getaget
Dem armen dummen Tropf,
Denn wie die Märe besaget,
Der Brunn wusch ihm den Kopf.

Und darauf schieben's die Leute
In ihrer boshaften Art,
Daß das arme Kunstvieh bis heute
Hinter'n Ohren nicht trocken ward.

Lärmender Beifall folgte dieser Improvisation, welche freilich mehr treffend als harmlos war und obenein die böse Folge hatte, daß Doctor Brunn, als er von der Sache erfuhr, sehr zurückhaltend gegen uns böse Spötter wurde. Noch mehr, die moderne Iphigenie, welche nach Putlitz' Behauptung das Heiligthum auf dem Capitol hütete, nämlich die blondgelockte Schwester des preußischen Gesandtschaftspredigers, drohte uns, als sie hörte, was

wir angestiftet, mit Ausschließung aus den Morgenvorträgen, welche Doctor Braun, der erste Vorsteher des archäologischen Institutes, in ihren Räumen einem höchst gewählten Publicum vornehmer Fremden zu halten pflegte; um so mehr, als das letzte Mal der von uns zum Scherz mitgebrachte Banquier Schweifstern aus Hamburg während der Kunstpausen Braun's höchst unziemlich geschnarcht und Putlitz trotz aller wüthenden Blicke und Zeichen es boshafter Weise unterlassen hatte, ihn durch einen Puff aufzuwecken. Indeß, Iphigenia konnte uns doch nicht gut entbehren und Brunn hatte genug andere Leute, um den Ueberfluß seines Wissens auf ihnen abzusetzen.

Am herzlichsten lachte über Mirza's Improvisation der Doctor Eustachio. Es war zweifelhaft, ob der Doctor N. mehr komisch oder rührend war; jedenfalls war er ein Original ersten Ranges, und viele Italienfahrer werden sich seiner mit großem Vergnügen erinnern. Ganz Rom kannte ihn. Er trug einen grauen Calabreser und einen nach Art der Banditen über die linke Schulter geschlagenen Mantel, hatte einen schönen röthlichen, aber stark in's Graue spielenden Bart, am Hinterhaupt einen wunderbaren wiedehopfartigen Hollen, und wenn er den Mantel ablegte, kam ein sorgsam gefältetes

Spitzenjabot mit einer großen Brillantagraffe, an beiden Händen aber eben so sorgsam gefältete spitzenbesetzte Manschetten zum Vorschein. Seines Zeichens war er eigentlich hannöverscher Beamter. Wegen einer Differenz mit seinem Landdrost hatte er jedoch eines Tages den Abschied genommen und sich nach Italien aufgemacht. Hier hatte es ihm so gut gefallen, daß er jetzt bereits zum siebzehnten Male sich in Rom befand; und wenn man bedenkt, daß ihm die Kunst im Grunde völlig fern lag, so giebt es wohl keinen stärkeren Beweis für das, was die Natur und das Leben in Italien bieten, als die unbezwingliche Leidenschaft dieses schon alternden Mannes für jenes Land. Allen Deutschen war Doctor N. dadurch höchst werthvoll, daß er mit einer jeden Glauben übersteigenden Gutmüthigkeit seine eminente Localkenntniß und seine Zeit ihnen zur Disposition stellte, und namentlich den vielen einzelnen reisenden Damen war er ein unschätzbarer Berather und Beschützer. Alle Welt lachte über ihn und Niemand konnte ihn entbehren.

Doctor N. hatte einige Tage vorher die Ehre gehabt, nebst seiner Schwester, einer verwittweten Amtsräthin aus Hannover, vom Papste in einer speciellen Audienz empfangen zu werden. Auf al=

gemeines Verlangen erzählte er nun, wie er aus besonderer Verehrung für Pius IX. sich zu diesem denkwürdigen Tage ein Paar neue Lackstiefel gekauft habe, welche ihn ganz entsetzlich drückten; wie der zur Hinfahrt nach dem Quirinal bestellte Kutscher ihn im Stiche gelassen, er aber im entscheidenden Augenblicke bei strömendem Regen einen anderen aufgetrieben, freilich nicht ohne die neuen Lackstiefeln vollständig zu ruiniren; wie er beim Hinaufsteigen der an allen Gliedern heftig zitternden Amtsräthin Muth habe einsprechen müssen; wie schon in der Flügelthüre des Empfangszimmers Beide sich auf die Kniee geworfen, und so durch das ganze Zimmer gerutscht seien, um dem Papste den Fuß zu küssen; wie der Papst sich mit den Knieenden huldreich unterhalten und ihnen den Segen ertheilt, sie aber alsdann Kehrt gemacht und in gleicher Weise auf allen Vieren wieder hinaus gerutscht wären, und wie endlich, als sie glückselig und voll Jubels zu Haus angekommen, die beiden unverheiratheten Cousinen aus Hannover (deren Auffassung von Italien in den Worten gipfelte: O Gott, hier stinkt es schon wieder! —) ihm eine ganz entsetzliche Scene gemacht, weil er ihnen die Absicht, zum Papste zu gehen, hinterlistig

verschwiegen, um nicht genöthigt zu sein, sie mitzunehmen.

Uns liefen vor Lachen die Thränen über die Backen; der Maler Wichmann aber, der schon Wind von der Sache gehabt, zeichnete während der Erzählung eine köstliche Skizze im etrurischen Vasenstyl, welche die ganze Schauergeschichte treulich darstellt und sich noch jetzt in meinem Besitze befindet.

„Hollah!“ rief der Hauptmann v. Seydlitz, „wer fährt morgen mit nach Tivoli? Der Carneval ist zu Ende, wir rüsten uns zur Abreise nach Neapel; Tivoli aber müssen wir vorher noch sehen.“

Die Meisten erklärten sich bereit dazu. Als sie aber hörten, daß die Tour zwei Tage in Anspruch nehmen sollte, traten Bedenken ein. Namentlich wollte Willibald Alexis seiner an einem leichten Unwohlsein erkrankten Frau nicht so viel zumuthen. Indeß war uns Allen, seitdem die Gerüchte der Wiener Revolution zu uns gedrungen, klar, daß unsere Tage in Rom gezählt seien. So wurde denn Doctor N. beauftragt, zwei Wagen zu miethen, und die Excursion, tempo permettendo, auf morgen festgesetzt.

Zwei der Freunde, die Herren Eifert und

Schröder, waren zum letzten Male heute in unserem Kreise. Sie wollten morgen nach Deutschland zurückkehren. Es war natürlich, daß das Andenken an die Heimath sich lebhaft einmischte. Jeder fühlte, daß auch für Deutschland eine völlig neue Zeit rasch heranzog. Lebhaft wünschten wir Alle, der alte Bundestagsjammer und was für Deutschland daran hing, möchte auf immer vorbei sein, und wir setzten die vollste Zuversicht in den König Friedrich Wilhelm IV. So wurden denn viel feurige Toaste ausgebracht; wir sangen schöne deutsche Lieder; Bodenstedt war unerschöpflich in geistreichen Improvisationen, und Putlitz im Parodiren und Persifliren derselben; Willibald erzählte noch manche köstliche preußische Anekdote, kurz, Jeder förderte das Beste zu Tage, was er in sich fand. Der Montefiascone trug auch sein redlich Theil zum Gelingen des Abends bei, und mit Schmerzen verließen wir die Palumbella, als eben die Glocken Mitternacht verkündeten.

Mir war der Auftrag geworden, auch Wolfgang v. Goethe zur Theilnahme an der Partie zu bewegen. Aber er war krank und melancholisch; Nichts vermochte ihn zu zerstreuen als das Harfenspiel der im Palazetto Borghese Wand an Wand mit ihm wohnenden Signora Emma Gagiotti, der

modernen Corinna, deren Schönheit und Talente damals ganz Rom so bezauberten, daß man ernstlich daran dachte, sie auf dem Capitol zu krönen, und die nach wechselvollen Schicksalen jetzt vergessen in irgend einem Winkel Deutschlands lebt.

Also fuhren am 11. März um 2½ Uhr Nachmittags der Doctor Eustachio, Putlitz, ein junger Baron aus Mecklenburg und ich in einem Wagen nach Tivoli ab; die Andern sollten nachkommen.

Die bewohnte Stadt hatte längst geendet, als wir durch die Porta San Lorenzo, einem wunderlichen Gemisch altrömischer Quadern und gothischer Zinnenthürme, auf die alte, aus Basaltquadern bestehende Via Tiburtina hinausrollten, den blauen Sabinerbergen zu. Es war ein wundervoller warmer Frühlingstag. Gewitterschwere Wolken zogen am Himmel. Durch sie hindurch leuchtete die Sonne auf die Campagna.

Die Campagna di Roma! Giebt es etwas Wunderbareres als diesen vier Stunden breiten Gürtel vollständiger Verlassenheit und Oede, welcher die Weltstadt rings umfängt? In weniger als einer Stunde gelangt man aus dem bewegtesten Treiben des Corso hinaus in eine Ruhe und Abgeschiedenheit, wo selbst die Zeit still zu stehen scheint. Mag das dem cultivirten und verständigen

Nordländer als eine Ungeheuerlichkeit bedünken, es muß so sein. Für Rom ist die Campagna, was für Dornröschen die schirmende und undurchdringliche Hecke. Freilich beginnt auch dies Stück Poesie zu schwinden. Schon schreckt der gellende Ton der Locomotive die Viehheerden auf, welche der mit Spitzhut, Sammetjacke und hohen Ledergamaschen bekleidete, ein zottiges Pferd reitende Campagnahirt vermittelst seiner Lanze und der beiden großen Wolfshunde mühsam in Ordnung hält. Wer weiß, wie bald der alte Unruhstifter Garibaldi mit einem Project auftreten wird, die Campagna zu colonisiren und sie in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, gleich der Magdeburger Kornwüste. Gott Lob, noch ist es nicht so weit! Das Rasseln des Zuges verhallt, und tiefe Stille liegt wieder über der Landschaft. Nichts hört man, als das Summen der Honig sammelnden Bienen oder den Schrei eines einsam kreisenden Raubvogels.

Und doch, wie wechselvoll ist das Bild! In feinen Linien verschlingen sich niedrige Hügelwellen von bräunlichgelbem Sandstein, und bedeckt von farbenreich blühender Vegetation, mit kleinen Thälern, wo am Rande des rieselnden Wässerchens immergrünes Buschwerk von Myrten und Erdbeerstrauch emporschießt. In einfacher Hoheit durch-

schneiden die Bogen der Aquaducte die Landschaft. Hie und da die Reste eines mittelalterlichen Castelles, in welchen eine ärmliche Meierei sich eingenistet hat. Dazwischen überall zerstreut formlose Trümmer antiker Bauwerke. Die wunderbar schöne Einfassung bilden von drei Seiten die kühngeformten Sabinerberge, mit den stattlichen Schneehäuptern des Soracte und der Lionessa, und das in classischer Ruhe hingelagerte, im Monte Cavo gipfelnde Albanergebirge, — von der vierten das Meer.

Nur auf der Landstraße selbst entwickelte sich ein bewegteres Leben. Auf Eseln und Maulthieren, zwischen hochbepackten Fruchtkörben sitzend, zogen Weiber und Mädchen in den malerischen Trachten des Gebirges an uns vorbei. Schwerbeladene Karren rasteten vor einsamen Osterien. Ein buntes Leben entfaltete sich an der Schenke des Ponte Mammolo, wo man zuerst den vom Sabinergebirge herabströmenden Teverone überschreitet. Eine Gesellschaft römischer Jäger, mit breiträndrigen Strohhüten, lose um den Hals geschlungenen Tüchern und der leichten Jacke bekleidet, lehnten sich in anmuthigen Stellungen auf ihre langen spanischen Röhre, luden die Flinten und empfingen die strohumflochtenen Flaschen aus den Händen der freund=

lichen Wirthstochter. Daneben hielten zwei päpstliche Carabinieri, welche einen wild aussehenden Burschen mit gebundenen Händen zu escortiren hatten. Er hatte, wie wir erfuhren, gestern im Streite beim Morraspielen einem Cameraden eine tüchtige coltellata beigebracht. Der povero ragazzo war der Gegenstand des allgemeinen Mitleids, und wurde von den Jägern auf's Freigebigste tractirt. Auch der Barfüßler in brauner Kutte fehlte nicht, auf der Schulter den durch reiche Beisteuern gefüllten Sack; er reichte die blecherne, mit dem Bilde des Schutzpatrons gezierte Almosenbüchse einem kleinen Mädchen zum Kusse, während die Mutter mit dem Wickelkinde auf dem Arme den Bajocco durch die Spalte schlüpfen ließ. — Wie lange wird Italien uns noch so köstliche Genrebilder bieten? —

Dann folgte wieder tiefe Einsamkeit. Ernst ragte an der zweiten Teverone-Brücke, dem Ponte Lucano, ein gewaltiger runder Thurm von Travertinblöcken empor, das Grabmal der Plautier, der Familie, welche Rom den ersten dramatischen Dichter gab. Die daran geklebten Mauern mit den Schießscharten zeugen auch hier von den mittelalterlichen Fehden der römischen Barone. Bald dahinter hebt sich der Weg in Vorahnung des

Gebirges; die Campagna endet, der Oelbaum beginnt.

Es war ½6 Uhr, als wir in das enggebaute „malerische Tivoli" einfuhren. Nur ein Gasthaus giebt es dort, die Sibylle. Aber dies liegt an dem classischen Platze, wo der runde Vesta-Tempel und der viereckige Sibyllentempel sich die Hand reichen. Schon an der Thüre empfing uns die freundliche dicke Padrona.

Nun begann das Amt des Dr. Eustachio.

„Frau Wirthin, wir wünschen zwei Tage bei Ihnen zu bleiben; was verlangen Sie für Cena, Nachtlager, Kaffee und Collazione?"

„Nun, ich denke, 12 Paul (2 Thlr.) für die Person wird nicht zu viel sein; Sie wissen, der vino del paese ist inbegriffen."

„Wo denken Sie hin, Frau Wirthin! wir sind arme deutsche Maler, unsere Eltern geben uns nicht so viel, daß wir das anwenden können. Machen Sie einen andern Preis."

„Ebbene, das ändert die Sache; ich glaubte, Sie wären Inglesi; sagen wir also 10 Paul."

„Unmöglich, carissima Padrona! In Subiaco, in Albano und überall herum zahlen wir armen Maler 5 Paul und Sie verlangen das Doppelte. Gewiß haben Sie keine Kinder, daß Sie uns

jungen Leute" — hier strich er seinen grauen Bart — „so hartherzig behandeln."

„O ja, Signor, ich habe deren sechs."

„Was, sechs Kinder? — Lauter ragazzi?"

„Nein, Signor, vier Mädchen und zwei Jungen."

Und nun begann Dr. Eustachio sich mit so viel Liebenswürdigkeit nach dem Detail der Familienverhältnisse zu erkundigen und dabei solche Scherze zu machen, daß nach weniger als zehn Minuten die Padrona ihn voll Entzücken derb auf die Schulter schlug und sich mit 6 Paul für die Person zufriedenstellte, ja sogar nachträglich von freien Stücken die Concession machte, der vino del paese sollte nicht asciutto (herbe), sondern dolce sein.

Alles dies erreicht man in Italien leicht und in vergnüglichster Art, wenn man mit dem Volke in seiner Weise und in seiner Sprache zu verkehren weiß. Und wie hat uns die dicke Padrona für den Thaler tractirt!

Nachdem nun dies abgemacht war, begann meine Unterredung mit der Wirthin.

„Sagen Sie, Frau Wirthin, haben Sie guten Orvieto im Hause?"

„Es werden schon noch einige Flaschen da sein."

„Wie viele?"

„Nun, ich denke, vier oder fünf."

„Können Sie uns für heute Abend zwanzig Flaschen davon verschaffen?“

„Was? — zwanzig Flaschen? — Ich merke, Signor Eustachio, Sie sind ein Spitzbube, daß Sie vorhin von poveri pittori tedeschi sprachen.“

„Sie haben ganz Recht, Frau Wirthin, dieser Signor Eustachio ist ein großer Spitzbube, aber er meint es nicht böse, und Sie sollen sehen, es giebt im Grunde keinen prächtigeren Menschen als ihn.“

„Ma che! — zwanzig Flaschen Orvieto! Vielleicht ist in ganz Tivoli nicht so viel, und der Orvieto ist theuer.“

Seien Sie ruhig, Frau Wirthin, wir bezahlen; die Eltern haben uns gestern Geld geschickt.“

Die Alte lachte nun herzlich. Eigentlich hätte sie volles Recht gehabt erbittert zu sein, daß wir durch falsche Vorspiegelungen von Armuth erst einen so niedrigen Preis erzwungen, und nun schwelgen wollten. Aber unsere humoristische Art und Weise gefiel ihr; so mußte denn Giuseppina, das älteste der vier Mädchen, eine schöne dunkeläugige Person, eine Flasche Orvieto hereinbringen. Wir fanden ihn vortrefflich, und voll Freude darüber stellte sie uns den Preis halb so theuer als in Rom, und versprach sogar eine tüchtige Quan=

tität portogalli (süße Orangen) aufzutreiben, damit wir Bowle machen könnten. Signor Eustachio aber behielt für die Dauer der Anwesenheit in Tivoli schlechtweg den Namen il birbaccione (der große Spitzbube).

Doch nun zog es uns hinaus, die Wunder der Natur bei dem fast tageshellen Mondschein zu sehen. Daß der Lieblingsaufenthalt des Mäcenas, Sallust, Horaz und Catull daran nicht arm sei, darf man billig voraussetzen. Und doch fehlte zu der Zeit, da Horaz sein Sabinum pries, der mächtigste von allen Reizen, der donnernde Wassersturz des Teverone. Gleich dem berühmten Falle des Vellino bei Terni verdankt er sein Entstehen der Menschenhand. Der Teverone fließt im raschen Laufe von den Bergen herab, ganz nahe an dem Rande einer tiefen, nur durch einen schmalen Felsrücken von ihm geschiedenen Schlucht vorbei, dann durch die Stadt Tivoli, und unterhalb derselben in vielen kleinen nebeneinander liegenden Wasserfällen, die Cascatellen genannt, in dies tiefe Thal hinein. Als nun in Folge der gänzlichen Entwaldung des Gebirges der Fluß häufig rasch anschwoll und die Stadt gefährdete, da grub man unter der Regierung Gregor's XVI. i. J. 1835 einen wohl 200 Schritt langen Doppeltunnel durch

jenen Felsrand, und bahnte einem bedeutenden Theile der Wassermenge oberhalb der Stadt einen kürzeren Weg in's Thal.

Von dem furchtbaren Sturze des praeceps Anio konnten wir heute nur wenig erkennen. Wir gingen über den Tunnel hinweg; ein schöner Weg im Olivenwalde führte uns auf die Tivoli gegenüber liegende Seite des Thales. Kaum habe ich etwas Phantastischeres gesehen als diesen Wald.

Es ist eine eigene Sache um den Oelbaum. Steigt man von den Alpen herab in die lombardische Ebene, so gewahrt man mit einem Gefühle der Enttäuschung die vielen verkrüppelten, grauen Weiden, welche zwischen den Maisfeldern die Gegend bevölkern. Aber auf den Höhen des Apennin veredelt sich bald die Gestalt des weidenähnlichen Oelbaums. Die wunderbar zerspaltenen und zerklüfteten Stämme werden höher, die Kronen dichter; die Farbe der Blätter geht vom harten Grau in ein duftiges silberschillerndes Meergrün über. Hier aber, bei Tivoli, waren es mächtige Bäume von hohem Alter, in unregelmäßigen Zwischenräumen aus dem felsigen Abhange gewachsen. Vom hoch und durchsichtig aus der Erde ragenden Wurzelgeflecht schwingt sich in phantastischer Krümmung der graue Stamm auf, jeder durch

wunderliche Bildung ein von dem nächsten geschiedenes Original, und kaum noch Stamm zu nennen, so hohl, so gespalten, so gerissen und durchbohrt von vielfachen Oeffnungen abgestorbener Aeste, wie er ist. Aus der morschen, gebrechlichen Baumruine aber schießen weithin ragende jugendkräftige Aeste, mit immergrünen Blättern bedeckt, und reichlichen Segen der Früchte spendend. Und das beim hellen und doch Alles in magisches Dunkel füllenden Schein des Vollmondes!

Wohl eine Stunde lang schlenderten wir langsam und schweigend in der thauigen Frühlingsnacht bis zur Villa des Horaz. Nach dem sinnverwirrenden Lärm der eben verflossenen Carnevalstage — welch heilige Ruhe! — Lange saßen wir auf den Ruinen der Villa, das Wort des Dichters begreifend und wiederholend:

Hic mihi praeter omnes angulus ridet.

Melodisch drang zu uns das Rauschen der Cascatellen herüber, in den Bäumen wehte der Nachtwind. Dann gingen wir langsam auf demselben Wege zurück. War es zu verwundern, daß ich auf dem Rückwege lebhaft mit Putlitz den Plan eines Drama discutirte, welches die spannenden, die poetischen und die heiteren Momente unseres Reiselebens für immer festhalten sollte? „Die Touristen“

wurden auch wirklich geschrieben, und waren der Stunde nicht unwürdig, der sie den Ursprung verdankten, jedoch zu persönlichen Inhaltes, um für die Veröffentlichung geeignet zu sein.

Als wir zur Sibylle zurück gelangten, hielt eben ein Wagen vor der Thüre, und heraus sprang der Hauptmann v. Seydlitz mit den Worten:

„Da sind wir glücklich, und rathen Sie, wer noch im Wagen sitzt: Freund Schücking, der soeben von Neapel zu seiner verlassenen Gattin zurückgekehrt ist."

Nun war die Freude groß. Levin Schücking und seine feingebildete Frau, eine geborene Baronin Gall aus Stuttgart, waren stets eine Hauptzierde unseres Kreises durch Liebenswürdigkeit und heiteres Eingehen auf alle unsere Touristeneinfälle gewesen. Schücking kehrte von Neapel zurück, was als ersehntes Reiseziel noch vor uns lag; sein Erscheinen war daher in mancher Beziehung für uns hochinteressant. Vor Allem aber freute es uns, die schöne Frau in unserer Mitte zu haben. Vom Improvisator in der Nibelungenstrophe dagegen war zu unserem schmerzlichen Bedauern Nichts zu sehen. Lätitia war leidend, und bis Tivoli reichte das Fädchen nicht, an welchem sie den losen Vogel allein hinausflattern ließ. Nun, die Zahl der

Musen war dennoch voll, da auch Frau v. Seydlitz und ihre Schwägerin, Fräulein v. Seydlitz, dem Wagen entstiegen.

Die Damen waren ermüdet und zogen vor, unsere Cena nicht zu theilen. Um so ungenirter ging es bei uns zu. Ein großer kupferner Kessel diente als moderner *Κράτηρ*. Eine stattliche Anzahl von Orvietoflaschen stand bereit. Trotz dem gewandten Giovanni schleuderte Signor Eustachio das Oel aus den langen Hälsen und den Inhalt in den Kessel; Zucker und Orangen that er weislich abmessend dazu, und rasch stand eine Bowle auf dem Tische, welche entschieden besser war, als die, zu welcher Horaz in Od. I. 20 den Mäcenas mit heuchlerischer Bescheidenheit einladet. Binnen kurzer Zeit herrschte denn auch wiederum die heiterste Stimmung. Schücking erzählte uns von den Wundern Parthenope's, vom bevorstehenden Ausbruche des Vesuv; namentlich aber von dem Wunder, daß König Bomba über Nacht liberal geworden sei und eine Constitution erlassen habe; dagegen erhielt er von uns die erste Kunde über die fabelhaften Ereignisse, die sich inzwischen in Wien zugetragen haben sollten.

Aber plötzlich rief Putlitz: „Das geht nicht! —

Wir hier oben, die Damen unten allein — ich gehe hinunter; wer Muth hat, folge!"

Damit nahm er die Bowle vom Tische und schlug den Weg zu dem Salon der Damen ein. Wir ergriffen die Lampen und Gläser und folgten ihm. Die drei Damen kreischten wohl ein wenig, und protestirten, denn sie hatten es sich bereits mit der Toilette bequem gemacht, — als aber die Bowle auf dem Tische stand, war von kleinlichen Rücksichten nordischer Prüderie nicht mehr die Rede, und sie ergaben sich brav in's Mittrinken und Mitlärmen. Wir Alle fühlten uns an diesem classischen Orte freier von den Fesseln der Convenienz als sonst, und eine antike Festfreudigkeit überkam uns.

„Jetzt einen Weihgesang," rief Seydlitz, und sofort erscholl aus allen Kehlen das uns wohlbekannte, von Flemming so schön componirte

Integer vitae scelerisque purus.

Es ist etwas Eigenes darum, das, was vor fast zwei Jahrtausenden ein edler Mann gedichtet, an dem Orte zu wiederholen, wo er es schuf. Und wäre der alte Horaz in diesem Augenblicke unter uns getreten, er hätte mit vollem erhebenden Bewußtsein nochmals gesprochen:

Exegi monumentum aere perennius.

Aber auch das Dulce est desipere in loco wollte sein Recht haben. Wir konnten schon wagen, uns einmal gehen zu lassen, denn wir trugen die angeborenen und anerzogenen Schranken der Sitte fest und unverbrüchlich in uns. Und hier hieß es:

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus — —

Einen bal champêtre konnten wir nun zwar nicht improvisiren. Aber der birbaccione, Signor Eustachio, hatte etwas noch Besseres in petto. Zum größten Bedauern aller in Rom anwesenden Fremden war am 7. März, dem letzten Carnevalstage, plötzlich der Moccoli-Abend verboten worden, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es sollten bei dieser Gelegenheit alle Tedeschi ermordet werden. Der Scherz des Moccoli-Abends besteht, wie weltbekannt, darin, daß Jeder ein brennendes Wachslicht trägt, und dies brennend zu erhalten, das der Begegnenden aber auszulöschen sucht. In der Stunde, welche dieser Beschluß des Carneval ausfüllt, erscheint in Wahrheit die ganze Bevölkerung Roms von der allerausbündigsten Faschingstollheit ergriffen; jede Rücksicht auf Rang und Stand hört auf; es ist ein wahnsinniger Krieg Aller gegen Alle, dem das plötzlich einfallende, den Beginn des Aschermittwochs verkündende Ave Mariageläute

aller Glocken ein jähes Ende bereitet. Dies Volksfest hatten wir entbehren müssen. Aber jetzt, da die Bowle sich dem Ende zuneigte, zog der birbaccione plötzlich eine lange Rolle Wachsstock aus der Tasche, zerschnitt sie in fußlange Enden und vertheilte diese. Rasch brannten die neun Lichter, und nun ertönte der Ruf: Senza moccolo! — Sia amazzata Signora Carolina! Che vergogna! — senza moccolo, Signor Gustavo! — und los ging die wilde Jagd. Es muß ein wunderbarer Anblick gewesen sein, neun Menschen so plötzlich vom tollsten Wahnsinn erfaßt zu sehen. Das Ausblasen der Lichter, das Wiederanzünden an dem des Anderen, das Rufen, das Kreischen, das Lachen, das rücksichtslose Springen, Verfolgen und Entfliehen über Tisch und Stühle, das Aufhalten und sich Losreißen und das allgemeine schrankenlose Jubeln war eine Form der geselligen Erheiterung, welche uns bis dahin noch nicht vorgekommen war und auch nicht wieder vorkommen wird. Eine wahrhaft bacchantische Lust war es! — Plötzlich erlosch das letzte Licht — tiefe Dunkelheit umgab uns.

„Ein Jeder verharre in seiner Stellung!“ rief Frau Schücking, „und rühre sich nicht eher, bis ich commandire: Los! Zünden Sie Licht an, Signor Eustachio!“

Der birbaccione that nun, als könne er durchaus sein Streichfeuerzeug nicht finden. Fräulein v. Seydlitz fing plötzlich an zu schreien, und behauptete, eine kalte, feuchte Hand habe ihr in's Gesicht gefaßt. Aber nun flackerte das Licht auf, in wenigen Secunden brannten die moccoli wieder, und das Jagen und Kreischen begann von Neuem.

„Jeder bleibe in seiner Stellung!" erscholl abermals das Commando der Frau Schücking; und als dann wieder Licht wurde, zeigten sich allerdings die komischsten Situationen, die man denken kann, vielleicht nicht ohne ein wenig künstlicher Nachhülfe, aber jedenfalls von überwältigender Wirkung. „Che vergogna! senza moccolo!" erscholl es von Neuem; und als in diesem Augenblicke die dicke Padrona in der Thüre erschien, um zu sehen, welches Tollhaus denn hier losgelassen sei, wurde ihr rasch ein übrig gebliebenes Stück moccolo in die Hand gedrückt und sie gezwungen mitzutollen, was sie auch als etwas ganz Selbstverständliches ohne die geringste Widerrede that.

Wohl eine Viertelstunde dauerte dieser jeder Beschreibung spottende Auftritt, um den uns sicher die Mänaden und Faunen beneidet haben würden, welche nach Horaz' Angabe hier nahebei zwischen

dem Lucretilis und Lycäus einen häufigen Wechsel hatten. Dann baten die Damen um Erbarmen, denn sie konnten nicht mehr. Wir aber entzündeton rasch die moccoli wieder und begaben uns in Procession in die oberen Gemächer zur Ruhe. Soll ich den tollsten Abend meines ganzen Lebens bezeichnen, so ist's kein anderer als dieser; und mehr noch, ich wüßte kaum einen, den ich zugleich poetischer nennen dürfte! — —

Es war nicht gar zu früh, als wir uns am folgenden Tage erhoben. Viel Arbeit lag vor uns. Um ½ 9 Uhr setzte sich die Colonne in Bewegung, geführt vom Sohne der Padrona, die Männer zu Fuß, die Damen auf Sommarelli (kleinen Eseln), nach der fast eine Stunde entfernten Villa des Hadrian, unten am Abhange der Berge. Schon von fern ragte das Wahrzeichen, eine prachtvolle Piniengruppe, hoch empor. Das war freilich auch Alles, was dem, das wir nun sahen, den Anspruch auf den Namen einer Villa geben konnte. Ein weites chaotisches Trümmerfeld lag vor uns, mehr als eine Stunde lang sich erstreckend. Aber aus Allem sah man, daß die Villa, welche einst Hadrian hier sich schuf, zu keiner Zeit und in keinem Lande der Welt ihres Gleichen hatte. Der wohlbewanderte Custode zeigte uns die

formlosen Reste des kaiserlichen Wohngebäudes selbst, den Tempel des Canopus und der Stoiker, zweier Theater, einer mit gelbem Marmor ausgelegten Naumachie, der Halle Poecile, eines unterirdischen Labyrinthes, und der großen Prätorianercaserne, jetzt Cento Camerelle genannt.

Nur ein Mann wie Hadrian konnte den Plan einer solchen Villa fassen und ausführen. Von allen Beherrschern des Weltreiches ist er vielleicht der geistig hervorragendste gewesen. „Ein Grieche in seinen poetischen und wissenschaftlichen Neigungen und seinem Kunstenthusiasmus; ein mittelaltriger Germane in seiner unbezähmbaren Jagdlust und seinem ritterlich ruhelosen Umherstreifen in der ganzen Welt; ein ächter Römer in seinem sichern Tact, seinem praktisch energischen Handeln und seiner Staatsmaxime.“ Um sich von dem Zustande des Reiches zu überzeugen, durchreiste er dasselbe mehr als zehn Jahre lang in allen Richtungen, großentheils zu Fuß und stets mit unbedecktem Haupte, überall dauernde Spuren seiner segensreichen Anwesenheit zurücklassend.

In der Villa zu Tivoli widmete sich Hadrian dem Cultus der Kunst und der Wissenschaften. Sie sollte das Schönste reproduciren, was sein Reich umfaßte, und ihm dasjenige nahe bringen,

was er selbst durch Reisen nicht mehr erreichen konnte. Hier häufte er Schätze von Plastik und Malerei, von denen wir gar keine Vorstellung haben, und die fast alle noch heute unter den Trümmern ruhen, wo nie eine Ausgrabung geduldet ist. Hier war der Zusammenfluß der Dichter, Philosophen und Schriftsteller. Hier wurde in dem einen Zimmer das Schicksal eines Königreiches entschieden, während in dem anstoßenden die geistreichste Disputation zwischen einem Stoiker und einem Epikuräer im Gange war. Wenn irgend ein Fleck der Erde classisch, so ist es dieser.

Und was ist von all der Herrlichkeit geblieben? — Nichts!

Aber weit herrlicher als das Vergangene war, ist die wundervolle urwaldfrische Wildniß von Myrten, Buchsbaum und Erdbeerstrauch, und der prachtvolle Teppich von blühenden Veilchen, womit die mächtige Siegerin Natur hier die Schöpfungen der Menschenhand lächelnd überwuchert hat!

Wie könnte es auch anders sein? — Jene hochbewunderte, nun in Trümmern liegende Cultur — sie war nur das Werk der Sterblichen, — diese ewig junge Natur — sie ist Gottes Werk! — —

Mit weisem Vorsatz begnügten wir uns, die

durch ihre wundervollen Cypressen berühmte Villa d'Este und die Villa des Mäcenas von ferne zu betrachten. Denn die erste hat der Cardinal Hippolyt v. Este in jenem wahnsinnigen Fratzenstyle der Villa Pallagoria ausschmücken lassen, dem leider Goethe die Ehre einer ausführlichen Beschreibung gönnt; in der zweiten befinden sich Eisenhämmer. Wir überschritten den Teverone unterhalb dieser Villen auf einer Brücke, und gelangten, am Berghange stromaufwärts gehend, wieder zu der gegenüber liegenden Villa des Horaz. Nun sahen wir deutlich, daß die Cascatellen aus drei verschiedenen Gruppen von Wasserfällen bestehen; die dritte durchrauscht in fünf Strömen die Villa des Mäcenas; einer davon stürzt sich aus dem Fenster des Speisesaales in die Tiefe. Bald enthüllte sich uns nun auch die große Caduta des Teverone, d. h. der in zwei Strömen durch den Doppeltunnel in einen Kessel hinabschäumende Wasserfall. Ein Punct ist da, von welchem man all diese Fülle des rauschenden Wassers auf einen Blick überschaut. Das ist Leben und wilde Bewegung inmitten der schönsten Begrenzung! Die alten Oelbäume erschienen auch heute beim Tageslichte wunderbar genug, und wahrhaft bezaubernd präsentirte sich der hohe Felsvorsprung des Thales,

auf dem oben dicht am Rande die Tempel der Vesta und der Sibylle liegen.

Nun ging's hinab in die Schlucht unten an den Fall. Etwas Wundervolleres als diese giebt es kaum. Sie ist von fast schwarzem Tufstein gebildet und mit der duftigsten grünen Vegetation von Schlinggewächsen und Gebüsch bekleidet. Ein ziemlich enger Kessel ist es, der den Fall aufnimmt. Wohl zweihundert Fuß hoch stürzt das Wasser aus den beiden Oeffnungen des Tunnels herab, schlägt zweimal auf die Felsen, um sofort weiter zu springen, und vereinigt sich während des Sturzes zu einer einzigen Masse. Mit dem Geräusche des Donners dröhnt diese unten auf den harten Stein und fliegt dann fast eben so hoch in Schaum und Staub aufgelöst wieder empor, das ganze Thal in beständigen weithin ziehenden feinen Regen einhüllend. Wie entzückend frisch es hier an dem heißen Frühlingsmittage war, das läßt sich nicht beschreiben! Staunend standen wir vor der gewaltigen Fülle der Rankengewächse; sogar die unbeseelte Natur fühlte sich in dieser feuchten und frischen Atmosphäre unglaublich wohl. Gern ließen wir uns von dem Wasserstaube durchdringen und kühlen, und nur zögernden Schrittes stiegen wir auf dem steilen, schmalen Pfade, zum Theil über Stufen und durch

Gallerien und Felsspalten, die Schlucht aufwärts, dem Tageslichte zu. Eine reizende Grotte umfing uns — die Grotte der Sirenen. Sie war nicht groß; aber im Hintergrunde stürzten zwei reiche Bäche herab, gleichfalls Ausflüsse des Teverone auf seinem weiteren Laufe durch die Stadt; sie vereinigten sich in der Grotte und schäumten dann eilenden Laufes der großen Cascade zu. Durch eine Felsspalte, welche oben ein phantastisch darüber geneigter Baum schloß, hatten wir den entzückendsten Blick in's Thal und auf die Caduta. Fast eisig war es hier — wir mochten nicht lange weilen. Immer noch umwirbelte uns der Wasserstaub des Falles mit den schönsten Regenbogen, als wir weiter aufwärts klimmend die große Grotte des Neptun erreichten. Sie ist hochgewölbt und des Meerbeherrschers Poseidon würdig. Auch hier suchten an den Wänden und auf dem Boden kleine Rinnsale eilig den Weg in die Tiefe. Diese Wasserfülle der Schlucht ist fast unbegreiflich. Und während buntes Gemisch der Vegetation sie sonst überall ausfüllt, waren die tiefdunklen Felswände der Neptunsgrotte ausschließlich von kraftvollem, großblätterigem Epheu überkleidet, der in den schönsten Festons vor dem Eingange herabhing. Auf den kunstlosen Ruhesitzen der Grotte ließen wir uns nieder — wir

trugen gar kein Verlangen, aus diesem duftigen, kühlen Halbdunkel wieder an die heiße Oberfläche des Tages aufzutauchen.

Endlich ging es denn doch weiter, auf steilem aber gutgebahntem Wege bis zum obern Rande des dunklen Felsenkessels und an den Sturz selbst hinan. Fast noch furchtbarer erschien er hier von oben. Ganz unmittelbar hinan konnten wir treten und dann auf sicherem Trottoir den Tunnel der Länge nach durchschreiten. Dicht neben unserm Fuße in dem breiten, felsgehauenen Bette schoß der Strom mit so rasender Gewalt dem brausenden Sturze zu, daß wir im Gehen ängstlich die eiserne, am Fels befestigte Geländerstange umklammerten. Zurück ging es zum Falle durch den andern der beiden Tunnel und dann über dieselben hinweg zur gastlichen Sibylle.

Welche Fülle der Schönheit hatte unser Auge im Zeitraum weniger Stunden geschaut! Fast zu viel war es gewesen! Nun verlangte auch der Körper sein Recht. Bald meldete Giuseppina, auf der Terrasse sei die Collazione servirt. Hier nun, zwischen dem runden Tempel der Vesta mit seinen cannelirten Säulen und dem viereckigen Tempel der weissagenden Sibylle Albunea, nahmen wir Platz, uns an den vortrefflichen Gerichten der Padrona

zu laben und die letzte Stunde noch im gemeinschaftlichen Blicke auf Wasserfälle, Stadt und Gebirg umher zu verbringen. Es war fast Alles noch so, wie Horaz es singt. Die große Bowle, welche wieder mit Orvieto gefüllt auf die Tafel gesetzt wurde und die uns gestern zur lieblichsten Tollheit begeistert hatte, wurde heute der Mittelpunct eines antiken Symposion von schönstem Maße und von weihevoller Stimmung.

Und wieder war es Signor Eustachio, welcher uns mit feinem Tact die Brücke dazu schlug. Er hatte in der Grotte des Neptun einen Arm voll prächtiger Epheuranken abgerissen; nun umwand er Haupt und Körper der Damen und schließlich auch uns und die Orvietobowle mit der grünen Zierde. Die beiden hochgewachsenen Frauen mit den edlen Profilen glichen so völlig den Priesterinnen des Alterthums, welche einst auf diesem geheiligten Flecke dem Cultus der Göttin sich widmeten, daß wir sie nur mit Ehrfurcht anschauen konnten. Die ganze liebliche Herrlichkeit der antiken Welt erstand wieder vor uns.

Und nun erhob Schücking seine volltönende Stimme und las aus der alten Ausgabe des Horaz, welche der älteste Sohn der Wirthin, ein angehender Geistlicher, uns verschafft hatte, die schönsten der

Oden des unsterblichen Dichters vor, erst lateinisch, dann in schöner, freier Uebersetzung sie auch den Damen verdeutschend. Was uns bisher mehr als Rhetorik denn als Poesie erschienen war, das kam hier, an der Stätte seiner Geburt, zur vollen innerlich nothwendigen Geltung. Den Sänger lieblichen Lebensgenusses und den Verherrlicher ernster Mannestugend, nicht ein empfindungsvoller lyrischer Dichter nach unserem Sinne, aber so inhaltsvoll, daß noch jetzt seine Aussprüche in Aller Munde leben — hier begannen wir ihn seinem ganzen Wesen nach zu erfassen und zu lieben. Und dazwischen kreiste der mit edlem Wein gefüllte Becher; und wenn gestern die Lustigkeit, so erreichte heute die edle Lust den höchsten Grad, bis endlich die Padrona meldete: „Die Wagen stehen bereit."

Als nun Putlitz in wenigen, aber tiefempfundenen deutschen Versen es aussprach, diese zwei Tage seien mehr werth, als eben so viele Jahre unserer Alltagsexistenz im Norden, und uns aufforderte, im treuen Gedenken an die Stunden und die Menschen zu verharren — da stimmten wir Alle begeistert ein, verschütteten den Rest der Bowle als Trankopfer auf den Boden, leerten den Inhalt der Gläser zu Ehren der Götter des heitern Alterthums und warfen sie, damit auch nichts Ge-

ringeres aus ihnen getrunken werden sollte, hinab in die Schlucht zu unsern Füßen.

„Lebe wohl, Tibur!" mit diesem Rufe schieden die Andern von der Stelle so unvergleichlicher Erinnerungen. Ich aber und Doctor Eustachio blieben zurück, um uns am folgenden Tage den schönen Sabiner- und Albanerbergen zuzuwenden.

Eine Unterredung mit Pius IX.

1848.

Es war am 26. März 1848.

Hoch schlugen bereits überall in Europa die Wogen der Revolution. Frankreich war Republik geworden; Wien hatte den Sturz des allgewaltigen Metternich gesehen; in Berlin hatte Friedrich Wilhelm IV. die Revolution erst mit Waffengewalt niedergeworfen, dann aber selbst anerkannt. Auch Italien stand in Flammen; ja, es war der eigentliche Herd der revolutionären Bewegung gewesen. Und an der Spitze der Freiheits- und Einheitsbewegungen Italiens befand sich das Oberhaupt der katholischen Kirche selbst, der Papst Pius IX. Es war ein wunderbares Schauspiel; ein liberaler Papst, damals der Abgott des ganzen italienischen Volkes. Und doch, wie natürlich! Weit mächtiger, als in der deutschen Nation, lebte in der italienischen der Drang nach Einheit. Denn noch lastete

auf zweien der schönsten Länder der Halbinsel, der Lombardei und Venetien, die Fremdherrschaft und wurde vom Volke, namentlich den höheren Ständen, als eine unerträgliche Schmach empfunden. Und darum richteten sich Aller Augen auf den Mann, von dem sie hofften, er könne und werde die Einheit herbeiführen: Pius IX. Diese Hoffnung erschien damals keineswegs so thöricht. Die Vereinigung der einzelnen Länder Italiens zu einem Bunde, ein Haus der italienischen Fürsten unter dem Ehrenpräsidium des Papstes, und eine gemeinschaftliche Vertretung des italienischen Volkes — das waren die Wünsche und Pläne des Papstes und der Italiener, die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Republikaner ausgenommen. Und wären sie nicht durch den plötzlichen Zusammenbruch der Dinge in Frankreich gekreuzt und vereitelt worden, es hätten sich für das schöne Land weit gesegnetere Zeiten daraus entwickeln mögen, als jetzt, wo Venedig dem Untergange geweiht ist, wo man in der Lombardei vielfach heimlich die österreichische Ordnung der Dinge zurückwünscht, wo Turin verstimmt ist, wo Florenz sich mit Wehmuth an das langjährige milde und weise Regiment des vertriebenen Fürstenhauses erinnert, wo Neapel eine schlechte, aber im Ganzen nicht unpo-

puläre Regierung mit einer wenig besseren, aber als Fremdherrschaft gehaßten vertauscht hat, wo endlich Rom vom festen und unantastbaren Mittelpuncte der katholischen Welt zur zeitweiligen Hauptstadt Italiens herabgesunken ist. Pius IX. war Italiener und Patriot; er trat an die Spitze der Bewegung, um sie zu leiten, in Schranken zu halten und den Strom der Revolution zu hindern, die Dämme zu durchbrechen und sich verheerend über das Land zu ergießen. Darum war er auch der Auserwählte der ganzen italienischen Nation; man sang Hymnen auf ihn, man gab ihm die schönsten, die hochtrabendsten Namen, und wo er sich zeigte, war er der Gegenstand begeisterter Ovationen. Freilich hatte mir schon am Schlusse des Jahres 1847 in Civita Castellana ein feiner Jesuit Abends bei einer Flasche Orvieto gesagt: „Wenn Sie morgen nach Rom kommen, werden Sie sehen, daß Alles nur ein Possenspiel ist, was zu gar Nichts führen kann und wird. Dennoch war es unmöglich, daran zu zweifeln, daß Pius IX. so warm und aufrichtig wie je ein Fürst, das wahre Beste Italiens auf dem Wege der freiheitlichen Reform suchte. An dem Tage, von welchem ich rede, erschien die Lage Italiens auch noch durchaus hoffnungsvoll. Man prophezeihete der französi-

schen Republik nur kurze Dauer und fürchtete von ihr keinerlei Eingriffe; man wußte, daß Oesterreich am Rande des Zerfalls stand und daß Mailand sich bereits erhoben hatte; von den Ereignissen der Berliner Märztage aber hatte man in Rom noch keine Kunde. Wohl hätte der Wissende schon damals sagen können, daß es mit der Reform und dem wahren Fortschritte für lange Zeit vorbei sein würde, nachdem die Welt einmal die Bahn der Revolution betreten — aber wer war der Wissende? Und wer es gewesen wäre, er hätte seine Stimme nicht erheben dürfen; am wenigsten in diesem Augenblicke zu Rom, wo Radetzky's Rückzug in das Festungsviereck eine an Wahnsinn grenzende Freude erregt hatte.

Auch wir deutschen Touristen waren aus der Ruhe aufgeschreckt.

Bis jetzt hatten wir die italienische Revolution, welche sich seit mehreren Monaten in liebenswürdiger und heiterer Weise vor unseren Augen vorbereitete und abspielte, als ein ergötzliches Schauspiel betrachtet, welches uns selbst nur wenig anginge. Der Sturz Metternich's war von uns mit Freuden begrüßt — Deutschland war ja von dem Alp befreit, der so unsäglich auf ihm gelastet hatte; aber daß das tapfere österreichische Heer

Mailand und die Lombardei nach dreitägigem Straßenkampfe hatte räumen müssen, das griff uns, trotz aller Sympathien für Italien, tief an's Herz. Bellona begann ihre Locken zu schütteln, und unseres Bleibens war nicht länger in dem „Schmuck der Städte". Jeder rüstete sich zur Heimkehr und war froh, wenn Torlonia noch den deutschen Creditbrief honorirte und nicht ein gar zu unsinniges Agio für die französischen Goldstücke berechnete. Auch kleine Conflicte hatte es schon gegeben. Das übliche „Morte ai Tedeschi" war freilich ein durchaus harmloser Ruf; und mehr als einmal, wenn wir während des Carnevals auf dem Corso mit unseren Damen fuhren, furchtlos die deutschen Farben zur Schau tragend, ertönte aus denselben Kehlen ein freudiges „Evvivano le donne Prussiane!" Als wir aber am 21. März, wo beim Eintreffen der Nachricht von der Wiener Revolution das Volk vom Palaste der österreichischen Gesandtschaft das kaiserliche Wappen herabriß, hinter einem Esel den Corso hinabschleifte und auf Piazza di Popolo verbrannte, als wir da im deutschen Künstlerclub unsere prachtvolle Fahne zum Zeichen entrüsteter Mißbilligung plötzlich einzogen, da drohte man uns mit gewaltsamem Angriffe auf unser Casino und die dort vorhandenen

Kunstschätze, und nur die bestimmte Erklärung, wir würden den Palazzo Ruspoli mit bewaffneter Hand vertheidigen, bewog die Leiter der Volksbewegung, von ihrer bösen Absicht abzustehen.

Auch heute ging es in der Siebenhügelstadt wieder lustig her. Irgendwo war „Revolution“, wie fast täglich; d. h. man zog unter Anführung populärer Demagogen mit Fahnen und Musik vor das Haus eines Mißliebigen, tobte dort eine Zeit lang, verfügte sich darauf zum quirinalischen Palaste, sang die Nationalhymne, brachte Pius IX. ein Vivat, ließ sich einen Segen ertheilen und ging dann vergnügt nach Hause, fest überzeugt, einmal wieder das Vaterland gerettet zu haben. — Dieses Treibens müde, waren wir aus dem Corso über den capitolinischen Berg und das Forum zum Colosseum gegangen. In dem mächtigen Rundbau, dessen Boden unter den römischen Kaisern allein das Blut von 260,000 Christen getrunken hat, herrschte so tiefe Ruhe, als stände die Zeit still. Warum ergoß die Frühlingssonne ihren Strahl von oben? Blühender Goldlack kleidete allenthalben das zertrümmerte Gemäuer in wundervolle Farbe und verhauchte entzückenden Duft. Lange saßen wir dort, um Abschied zu nehmen von dieser Stätte, die eindringlicher als irgend eine

andere von Menschenhand geschaffene die Vergänglichkeit alles Irdischen predigt. Und wie bedeutungslos und nichtig erschien das, was an diesem Tage Hunderttausende von Herzen so leidenschaftlich bewegte, gegen die großen Ereignisse, welche seit drittehalb Jahrtausenden sich auf diesem classischen Boden abgespielt hatten! Endlich mußten wir uns losreißen. Ich stieg zur Casa Tarpeja hinauf, dem höchsten Puncte des capitolinischen Berges und Roms, wo ich beim Organisten der preußischen Gesandtschaft ein freundliches Zimmer bewohnte, mit entzückender Aussicht über die im schönen Bogen vom Tiber durchschnittene Stadt, die Campagna, das Sabiner- und Albaner-Gebirge und den schneehäuptigen Soracte.

Da lag auf dem Tische ein zusammengefaltetes Papier, mit einer Oblate versiegelt, und der einfachen Aufschrift: Al Signor Barone di U . . . . Casa Tarpeja, welches ich im ersten Augenblicke für nichts Anderes halten konnte, als die Rechnung der Angela Bianchi über die gestern zum Mitbringen eingekauften seidenen römischen Shawls und Schärpen. Rechnungen zu eröffnen ist stets unangenehm. Indeß es war Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen; daher griff ich brav nach dem Papier. Da las ich:

„Aus dem päpstlichen Ober-Hofmeister-Amt
im Quirinal, 25. März 1848.

Der Herr Baron U . . . (natürlich war der Name falsch geschrieben) wird benachrichtigt, daß Seine Heiligkeit die Gnade haben wird, ihn morgen, am 26. d. Mts., Abends $7^1/_2$ Uhr zur Audienz zuzulassen.

Aufgang durch die große Treppe.

Der Oberkammerherr Sr. Heiligkeit
De Medici."

Ich traute meinen Augen nicht. Es war zu jener Zeit für einen Fremden, selbst einen Protestanten, nicht schwer zu den häufig stattfindenden großen Audienzen Zutritt zu bekommen, wo Pius hundert und mehr Personen auf einmal sich vorstellen ließ und an Viele von ihnen huldvolle Worte richtete. Aber sowohl der hannöversche als der preußische Gesandte, meine beiden natürlichen Beschützer, hatten mir erklärt, bei einer derartigen Cour mich nicht vorstellen zu können, weil ich die Uniform zu Hause gelassen hatte und der schwarze Frack zu bescheiden für solchen welthistorischen Moment erschien. Auf den Rath eines Freundes, welcher in römischen Hintertreppen wohl bewandert war, hatte ich eines Tages en passant meinen Namen nebst Adresse auf dem Bureau des päpst-

lichen Oberhofmeisteramtes in ein dickes Anmeldungsbuch eingezeichnet, mehr im Scherz als im Ernst, und ohne die geringste Hoffnung, durch diesen schwachen Versuch Etwas zu erreichen. Und nun sollte ich nicht etwa in der großen Heerde mitlaufen, welche dem Statthalter Christi vorbeigetrieben zu werden pflegte, sondern ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und mit ihm reden. Ich gestehe, daß zu meiner Freude sich allerlei schwere Besorgniß mischte. War ich im Stande, in den wenigen Stunden, die mir noch blieben, mich in den Besitz einer etikettemäßigen Toilette zu setzen? denn ich stand ja schon mit einem Fuße in der Calesche des Couriers, der mich nach Ancona befördern sollte. Und mehr noch: mein Italienisch reichte wohl aus, mich mit Wirthen, Facchinos und Custoden herumzuschlagen, auf meinen Streifereien im Gebirge in einladenden Klöstern beim Weine vom besten Fasse die Mönche auf meine Kosten zu amüsiren, und mich noch besser auf die ihrigen; oder Abends im Café irgend einen modernen Horatius Cocles von meinem deutschen militärischen Standpuncte aus zu demonstriren, der glühende Wunsch des „morire per la patria“ könne ihm leicht erfüllt werden, aber sei verzweifelt wenig Aussicht vorhanden, damit die tapfere öster-

reichische Armee zum Weichen zu bringen — und was dergleichen Scherze mehr waren. Aber dem vielgeliebten Pius meine tiefgefühlte Ehrfurcht und meine aufrichtige Bewunderung auszudrücken, ohne mittelst eines lapsus linguae vielleicht etwas sehr Unpassendes an den Tag zu fördern, das traute ich mir keineswegs mit Sicherheit zu. Ich wollte doch auch ihm gegenüber eine andere Form wählen, als kürzlich jener Pole gethan, zu dem Pius mit freundlichem Klopfen auf die Schulter gesagt: „bravo Polacco“ — und der sich kurz und bündig dadurch revanchirt hatte, daß er die Hand des heiligen Vaters ergriff, sie tüchtig schüttelte und dabei dreimal „bravo Papa!“ ausrief. Schon begann ich ernstlich den Vorwitz zu bereuen, mit dem ich meinen Namen in das dicke Buch im Quirinal hineingekritzelt hatte. Indeß, die Sache konnte doch auch gut ablaufen, und was hatte ich dann in der Heimath zu erzählen!

Glücklicherweise lag der Palazzo Caffarelli, wo die preußische Gesandtschaft sich befindet, nur wenige Schritte von der Casa Tarpeja entfernt. Dort verscheuchte ein befreundeter Attaché meine Toilettensorgen durch die Mittheilung, daß ein einfacher schwarzer Anzug mit weißer Cravate für die Audienz genüge; auch in Betreff der zu beobachtenden For-

men, welche für Protestanten andere sind als für Katholiken, erhielt ich von ihm einige Anweisung, und wurde im Uebrigen auf die Eingebung des Augenblicks vertröstet. Dann hinterließ ich beim preußischen Gesandtschaftsprediger, wo heute Abend eine kleine Abschiedsfête für mich arrangirt war, die Notiz, daß ich vielleicht etwas später erscheinen würde, und benutzte die wenige noch übrige Zeit zu einem Spaziergange in den reizend auf einer Anhöhe am Tiber gelegenen Garten des Priorats von Malta und zum Bewundern des herrlichen Sonnenunterganges von der Loggia auf dem Dache des Casa Tarpeja. Guten Muthes bestieg ich Abends den pünctlich gekommenen Wagen und fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit stand ich am Aufgange der großen Treppe im quirinalischen Palaste, den Pius damals bewohnte. Von den beiden Schweizern, welche unten in der Halle Wache hielten, mit gelb und roth gestreiften mittelalterlichen Wämsern und Pluderhosen, lange Hellebarden in der Hand, fragte mich der Eine nach meinem Begehr; ich eröffnete ihm sofort auf gut Deutsch, was mich hergeführt; er erkannte in mir den norddeutschen Landsmann, denn er war ein ehrlicher Westfale aus dem Münsterlande, und begleitete mich nun sehr dienstfertig die Treppe hinauf bis zum

dienstthuenden Kammerherrn. Diesem, einem feinen jungen Italiener in geistlicher Tracht, überreichte ich meine Karte; er ersuchte mich darauf, ihm die Citation zur Audienz vorzuzeigen, überzeugte sich, daß ich kein frecher Eindringling sei, auch Tag und Stunde richtig inne gehalten habe, und führte mich in eine Art Gallerie, welche durch mehrere von der Decke herabhängende Ampeln ziemlich schwach erleuchtet war.

„Nehmen Sie Platz — man wird Sie rufen“ — damit war er verschwunden.

Ich befand mich ganz allein in der Gallerie; es kam auch weiter Niemand, und ich erkannte bald, daß ich die Ehre haben sollte, unter vier Augen von Sr. Heiligkeit empfangen zu werden. Um so besser! Es war genau halb acht Uhr; ich wiederholte rasch Alles, was ich zu thun hatte und zu sagen beabsichtigte; denn ich hatte mir doch der Sicherheit wegen beim Abendspaziergange noch einige schöne Redensarten zurechtgelegt, knöpfte den Knopf des rechten Glacéhandschuhes zu und war nun völlig bereit, dem höchsten Gebieter in der Christenheit entgegenzutreten. Indeß, eine Viertelstunde verging und Nichts unterbrach das tiefe Schweigen. Da öffnete sich leise die Thüre; ein Geistlicher huschte herein, mit flüchtigem Kopfnicken an mir vorbei

und verschwand. Wieder verging eine geraume Zeit. Ich wurde ungeduldig. Die Fürsten pflegen sonst von größter Pünktlichkeit bei Audienzen zu sein. Ich begann die Gallerie auf den weichen Teppichen auf- und abzuwandeln und mir die großen Landkarten und die wenigen Bilder an den Wänden zu betrachten. Wieder ein Herr in geistlicher Tracht. Diesmal war ich kühn — ich vertrat ihm den Weg und sagte ihm, weshalb ich hier sei. Er antwortete sehr höflich: „Oui Monsieur, je sais“ — und fort war er. Indeß hatte, wie es schien, mein Wagstück doch einige Frucht getragen; der diensttuende Kammerherr trat gleich darauf ein.

„Sie werden sich noch etwas gedulden müssen,“ sagte er; „es sind gegen Abend politische Nachrichten von größter Bedeutung eingetroffen, welche Se. Heiligkeit sehr in Anspruch nehmen; aber geben Sie die Hoffnung nicht auf, daß die Audienz stattfinden wird.“

Da stand ich nun! Es war im Grunde eine Lächerlichkeit, zu erwarten oder gar zu verlangen, daß der Mann, welcher in diesem Augenblicke vielleicht über das Schicksal eines ganzen Landes entschied, sich im nächsten dazu hergeben sollte, die Neugierde eines hergelaufenen Touristen zu befriedigen, der nicht gern in Rom gewesen sein wollte,

ohne den Papst zu sehen. Und doch, wie würde es mich zeitlebens geschmerzt haben, unverrichteter Sache heimkehren zu müssen, nachdem ich so nahe am Ziele gewesen.

Ich begann meine Wanderung die Gallerie auf und ab von Neuem, aber schon in Aufregung; der schönen Phrasen waren alle vergessen. Mehrmals schritten wiederum eiligen Schrittes Geistliche an mir vorbei, mit ernsthaften oder erregten Mienen; ich merkte wohl, daß etwas Außergewöhnliches vor sich ging; mit jeder Viertelstunde des Wartens sank meine Hoffnung. Es schlug zehn Uhr. Von den nahen Kirchen ertönten die Glocken — mir war, als wäre es das Grabgeläute meiner Wünsche und Hoffnungen. Rasch berechnete ich, ob es möglich sei noch einige Tage in Rom zu verweilen und auf die ungewisse Eventualität einer neuen Audienz zu warten; aber mein Urlaub war abgelaufen und die Rückkehr nach Deutschland wurde mit jedem Augenblicke prekärer. Kaum hatte ich indeß voll Resignation den Entschluß gefaßt, unter allen Umständen Rom jetzt zu verlassen, da erschien der Kammerherr und sagte freundlich: „Entschuldigen Sie das lange Warten — ist es Ihnen jetzt gefällig, mir zu folgen?“ — Dann führte er mich durch eine lange Reihe von Zimmern, stieß eine

Flügelthüre auf und blieb an derselben stehen mit den Worten: „Belieben Sie hier hineinzutreten."

Ich trat über die Schwelle; die Thüre schloß sich hinter mir; ich stand in einem kleinen, schwach erleuchteten Gemache mit rothen Seidentapeten, von dessen Inhalte ich im ersten Augenblicke durchaus Nichts erkennen konnte. Ich erwartete, wie bei Audienzen in Deutschland üblich, Se. Heiligkeit würde nach einigen Augenblicken durch eine andere Thüre hereintreten. Aber noch ehe ich mich dazu in angemessene Positur setzen konnte, sprach eine Stimme von unendlichem Wohlklange: „Approchez, Monsieur." —

Nun bemerkte ich, daß ich nur fünf Schritte von dem Statthalter Christi auf Erden entfernt stand. Pius IX. saß auf einem kleinen Fauteuil vor seinem Arbeitstische; ein dichter Lichtschirm von grüner Seide hinderte den Schein der beiden auf dem Tische stehenden Arbeitslampen, auf ihn zu fallen. Er schob den Schirm zur Seite; nun erkannte ich sein edles Gesicht, welches ich schon bei so vielen Gelegenheiten stets mit dem größten Interesse betrachtet hatte. Rasch trat ich näher; er streckte mir die feine, mit Ringen gezierte linke Hand entgegen; ich beugte der empfangenen Belehrung gemäß in angemessener Weise das Knie

und küßte die Hand. Dann trat ich ehrerbietig einige Schritte zurück und erwartete, daß Se. Heiligkeit das Wort an mich richten würde.

Der Papst schwieg einen Augenblick, indem er mich voll Wohlwollen anblickte. Ich glaube, es ist unmöglich, herzgewinnender zu lächeln, als er that. Bei diesem Lächeln schwand rasch alle meine Befangenheit; ich empfand das Gefühl eines unendlichen Wohlbehagens, als ich in dies milde Antlitz sah und den Blick der klugen und doch so gütigen Augen auf mir ruhen fühlte. Und diese Empfindung steigerte sich noch, als Pius mit ruhigem und sanftem Tone zu mir sagte:

„Sie kommen aus Deutschland und werden vermuthlich bald dahin zurückkehren. Ich wollte Sie nicht gern wieder abreisen lassen, ohne Ihren Wunsch erfüllt zu haben, von mir empfangen zu werden."

Weg waren alle meine schönen Phrasen! Aber sie waren auch gar nicht nöthig. Dieser einfachen Humanität gegenüber durfte ich wirklich ohne Bedenken der Eingebung des Augenblicks folgen.

„Ich erkenne die Gnade Ew. Heiligkeit mit tiefstem Danke an; denn ich will gestehen, es würde mich tief geschmerzt haben, in die Heimath zurückzukehren, ohne persönlich den Segen des Mannes

erhalten zu haben, auf den auch ganz Deutschland mit Ehrfurcht und voll großer Erwartung blickt."

Dies war keine Redensart, sondern die reine Wahrheit. Mir kam es vor, als hätte ich ein Mandat von ganz Deutschland in der Tasche, Sr. Heiligkeit dies zu sagen, und eben deshalb brachte ich es auch über Erwarten fließend heraus.

„Sie werden in Deutschland Vieles verändert finden," fuhr Pius fort. „Die deutsche Frage ist jetzt die erste und wichtigste, welche der Lösung bedarf. Denn davon, welche Gestalt die Dinge in Deutschland annehmen, hängt das Geschick der Welt ab. Eine völlige Umgestaltung muß jetzt dort eintreten. Das bisherige Verhältniß von Oesterreich und Preußen wird sich binnen Kurzem durchaus umwandeln und dann wird sich auch Italiens Schicksal entscheiden. Oesterreich ist Italiens größter Widersacher; bald wird sich zeigen, ob das übrige Deutschland Italien in seinen Bestrebungen unterstützen kann und wird."

„An den Sympathien des deutschen Volkes für Italien wird es nicht fehlen," erwiderte ich; „und wenn Deutschland das Ziel erreicht, einig zu werden, so wird es voll Dankbarkeit vor Allem

Ew. Heiligkeit zu Denjenigen zählen, welche dieser Idee zum Siege verholfen haben."

„Ich bin Werkzeug in Gottes Hand," sagte Pius. „Die Geschichtschreiber werden einst richten, was ich gethan habe; aber Gott wird richten, was ich gewollt habe: das Beste meines Volkes und aller Völker. Ich liebe die Deutschen. Im Mittelalter zogen sie mit den Waffen in der Hand nach Italien; ihre Kaiser ließen sich von meinen Vorgängern krönen, und zum Danke dafür verwüsteten sie oft das schöne Land. Jetzt kommen die Deutschen nicht mehr als Feinde, sondern um unsere Monumente, unsere Kunst, die Schönheit unserer Gegenden zu bewundern; sie bringen uns dafür ihre Bildung und Wissenschaft, ja Viele bleiben hier, um nicht wieder nach dem Norden zurückzukehren. Ich weiß sehr wohl, daß die Deutschen in weit höherem Grade Italien und sein Volk lieben, als die Italiener es ihnen zurückgeben."

Während Pius so sprach, hatte ich Muße, ihn genauer zu betrachten. Er war von mittlerer Größe, eher etwas zur Fülle geneigt, als mager. Der feine Schnitt seines edlen Gesichtes ist Jedem aus Tausenden von Abbildungen bekannt. Er hatte Nichts von dem blassen, oft olivenartigen

Teint der schwarzen Italiener; über die glatten und weichen Wangen war vielmehr eine frische, ich möchte sagen anmuthige Röthe ergossen, wie man sie sonst nur bei Nordländern zu finden pflegt. Noch hatten die Sorgen und die Last des hohen Amtes von Pius' Antlitz nicht die Rosen und den heiteren, unendlich wohlwollenden Ausdruck verscheucht. Unter dem kleinen rothen Sammetkäppchen hervor drängten sich einige braune Locken, in denen man keine Spur von Grau entdeckte, obgleich Pius damals 56 Jahre alt war. Er trug einen Ueberwurf von schwerer weißer Seide und darunter einen faltigen, bis auf die Füße herabreichenden Rock mit weiten Aermeln, gleichfalls von weißer Seide; die Füße steckten in weißseidenen Strümpfen und Pantoffeln. Dieser einfache Anzug hatte etwas sehr Würdevolles und Wohlthuendes. Außerordentlich schön waren die kleinen, aber gleichfalls etwas rundlichen weißen Hände, welche er beim Sprechen ruhig auf der Lehne des Sessels liegen ließ, während sonst die Italiener lebhaft damit zu gesticuliren pflegen. Die Lippen waren anmuthig geschnitten, aber nicht so schmal als sonst häufig bei den Italienern; um den Mund lag eine bezaubernde Herzensgüte und Freundlichkeit. Das kleine Unterkinn paßte vortrefflich zu dem Ganzen.

Von welcher Farbe die Augen waren, vermochte ich nicht zu erkennen; aber sie glänzten so von Güte, Ernst und Klugheit, daß man sie stundenlang mit Entzücken hätte betrachten können. Ich glaubte vor mir das Ideal des Seelenhirten zu sehen, zu dem Christus gesprochen: Simon Johanna, weide meine Schafe! — Aber auch das hätte ich mir, wäre ich unbefangen gewesen, in jenem Augenblicke sagen können: Dies ist nicht der Mann, der Italien zur Einheit und zur Freiheit zu führen vermag. Daß überhaupt ein Nachfolger Petri ein solches Werk nicht unternehmen konnte, ohne in den schneidendsten Widerspruch mit dem Princip der katholischen Kirche und sich selbst zu gerathen, und hieran entweder als Papst oder als Fürst zu scheitern, das begriff ich zu jener Zeit eben so wenig wie das italienische Volk, so einfach es war.

„Und doch," fuhr Pius fort, „wird es schwer sein, zwischen der deutschen und der italienischen Nation, die berufen sind, durch feste Freundschaft miteinander verbunden zu sein, den Frieden zu erhalten."

Hier glaubte ich nun in aller Unterthänigkeit mir eine Gegenvorstellung erlauben zu dürfen. „Das deutsche Volk," erwiderte ich bescheiden, aber nicht ohne einen Anflug von Festigkeit, „hält für

seinen Erbfeind die Franzosen, und blickt mit großen Befürchtungen gen Osten nach Rußland; aber einen Krieg mit Italien wird kein Deutscher je wünschen oder befürchten.“

„Der Krieg ist bereits eine vollendete Thatsache!“ begann Pius wieder. „Morgen wird ganz Rom wissen, daß auch Venedig sich empört hat, und daß König Karl Albert von Sardinien in die Lombardei eingerückt ist, fest entschlossen, die Oesterreicher bis auf den letzten Mann aus Italien zu vertreiben.“

Das also war es, was heute Abend den Quirinal so in Bewegung gesetzt hatte. Ja noch mehr, am folgenden Tage erfuhr ich, daß Pius, während ich in der Gallerie wartend auf und ab wandelte, den Befehl gegeben, das päpstliche Heer sollte zu Karl Albert stoßen, um gemeinsam mit ihm gegen Oesterreich zu kämpfen. Dies geschah dann auch, und die beiden päpstlichen Schweizer-Regimenter schlugen sich am zehnten Juni, dem blutigen Tage von Vicenza, unter dem tapferen General Durando zwar unglücklich, aber mit großem Muthe, während die italienischen Truppen größtentheils das Weite suchten.

„Ich unterscheide,“ ergriff Pius wieder das Wort, „streng zwischen der österreichischen Regierung

und dem deutschen Volke. Aber seit dreißig Jahren hat das deutsche Volk stets gethan, was die österreichische Regierung wollte. Das wird jetzt anders werden. Ich wiederhole, von der Haltung des deutschen Volkes, namentlich Preußens, wird es abhängen, ob wir aus dem entbrannten Kampfe als Sieger oder als Besiegte hervorgehen; in Deutschland wird sich Italiens Schicksal entscheiden."

Wie wörtlich ist dies, freilich nicht damals, aber im Laufe der Zeit, in Erfüllung gegangen! Nicht Frankreichs Siege bei Magenta und Solferino, sondern Preußens Auftreten verschaffte im Jahre 1859 den Italienern die Lombardei; Sadowa im Jahre 1866 das venetianische Königreich; die Siege über Frankreich im Jahre 1870 die Stadt Rom. Nun freilich, wer hätte zu jener Zeit ahnen können, daß derselbe Mann, der jetzt Rom zur Hauptstadt Italiens zu erheben trachtete, zweiundzwanzig Jahre später Diejenigen verfluchen und mit Bann und Interdict belegen würde, die es dann wirklich thaten. Das Ziel ist erreicht worden, dem Pius damals mit Aufopferung aller Kräfte nachstrebte. — Italien ist einig — und nun, wie steht er dazu! Es war aber auch eine ganz wunderbare Erscheinung: Ein Papst, das weltliche Schwert gegen das katholische und im

Grunde immer noch reactionäre Oesterreich ziehend, und dabei im Herzen auf die Hülfe des protestantischen, freiheitlich vorschreitenden Preußens bauend. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich Akiba's Ausspruch hier zu Schanden werden. So viele Widersprüche liegen in diesen wenigen Worten, daß eine Welt nicht vermag, sie aufzulösen. Sie sind auch nicht aufgelöst worden. Und wie inbrünstig hätte Pius im Jahre 1870 nicht gewünscht, Oesterreich möchte seinerseits zum Schwerte greifen gegen Italien und gegen seine eigene Nation, die ihn verwarf und ihm seine Stadt raubte, das Letzte, was ihm geblieben war. Welche Wandlung in dem kurzen Zeitraum von zwei Dutzend Jahren!

„Die französische Republik," fuhr Pius fort, „wird die Freundin Italiens sein. Sie billigt und begünstigt unsere Bestrebungen. Aber sie will den Frieden und wird Italien seinen eigenen Weg gehen lassen."

Wohl hütete sich Frankreich damals, für Italien gegen Oesterreich aufzutreten. Das «den eigenen Weg gehen lassen» aber bestand darin, daß schon am 30. Juni 1849 die Rothhosen das damals noch tüchtige Rothhemd Garibaldi aus der Republik Rom vertrieben, sich dann selbst für mehr als zwanzig Jahre in der Siebenhügelstadt festsetzten

und fortan Italien nach ihrer Pfeife tanzen ließen.

Ein Prophet war Pius IX. somit in diesem Puncte entschieden nicht. Indeß, wer hätte damals anders prophezeihen können? Er sprach dann noch eine Zeit lang in ruhiger, klarer und eleganter Rede über das Verhältniß, welches die Republik Frankreich den übrigen Staaten Europa's, namentlich Deutschland gegenüber, einnehmen würde, und betonte dabei den im französischen Volke tiefer als in irgend einem andern wohnenden monarchischen Sinn, ohne jedoch die so nahe liegende Schlußfolgerung ausdrücklich zu ziehen.

Nun aber sollte mir noch eine unerwartete Ueberraschung zu Theil werden.

„Was sind Sie?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Officier in Diensten Sr. Hoheit des Herzogs von Braunschweig."

„Von Braunschweig — in Deutschland?"

„Zu dienen, Ew. Heiligkeit."

„Dann sind Sie also ein Hannoveraner?" (Lei è dunque Annoverano?)

Da standen die Ochsen am Berge. Mir war (wie den meisten Protestanten, die überhaupt von katholischen Dingen herzlich wenig erfahren, und

meist mehr Falsches als Wahres) in meiner Kindheit stets gesagt worden, der Papst sei unfehlbar. Dieser Papst, vor dem ich stand, übte einen solchen Zauber auf mich aus, daß ich an jenem Augenblicke fast an seine Unfehlbarkeit zu glauben fähig gewesen wäre, obgleich sie erst zweiundzwanzig Jahre später zum Dogma erhoben wurde. Nun war ich mir freilich bewußt, im Lande Braunschweig geboren zu sein; auch stand in den Briefen, die ich erst gestern aus der Heimath erhalten, kein Wort davon, daß mein Landesherr zu seinen Vätern versammelt worden, und der König Ernst August in der alten Welfenstadt das Regiment führe. Ich begann irre an mir selbst zu werden. Klar war mir aber: selbst wenn ich einen Zweifel an dem hegte, was der heilige Vater eben so apodiktisch behauptete, es wäre völlig unangemessen gewesen, ihm Worte zu leihen, oder gar mich zu unterfangen, dem Statthalter Christi eine Belehrung in Betreff der deutschen Geographie zu ertheilen. Aber antworten mußte ich auf die Frage; die in solchen, oder vielmehr in den meisten Fällen bei den Italienern übliche Gegenfrage: Chi lo sa? (ja, wer weiß das?) hätte mich in den Verdacht unverantwortlicher Unwissenheit bringen, ja frech erscheinen lassen können; durch eine stumme Ver-

beugung aber die Annahme des Papstes zu bestätigen, wäre doch meinerseits offenbare Felonie gewesen.

Und dennoch gelang es mir, glücklicher als einst Odysseus, zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzusteuern.

Die Sprache des Macchiavelli besitzt ein kleines Wort, „altero“, zu Deutsch „etwas Anderes“, welches, gleich dem Kopfe des Janus, nach zwei entgegengesetzten Seiten blickt. Es drückt zuvörderst einen directen und entschiedenen Widerspruch gegen die Meinung des Andern aus, und gleicht in diesem Sinne auf's Haar dem Berliner „I, wo!“ — Nicht weniger aber steht es den Italienern frei, sich mit demselben „altero“ von der Meinung des Andern dadurch zu entfernen, daß man ihn seiner eigenen Richtung überflügelt und hinter sich zurückläßt. In diesem Falle sagt der Berliner „Na, ob!“

Ich hatte nun freilich ein ganz richtiges Gefühl, daß hier im Quirinal das Wort „altero“ etwa eben so angebracht sein möchte, als wenn ich im Weißen Saale zu Berlin einem gekrönten Haupte mit „I, wo“ oder „Na, ob“ unter die Augen ginge. Indeß ich sah keinen Ausweg. Ich verbarg also meine Verwirrung hinter einer tiefen Verbeugung und sprach im bescheidensten Tone das

vieldeutige Wort: „altero“, mit der Ueberzeugung, Pius würde unfehlbar den richtigen Sinn errathen.

Wahrscheinlich lächelte er darob. Dann aber richtete er wieder huldvoll das Wort an mich:

„Sie sind Officier?“

„Zu Befehl, Ew. Heiligkeit.“

„Der Infanterie oder der Cavallerie?“

„Der Cavallerie.“

„Das freut mich. Auch ich bin Officier in der Cavallerie gewesen; aber ich habe nur wenige Jahre die Waffen getragen, meine Gesundheit ertrug die Anstrengungen des Dienstes nicht. Auf den Wunsch des Papstes Gregor vertauschte ich den Degen mit dem Brevier. Damals bedauerte ich dies sehr; aber jetzt bin ich völlig zufrieden damit, denn Sie sehen (und hierbei lächelte er mit einer wunderbaren Mischung von Güte und liebenswürdiger Heiterkeit), ich habe es in meinem jetzigen Stande recht weit gebracht, viel weiter, als ich irgend hoffen durfte. Möge es Ihnen in Ihrem Stande ähnlich ergehen!“

Der Statthalter Christi geruhte mit einem Lieutenant zu *scherzen*, und in solchem Augenblick! — schon wieder mußte Akiba sich geschlagen erklären! Ich war völlig überwältigt. Ich versuchte die Versicherung von mir zu geben, aller

militärische Ruhm und Erfolg, der mir etwa beschieden sein sollte, könne das Glück dieser Stunde nicht aufwiegen — es gelang aber nur mittelmäßig, und darob wird Niemand mich verdammen.

Wohl eine Viertelstunde mochte über dieser Unterredung vergangen sein, schon viel zu viel seiner kostbaren Zeit hatte der Papst an mich verschwendet.

„Haben Sie Rom gründlich gesehen?“ begann er wieder.

„So gründlich, Ew. Heiligkeit, als man in der kurzen Zeit von drei Monaten kann; aber ich habe es unendlich lieben gelernt.“

„Wann reisen Sie ab?“

„Uebermorgen.“

„Nun, wenn Sie Rom so lieben, dann brauche ich Ihnen wohl nicht zu empfehlen, vor der Abfahrt aus Fontana Trevi zu trinken, Sie werden auch ohne das wiederkommen.“

„Rom wiederzusehen, wird stets das Ziel meiner brennenden Sehnsucht sein.“

„Wohlan, so wünsche ich Ihnen glückliche Reise, und möge unser Herrgott stets mit Ihnen sein!“

Bei diesen Worten streckte der Papst mir wieder die linke Hand entgegen. Ich verneigte mich von Neuem tief mit einer Kniebeugung und küßte die

Hand. Während dessen legte er die Rechte leise auf meinen Kopf und ließ sie einen Augenblick da ruhen, um mir seinen Segen zu ertheilen. Als er sie zurückzog, erhob ich mich, machte eine tiefe Verbeugung und schritt rasch der Thüre zu, welche sich von selbst lautlos vor mir öffnete. Ich wendete mich nochmals, verneigte mich noch einmal voll Ehrfurcht und Dankbarkeit und schritt über die Schwelle. Dort stand der Kammerherr.

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte er. „Selten oder nie pflegt Se. Heiligkeit so spät am Abend Jemand zu empfangen, und gerade heute war er mehr als gewöhnlich von den Geschäften beunruhigt und abgespannt." — Dann geleitete er mich bis an die große Treppe und verabschiedete sich mit freundlichem Händedruck von mir.

Unten in der Halle sielte sich in bequemer Stellung auf einer Bank mein Freund, der Schweizer aus dem Münsterlande.

„Was hat denn der Heilige Vater so Wichtiges und so Langes mit Ihnen zu reden gehabt?"

„Nichts was ich wieder sagen dürfte, — aber hier ist Etwas für Euch, um auf sein und mein Wohl zu trinken." — Dabei gab ich ihm einen ganzen Scudo, den er mit treuherzigem „Vergelt's

Gott!" schmunzelnd in der Hand umdrehte. Und dies ist das einzige Mal, daß ich im classischen Lande der Trinkgelder Freude daran empfunden habe, eins zu geben.

Es schlug halb elf Uhr auf Ara Coeli, als ich die breite capitolinische Treppe hinanstieg zum Palazzo Caffarelli, wo eine kleine Gesellschaft von Freunden meiner seit drei Stunden geharrt hatte. Man hatte bereits nach meiner Wohnung geschickt und dort erfahren, ich sei vor langer Zeit im Wagen fortgefahren, ohne zu sagen wohin.

„Wo haben Sie gesteckt, Sie Bösewicht?" rief die Dame vom Hause mir entgegen.

„Beim Papste."

„Ach was, scherzen Sie nicht, wir sind genug in Sorge um Sie gewesen!"

Nun zog ich meine Citation zur Audienz hervor, schlug siegreich jeden neidischen Zweifel darnieder, und wurde von Allen ob meiner Errungenschaft lebhaft beglückwünscht. Beim Montefiscone mußte ich die Einzelheiten meiner Entrevue berichten, und Alle waren höchlich erfreut von der Liebenswürdigkeit und Humanität des edlen Oberhirten der katholischen Christenheit; dem Dr. theol. Papst aber, welcher damals während der Orientreise des preußischen Gesandtschaftspredigers dessen

Stelle vertrat, wurde sein Namensvetter auf dem Stuhle Petri eindringlich als Vorbild aufgestellt. Wir beschlossen den Abend froh und mit der Hoffnung, uns dereinst in friedlicheren Zeiten wieder hier auf dem historisch bedeutendsten Puncte der Erde, dem Capitole von Rom, zu treffen, und dann womöglich Alle Pius die Hand zu küssen.

Und was ist daraus geworden! Von uns, den „Niedriggepflanzten", spreche ich nicht, aber von ihm und seinem Werke. — Er wollte die Einigung Italiens schaffen: mit Hülfe fremder Waffen ist die Einheit gekommen, aber die Einigung ist noch weit; denn diese kann dort, wie überall, nur geschaffen werden durch einen großen Mann auf dem Throne und redliche Arbeit des ganzen Volkes. Aber Beides fehlt dort; das Volk vertraut nicht auf seinen Herrscher, und die Kirche hat ihn ausgestoßen. Die Freiheit ist wohl da, aber sie geht nicht Hand in Hand mit der Achtung vor dem Gesetze. Es mangelt nicht an warmer, freilich sehr phrasenhafter Vaterlandsliebe; aber sie schützt nicht vor einer Corruption, welche nach Ansicht des Volkes in die höchsten Regionen hinaufreicht. Unerträglicher Steuerdruck und Rückgang des nationalen Wohlstandes sind bis jetzt die hervorragendsten Segnungen der neuen Ordnung der

Dinge gewesen. Hoffen wir, daß das schöne Land dennoch einst „durch Nacht zum Licht" gelange.

Und Pius selbst! — er vermochte nicht die Geister zu bannen, welche er beschworen. Die Revolution erhob ihr Haupt; er mußte in unwürdiger Verkleidung aus Rom fliehen, und ein republikanischer Senat saß auf dem Capitole — freilich nicht, um wie weiland den eindringenden Galliern, Mann für Mann zum Opfer zu fallen. Fremde Bayonette führten Pius in die eigene Stadt zurück; der einst abgöttisch Verehrte stand ihr von da an fast als Feind gegenüber. Der edle, einst so milde Mann wurde finster und verbittert. Er hatte vergeblich versucht, die Freiheit zu geben — nun ward er ihr entschiedener Widersacher. Im Syllabus verfluchte er jeden Anklang an politische, ja an geistige Freiheit; er warf der ganzen modernen Ordnung der Dinge den Fehdehandschuh hin und suchte schließlich jeden Einspruch durch Proclamirung eines Dogma's zu brechen, welches alle Geister in Aufruhr versetzt. Er, dem an Herzensgüte keiner unter den Fürsten glich, er wurde hart bis zur Grausamkeit, — die schreckliche Hinrichtung von Monti und Tognetti nach Garibaldi's letztem Attentate auf Rom und der Chassepotprobe von Mentana bezeugt dies nur zu deut-

lich. Dafür hat sich der Sinn und das Herz des eigenen Volkes von ihm abgewendet. Es wäre sonst wohl nicht geschehen, daß der Rè galantuomo mitten im Frieden die Thore Roms mit Kanonenschüssen öffnete, das Oberhaupt der Kirche nach Trastevere hinübertrieb und sich selbst als Herrscher auf dem Capitole niederließ. Nun weilt der Statthalter Christi einsam im Vatican; nur selten durchbrechen mühsam zu Stande gebrachte Loyalitätsadressen den Kreis, welchen eine fanatische Partei so eng um ihn gezogen, daß er weit mehr ein Gefangener, als ein Herrscher der Kirche zu sein scheint. Und nicht einmal der Glorienschein des Märtyrers soll sein Haupt zieren; denn die italienische Regierung zahlt ihm eine wohlbemessene Civilliste von 3,225,000 Franken jährlich; sie erhält ihn, und sie kennt sehr wohl die unerbittliche Macht des Geldes. Armer Pius! — noch sitzest Du auf Deinem wogenumbrandeten Throne in kalter, eisiger Höhe — Du mußt ausharren bis an's Ende, und Du wirst es thun — aber wie oft magst Du in kummervoll durchwachten Nächten voll bitteren Schmerzes geseufzt haben: O hätte ich doch nie den Degen mit dem Brevier vertauscht!

Ein Tag in der Garnison.

1848.

Wo berühren sich die Extreme wohl näher und unvermittelter als im Leben des Officiers? Krieg und Frieden — giebt es größere Gegensätze? Und im Kriege, welch jäher Wechsel von Freude und Leid, von heiteren und furchtbaren Empfindungen! Aber auch im Frieden: Tags über die mechanische, geisttödtende und doch völlig unerläßliche Beschäftigung mit den allerunbedeutendsten Kleinigkeiten — wenn der Dienst vorbei ist, heiterer, sorgloser, oft poetischer Genuß des Lebens. Ob die Kinnkette richtig eingehängt, die Kopfstellung des Pferdes tadellos, der Absatz genügend heruntergenommen ist, davon dünkt uns des Morgens in der Reitbahn das Wohl der ganzen Welt abzuhängen. Aber noch viel wichtiger erscheint es uns Abends, ob Donna Anna oder Elisabeth ihre Partie hin=

reißend singen, oder welcher Dame auf dem Balle der Preis der Schönheit und Eleganz gebührt.

So war es wenigstens in den guten alten Zeiten vor 1866. Daß diese „guten alten Zeiten" in militärischer Hinsicht in vielen deutschen Staaten im Grunde höchst bedauerlich waren, daß die Heerverfassung des deutschen Bundes uns rettungslos dem Erbfeinde preisgab, das wußten wir freilich nur zu gut. Es lag sogar etwas Tragisches darin, daß wir es wußten und doch nicht ändern konnten.

Im gewöhnlichen Alltagsleben kümmerten wir uns freilich nicht allzuviel darum. Wir thaten unseren Dienst, wir ritten unsere Pferde, wir gingen in's Theater, in Gesellschaft oder zu „Wagners". Wir wurden nicht, wie jetzt leider der Fall, vom Dienst überbürdet und geistig abgestumpft; wir hatten reichlich Zeit, uns auch um Anderes zu bekümmern, und thaten es fleißig; wir beschäftigten uns mit Kunst und Wissenschaft, wozu in fast allen Richtungen die Residenz uns vielfach Gelegenheit und Anregung bot, und wir führten im Grunde ein weit „menschenwürdigeres Dasein", als dem Officier jetzt vergönnt ist. Es hat eben Alles seine zwei Seiten.

Von unserem Garnisonleben könnte ich nun viel Ergötzliches erzählen. Aber einestheils hat

Winterfeld dies Thema in unübertrefflicher Weise bereits erschöpft, anderentheils schließt mir in vieler Beziehung die Rücksicht auf die Lebenden den Mund. Ich will indeß aus tausend anderen heute einen Tag herausgreifen, um zu zeigen, wie es dem Officier eines „kleinen deutschen Contingentes" zu ergehen pflegte.

Es war ein Mittwoch=Morgen des Jahres 1848. Bekanntlich blieben am Mittwoch die Pferde der Cavallerieofficiere stehen. Ich hatte Ausschlafetag gehabt, und saß im Hausrocke sehr gemüthlich in meinem Zimmer, Ansichten und Erinnerungen meiner vor Kurzem vollendeten ersten größeren italienischen Reise ordnend. Da klopfte es an, und herein trat, trotz der frühen Stunde, mein Regimentscommandeur. Dies war nichts Ungewöhnliches. Ich stand mit dem Oberst auf dem besten Fuße. Er war ein sehr tüchtiger Cavallerist aus der alten preußischen Schule, daneben ein talentvoller Zeichner, dem es nur an guter Ausbildung gefehlt hatte. An mir schätzte er vor Allem die „künstlerische Ader", welche sich freilich auf das Verständniß der Kunst und die Liebe zu ihr beschränkte. Oft begegnete ich ihm draußen mit dem Skizzenbuche unterm Arme und stundenweit schickte er mich in der Runde umher, um eine schöne alte Eiche oder sonst ein

für den Maler geeignetes Motiv aufzusuchen. Im Dienst war er streng, aber sobald die Stunde des Dienstes vorbei, war er ein geistreicher Mann von großer Liebenswürdigkeit, der stets die allerbesten Geschichten zu erzählen wußte und sich über Alles lustig machte.

„Guten Morgen, guten Morgen — was machen Sie da?"

„Herr Oberst, entschuldigen Sie meinen Anzug."

„Bitte, bitte, bleiben Sie wie Sie sind, und geben Sie mir eine Cigarre. So, nun lassen Sie einmal sehen."

Mit großer Lebhaftigkeit fiel er nun über meine italienischen Ansichten her. Er kannte von den Napoleonischen Feldzügen her Genua, Neapel und Sicilien, und in weniger als zehn Minuten war er so im Fahrwasser seiner alten Erinnerungen, daß er alle Augenblicke die Cigarre neu anzünden mußte; vielleicht hatte sie auch keine rechte Luft. Ich schenkte ihm eine Ansicht der Tempel von Pästum, welche er zu einem Oelgemälde zu benutzen wünschte, und hätte ich Leinwand und Farben da gehabt, er würde auf der Stelle angefangen haben zu malen, so war er Feuer und Flamme.

Plötzlich sprang er auf. „Was hat es geschlagen?" rief er.

„Es wird zehn Uhr sein, Herr Oberst.“

„Nein, nein, das meinte ich eigentlich nicht, ich wollte etwas ganz Anderes, ich wollte über Etwas mit Ihnen reden, und da habe ich es über die verfluchten Bilder ganz vergessen.“ Dabei ging er offenbar in großer Verlegenheit im Zimmer umher, und kratzte mit der rechten Hand in den Haaren.

Ich sah, ich mußte ihm Muth machen. „Schießen Sie los, Herr Oberst — ich habe nachher eine wundervolle Geschichte für Sie.“

„Ach was, wundervolle Geschichte — es handelt sich um eine sehr unangenehme Geschichte.“

„Wenn ich Ihnen irgend helfen kann, Herr Oberst — —“

„Sie mir helfen? — Na das ist gut! — Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen.“

„Aber Herr Oberst, was ist denn vorgefallen?“

„Nun, eine Sache, die nach Allem dem, was sonst schon auf Ihrem Kerbholze steht, Ihnen an Kopf und Kragen gehen kann.“

Ich lachte, denn ich war mir auf's Bestimmteste bewußt, seit längerer Zeit nicht das Geringste peccirt zu haben, weder dienstlich noch außerdienstlich.

„Lachen Sie nicht,“ rief er in Verzweiflung; „wenn unser allergnädigster Herr dies erfährt, wird

er wüthend sein. Das vorige Mal habe ich Sie noch glücklich herausgerissen; diesmal aber weiß ich wirklich nicht, wie ich es anfangen soll."

Mein reines Gewissen hielt mich noch immer über dem Wasser; ich sagte also sehr bestimmt: „Nun, Herr Oberst, ich werde mich schon selbst durchschlagen, sagen Sie mir nur endlich, was los ist."

„So, Sie wollen sich selbst durchschlagen? — Wissen Sie denn nicht, was gestern Nachmittag am Monumentsplatze passirt ist?" Damit nahm er die Cigarre aus dem Munde und stellte sich in sehr entschiedener Positur vor mich hin.

„Nein, Herr Oberst," erwiderte ich völlig ruhig.

„Nun, so will ich es Ihnen sagen. Es ist heute früh um acht Uhr eine Deputation von drei achtbaren Bürgern bei mir gewesen, um mir Anzeige von dem Factum zu machen und die allerstrengste Bestrafung des Schuldigen zu verlangen, und der Schuldige sind Sie!"

„Ich, Herr Oberst? — Wie so?"

„Ja, Sie! — Haben Sie dort von drei bis fünf Uhr die Recruten des Regiments zu Fuß exercirt?"

„Ja wohl, Herr Oberst."

„Ist noch ein anderer älterer Offizier dabei gewesen?“

„Nein.“

„Nun, so bleibt die ganze Sache auf Ihnen hängen, und ich kann Sie nicht retten.“

Jetzt riß mir die Geduld. Ich wußte, daß ich jeden mir zugetheilten Zweig des Dienstes mit größter Gewissenhaftigkeit that, und daß gestern nicht das Mindeste vorgefallen war, was einen Tadel verdient hätte. Daß aber gar drei achtbare Bürger schon um acht Uhr Morgens sich in die Angelegenheiten des Regiments mischten, und daß der Oberst sie nicht kurzweg zur Thüre hinausgeworfen hatte, das ärgerte mich, obgleich das Jahr des Unsinnes, 1848, damals in vollster Blüthe stand.

„Herr Oberst,“ rief ich, „was habe ich gethan, und wer hat mich bei Ihnen verklagt?“

„Nichts haben Sie gethan, und das ist eben das Schlimme. Sie wissen doch, daß Se. Hoheit erst kürzlich wieder auf's Allerstrengste untersagt hat die Untergebenen zu schlagen, und daß, um die sehr difficile Stimmung der Bürgerschaft nicht noch mehr aufzuregen, jede Ueberschreitung dieses Verbotes eine schwere Strafe nach sich ziehen wird.“

„Aber Herr Oberst, ich habe in meinem Leben

noch keinen Untergebenen gehauen, und gestern erst recht nicht. Gott Lob, die Leute gehorchen mir ohne das auf's Wort."

„Das haben Sie auch nicht; aber die Bürger haben gesehen, daß ein Unterofficier einem Husaren im Gebüsche mit der flachen Klinge wohl ein Dutzend Hiebe hinten vor die Reithose gegeben hat. Das mag wohl mörderlich geballert haben, denn jetzt ist die ganze Stadt in Aufruhr, und heute Abend um sechs Uhr soll wegen der Sache eine Volksversammlung abgehalten werden. Unter Ihrer Aufsicht hat die Abtheilung exercirt; ich muß mich an Sie halten. Und darüber lachen Sie noch?"

Ich lachte so herzlich, daß der Oberst mit einstimmte und ausrief: „Wenn die verfluchten Kerls doch nicht immer hinten auf die Reithose hauen wollten, sondern lieber oben auf die Stalljacken; das kommt viel besser durch und man hört es nicht!" Dann wurde er wieder ernsthaft und sagte: „Der Herzog hat es mir ausdrücklich anbefohlen, er will das Hauen nicht haben. In der Reitbahn mit der Peitsche, das ist was Anderes, da meint man das Pferd, wenn man den Mann trifft, und da sieht es Keiner; aber am Monumentplatze am hellen Nachmittage, wo die ganze Welt spazieren geht, das ist zu arg! Was wird Se. Hoheit dazu

sagen, wenn eine Volksversammlung abgehalten wird! Warum haben Sie nicht den Unterofficier sofort in Arrest geschickt? — Bei diesen Worten fing er wieder an, im Zimmer umherzulaufen.

„Herr Oberst," erwiderte ich, „hören Sie mich einmal ruhig an — hier ist Feuer. Ich hatte gestern die neueingestellten Recruten von allen Escadrons zu exerciren, im Ganzen achtundvierzig Mann. Wie immer habe ich diese in der ersten Stunde in Trupps von zwölf Mann eingetheilt und habe durch die Unterofficiere Wendungen und Griffe machen lassen, in der zweiten Stunde aber zwei Züge formirt und diese selbst commandirt. Während des Exercirens in Trupps gehe ich stets von einem Trupp zum andern und überwache die Instruction genau. Der Monumentsplatz ist groß und wegen den vielen Bosquets gar nicht zu übersehen. Stehe ich an einem Ende, so ist es mir absolut unmöglich zu bemerken, was in dem Augenblicke am anderen Ende hinter den Gebüschen geschieht."

Erleichtert athmete der Oberst auf. „So, so, dann sind Sie ja eigentlich ohne alle Schuld?"

„Gewiß, Herr Oberst, das bin ich auch."

„Das ist mir lieb, das ist mir lieb. Aber bestrafen muß ich Sie doch. Der Officier muß Alles

sehen; er ist verantwortlich für das, was die Unterofficiere thun."

Darin hatte nun der Oberst Recht. Nicht einmal an meinen Escadronchef konnte er sich in diesem Falle halten, denn ich hatte die Recruten des ganzen Regiments exercirt.

„Wer ist denn der Unterofficier gewesen? Er hat einen großen, schwarzen Schnurrbart gehabt."

„O, natürlich, wieder kein Anderer als mein Freund, der Corporal Volling, der hübsche Mensch aus der Wesergegend. Und dem Husaren ist sein Recht geschehen; der verfluchte Kerl stellt sich taub und tritt niemals mit an, wenn Marsch commandirt wird."

„So, so; das ist recht; so Einer muß Hiebe haben und ordentlich, aber nicht, daß es die Bürger sehen. Wissen Sie was? Lassen Sie das nächste Mal den ganzen Trupp zwei Stunden nachexerciren, dann sollen Sie sehen, was der Mensch Abends, wenn „Licht aus" geblasen ist, auf dem Zimmer für eine Ablederung mit dem Mantelsackriemen kriegt. Das hilft! Aber Ihnen kann ich doch nicht helfen."

Wieder begann er im Zimmer umherzulaufen und sich in den Haaren zu kratzen.

„Wissen Sie was? Ich werde Ihnen heute

Mittag um zwölf Uhr auf dem Casernenplatze einen Verweis vor versammelten Officiercorps geben; dann ist die Sache abgethan und die unglückliche Volksversammlung findet wenigstens nicht statt. Sie wissen, daß der Herzog Nichts weniger leiden kann, als die verdammten Volksversammlungen."

„Aber, Herr Oberst, ein Verweis vor versammeltem Officiercorps —"

„Lassen Sie mich nur machen. Ich werde Sie sehr ernst anreden, dann antworten Sie mir dasselbe, was Sie mir vorhin gesagt haben, und dann werde ich Gelegenheit nehmen, Ihren Diensteifer zu rühmen und Ihnen wegen der raschen und vorzüglichen Ausbildung der Recruten ein ganz besonderes Lob zu ertheilen, verlassen Sie sich auf mich! Nun geben Sie mir aber nochmals Feuer und schicken Sie mir heute Mittag die Ansicht von Pästum, ich will gleich heute Nachmittag damit anfangen. J, so'n verfluchter Kerl, der Corporal Volling! Na warte Du!"

In bester Laune trennten wir uns, denn wir freuten uns im Herzensgrunde auf die nette Komödie, welche wir heute Mittag vor den versammelten Officieren gemeinschaftlich aufführen würden. Um halb zwölf Uhr ging ich zum Casernenplatze hinauf, wo, Mittwochs ausgenommen, die Officiere

sich um zwölf Uhr zum „Stalldienst“ zu versammeln hatten. Unter den zu Fuß und zu Pferde sich Versammelnden herrschte eine gewisse Aufregung; irgend Etwas mußte vorgefallen sein, daß sie auch heute expreß dorthin beordert waren. Die wunderbarsten Vermuthungen wurden aufgestellt. Endlich sagte ich mit großer Gemüthsruhe: „Das Räthsel will ich Euch lösen; ich kriege heute coram omnibus einen Abriß.“

„Du?“ — riefen Alle — „Du hast wohl eine Bürgerwehrpatrouille vom Trottoir gerempelt?“

„Gott bewahre, ich bin unschuldig wie ein Lamm; aber einen Abriß kriege ich doch; ich habe heute Morgen die Sache mit dem Oberst schon blind durchgemacht.“ Nun erzählte ich unter schallendem Gelächter, vielleicht mit einigen ausschmückenden Zusätzen, die Scene von heute früh. Aber während wir noch im besten Lachen waren, kam plötzlich den gepflasterten Fußweg zwischen den Bosquets herauf Alexander, der Sohn des Oberst, Premier-Lieutenant im Regimente und ein ganz vorzüglicher Schauspieler, voll der schnurrigsten Einfälle. Er hatte sich unbemerkt aus dem Kreise der Cameraden fortgeschlichen und trat nun, den Gang und die Bewegungen seines Vaters, ja sogar dessen eigenthümliches Schütteln mit den Ohren bei unange-

nehmen Veranlassungen auf's Täuschendste nachahmend, heran, um uns folgende Rede zu halten:

„Meine Herren; es ist mir eine sehr peinliche Pflicht, Sie heute zusammenzurufen. Aber der Lieutenant v. U. weiß offenbar noch nicht, daß seit dem 1. April d. J. der Frühlingsodem der Freiheit durch die Welt weht. Wir sind nicht mehr die braven, alten, verthierten Söldlinge, sondern constitutionelle Staatsbürger auf breitester demokratischer Grundlage. Will Einer Einen hauen, wogegen ich gar Nichts habe, aber feste, so thue er es heimlich, aber nicht so, daß mir schon Morgens gegen acht Uhr drei achtbare Bürger auf die Bude rücken. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen, Herr Lieutenant?"

In dem Momente, als ich mich, den Don Juan parodirend, zur Erwiderung anschickte, ging der Corporal Volling mit seinem Beritt zum Stalldienst nach dem Stalle hinab. Er wurde herangerufen und zur Rede gestellt, leugnete auch sein Verbrechen durchaus nicht, rühmte vielmehr den sofortigen vollständigen Erfolg, der von ihm angewandten ultima ratio. Als ihm nun eröffnet wurde, welche Folgen die Sache gehabt und daß wahrscheinlich heute Abend eine Volksversammlung abgehalten werden würde, meinte er, wenn der Herr Premier-Lieute-

nant Nichts dawider hätte (glücklicherweise war mein Rittmeister auf Urlaub), so wollte er mit einem Dutzend Cameraden der Volksversammlung beiwohnen; sie würden aber ihre Ausklopfestöcke mitnehmen. Obgleich wir nun Alle eigentlich das Auskunftsmittel höchlich billigten, wurde er dennoch schleunigst abgenast und entlassen; denn eben kam der Regimentscommandeur in Begleitung des etatmäßigen Stabsofficiers und der Escadronchefs den Weg herauf. Seine Art und Weise, und namentlich das Schütteln der Ohren, war so genau die Copie dessen, was uns eben sein Alexander vorgeführt, daß eine ganz unbändige Heiterkeit sich unserer bemächtigte. Indeß mäßigten wir uns so gut es ging und salutirten vorschriftsmäßig die Herantretenden. Der Oberst warf mir erst einen sehr ernsten Blick zu, dann aber einen tröstenden. Alle verstanden die Bedeutung; aber Keiner wagte den Andern anzusehen.

Der Oberst trat nun in die Mitte und sprach: „Meine Herren, es ist mir sehr peinlich gewesen, Sie heute zusammenzurufen. Herr Lieutenant, Sie scheinen durchaus nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen, was die neuen Zeiten erfordern. Alle körperlichen Züchtigungen der Untergebenen sind auf's Strengste verboten, vor Allem die öffentlichen.

Es ist mir aber von drei achtbaren Bürgern die Anzeige gemacht, daß gestern Nachmittag ein Unterofficier der unter Ihrer Aufsicht exercirenden Abtheilung einen Recruten mit dem Säbel geschlagen hat und zwar sehr heftig. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen, Herr Lieutenant?"

Ich sah das Zucken auf den Gesichtern der mir Gegenüberstehenden; ich fühlte, öffnete ich den Mund, so mußte ich losplatzen. Die Lunte lag dicht beim Pulverfasse und ich wußte, was auf dem Spiele stand. Es war ein entsetzlicher Moment. Zweimal setzte ich an — nein, es ging nicht! — Mir trat der kalte Schweiß vor die Stirn.

Dem Oberst, welcher den Zusammenhang nicht ahnte, that nun der zerknirschende Eindruck seiner Rede leid. Da ich noch immer schwieg, bemächtigte sich seiner die Furcht, ich könnte ihn meinerseits im Stiche lassen; das wäre schrecklich gewesen, denn hierauf war er durchaus nicht vorbereitet. „Nun, Herr Lieutenant, Sie werden doch irgend Etwas zu Ihrer Entschuldigung vorbringen können, z. B. — z. B. — vielleicht haben Sie den Vorfall gar nicht bemerkt?"

Ich hatte mich nun so weit gesammelt, daß ich, allerdings mit merklich zitternder Stimme, die heute

früh verabredete Aufklärung des Sachverhalts zu Tage förderte.

Jetzt verklärte sich sein Gesicht und er sprach: „So, so, das ist freilich etwas ganz Anderes, es ist mir sehr lieb, das zu hören."

„Und ich erlaube mir gehorsamst zu bemerken," sprach mein Premier-Lieutenant, herantretend, „daß ich dem Corporal Volling für sein dienstwidriges Benehmen soeben drei Tage Arrest zugetheilt habe."

„Schön, schön," rief der Oberst voll Freude und ganz und gar aus der Rolle fallend, „dann ist ja die Sache bereits abgethan. Fahren sie fort, Herr Lieutenant, sich so thätig, wie bisher des Recrutenexercirens anzunehmen, damit ich Ihnen bei der Besichtigung wieder ein Lob ertheilen kann. Ich danke Ihnen, meine Herren. Alexander gieb mir eine Cigarre, aber nicht von der Sorte, welche der Sergeant-Major nicht mehr rauchen will, sondern von der guten, die ich Dir neulich geschenkt habe."

Wir traten nun in Gruppen auseinander und durften lachen, so viel wir wollten.

Nach einer kleinen Weile winkte der Oberst mich abseit und sagte: „Nun, nun, Sie brauchten die Sache nicht so ernsthaft zu nehmen. Was Teufel!

ein Husar muß nie aus der Fassung kommen; Sie wußten ja, daß es nicht so schlimm gemeint war."

„Entschuldigen Sie, Herr Oberst, ich glaubte, ich würde einen Verweis vor versammeltem Officiercorps bekommen, und das ist doch immer keine Kleinigkeit."

„Was, was? — Habe ich Ihnen denn keinen Verweis ertheilt?"

„Nein, Herr Oberst, das haben Sie vergessen."

„I, verflucht! Das kommt, wenn man aus dem Concepte gebracht wird. Na, um so besser — für die Bürger reicht es ja aus, daß der Volting im Loche sitzt — die Volksversammlung wird nun wohl abbestellt werden. Aber nehmen Sie sich in der Stadt mit Ihren reactionären Redensarten von cazzacci und dergleichen in Acht, sonst kommen Sie doch noch 'mal in Teufels Küche. Hat denn Ihr Freund keine neuen Caricaturen auf unsere Freiheitsmänner gezeichnet? Sie wissen, wie das unsern gnädigsten Herrn amüsirt." —

So verflog die schwere Gewitterwolke, welche heute über meinem Haupte geschwebt hatte. Nach einigen Tagen rief mich der Oberst auf der Promenade an.

„Sie sind ein verfluchter Kerl, und schonen Ihre besten Freunde nicht. Wenn Sie nicht reinen Mund

halten können, sage ich Ihnen niemals Etwas wieder. Wissen Sie, daß ich eigentlich Sie und Alexander alle Beide hätte in Arrest schicken müssen? Aber der Witz war gut und es thut mir blos leid, daß ich ihn nicht mit angesehen habe. Na, darum keine Feindschaft. Haben Sie kein Feuer bei sich?" — —

Es war nur ein Act der Gerechtigkeit von Seiten des Schicksals, daß es mir für die angstvolle Stunde des Vormittags am Abend eine reiche Entschädigung aufgespart hatte. Den Mittwoch Nachmittag pflegte ich zum Herumstreifen außerhalb der Stadt zu verwenden. Für heute war etwas Besonderes projectirt — eine Partie mit Damen nach dem Fischerhause. Landpartien mit Damen sind meist sehr langweilig. Man schwatzt von allen erdenklichen nicht in die Situation passenden Sachen, trinkt dünnen Kaffee mit schlechter Sahne, spielt Gesellschaftsspiele im Freien und kommt nicht einen einzigen Augenblick zum Genusse der Natur. Diesmal aber waren es nicht Damen aus der Gesellschaft, sondern Künstlerinnen, welche ich zu führen hatte. Die ältere, verheirathete, etwas wohlbeleibte, welcher bei solchen Gelegenheiten die Rolle der Mutter oblag, war eine außerordentlich tüchtige Musikerin, die sich auch nicht

ohne Erfolg in der Composition versucht hatte. Die jüngere war Concertsängerin und hielt sich seit einigen Monaten in der Stadt auf. Ein junger auswärtiger Musiker, gleichfalls Componist, der sich seitdem einen geachteten Namen erworben hat, und welcher sich durch prächtigen Humor auszeichnete, war der Vierte von der Gesellschaft. In so geringer Zahl kann man sich dreist in die Natur hinauswagen. Es war ein wundervoller Juninachmittag als wir bald nach fünf Uhr am Thore zusammentrafen. Die Sandwüste des Exercirplatzes war rasch durchmessen. Bei den ersten Häusern des nächsten Dorfes vorbei ging es zu den ausgedehnten Teichen, welche ehemals den Bewohnern des reichen Klosters, jetzt dem Pächter der Klosterdomaine reichlichen Vorrath von Fischen lieferten. Die Dämme zwischen den Teichen waren mit dichtem Gebüsch bewachsen, welches sich laubenartig über dem schmalen Fußwege wölbte, ab und zu einen Durchblick auf die Teiche gestattend. Nach einer Stunde Gehens hatten wir das Fischerhaus erreicht. Dicht neben demselben hatte ich in Gemeinschaft mit einigen Cameraden eine kunstlose Bank unter zwei Eichen anbringen lassen. Der Punkt war so schön, wie er in der norddeutschen Tiefebene sein kann. Nach der einen Seite erblickte

man über eine große zum Theil schilfbewachsene Wasserfläche hinweg die herrlichen alten Bäume des nahen Waldes, und einen schönen einige Stunden entfernten gleichfalls bewaldeten Höhenzug. Nach der anderen über einen kleineren Teich den imposanten Bau der alten romanischen Klosterkirche. Die tiefste Stille herrschte rings umher, nur das nimmermüde Zwitschern des Rohrsperlings und der abgebrochene Schrei der Krickenten von den Teichen her erklang. In weiter Ferne trieb langsam der Fischer seinen Kahn, um Reusen in das Schilf zu stellen. Wenige kannten dies Fleckchen; vor Ueberfällen waren wir hier sicher. Wir lagerten uns auf dem weichen Rasenteppich, und ich holte aus dem Fischerhause die Flaschen mit Limonade und Sodawasser, welche ich vorsorglich dorthin befördert hatte. Hier wollten wir eine Stunde rasten, ehe wir uns in den Wald vertieften.

Es war bei dem heutigen Ausfluge durchaus nicht auf Courmachen und Amüsiren abgesehen; wir wollten uns wirklich an der Natur erfreuen und erfrischen. Daneben aber hatte ich den beiden Damen versprochen, sie mit den eben erschienenen Liedern des Grafen Moritz Strachwitz bekannt zu machen, welche so große und verdiente Sensation

erregten. Ich wußte, ich hatte verständige und aufmerksame Zuhörerinnen. Die Lieder paßten so völlig in die stille, vom Lärm und Treiben des Tages weitabgeschiedene Natur um uns her. Wohl eine Stunde las ich vor — dann war es genug. Nun aber erhob sich eine lebhafte Debatte. Ich gab entschieden der Ballade „Frau Hilde" den Vorzug, einem Gedichte, welches meines Erachtens nahe an den Erlkönig heranreicht; die Sängerin, eine Dänin von Nation, pries „König Helges Treue"; der junge Musiker und die Mutter entschieden sich für das „alte Roß", weil dieses vor allen sich zur Composition eignete. Sofort vertieften wir uns in dies Thema. Die Frage: Durchcomponiren oder nicht, wurde rasch zu Gunsten der ersteren entschieden. Daß die Composition in moll endigen und folgeweise auch in moll beginnen müßte, war unzweifelhaft. Ein um so heftigerer Kampf entbrannte über mein Verlangen, schon das Wort „Spielgenoß" solle eine Modulation nach dur bringen, weil es die Erinnerung an schöne und heitere Zeit enthalte. Endlich drang ich durch und der „Mutter" wurde die Ehre zuerkannt, die Composition des Liedes wirklich zu versuchen. Die Sängerin hatte dem lebhaften Gespräche schweigend und anscheinend zerstreut zu-

gehört. Als ich ihr zuletzt sagte: „und Sie werden uns das Lied dann singen,“ erwiderte Sie hastig und mit einem Anfluge von Heftigkeit: „Nein, das werde ich nicht thun.“

In diesem Augenblicke schlug die Glocke der Klosterkirche acht Uhr; ich mahnte zum Aufbruche in den Wald, wo ich unter einer alten Buche den Platz zu unserem einfachen Souper ersehen hatte. Wieder zwischen den Teichen schritten wir dahin, unter reicher Vegetation von Eschen, wildem Hopfen und wundervoll duftendem Geisblatt. Bald war der Wald erreicht. Damals war es ein schöner Wald; viele herrliche alte Eichen und Buchen ragten aus ihm empor; darunter bildete junger Buchenwald dichte, gegen Regen und Sonnenschein fast undurchdringliche hochgewölbte Bogengänge über festen Fußpfaden. Alles das ist seitdem durch eine sogenannte rationelle Forstverwaltung mit zwanzigjährigem Umtriebe in vandalischer Weise zerstört worden. An die Stelle der geschlängelten Pfade sind gerade, sich rechtwinkelig kreuzende Fahrwege getreten, welche die einzelnen Schläge scheiden; die alten Bäume verschwinden rasch; von Laubengängen ist keine Spur mehr vorhanden, und zuletzt hat man, um die Waldeinsam-

keit zu scheuchen, eine Eisenbahn quer durch das Gehölz gelegt. Und das soll Cultur sein!

Wie duftete der Wald so kühl und frisch nach der Hitze des Tages! Die Sonne warf warme Lichter auf die Kronen der alten Bäume und durch die jungen Buchen auf den grünen weichen Moosteppich. Fröhlich klang der melodische Wechselgesang der Drosseln; es waren Liebesduette, welche sie ertönen ließen. Dazwischen hämmerte der Specht an den schlanken Stämmen. Aus der Ferne hallte der Ruf des Kuckucks. Zuweilen zog ein leises Rauschen durch die vom Abendwind bewegten Wipfel. Dort hinten sprang plötzlich wohl ein Dutzend Rehe in leichten Sätzen über einen breiten grasbewachsenen Waldweg. Ja, hier waren wir wirklich in der Waldeinsamkeit, allein mit der Natur. Und hätte plötzlich am Stamme ein hohes Weib gelehnt, die Fee der Waldesgründe, es würde uns nicht gewundert haben.

Schweigend schritten wir dahin. Es bedurfte auch keines Wortes, wo die Natur selbst so mächtig zu unseren Herzen sprach. Endlich traten wir aus dem dunkeln Laubengange in kurzer Wendung auf eine freie Stelle und ein freudiges Ah! ertönte — denn unter der schönen weitästigen Buche war zierlich ein weißes Tuch ausgebreitet, und auf dem-

selben stand — als hätten Feenhände es dorthin getragen — Alles was zu einem einfachen Souper im Walde gehörte; sogar die Flasche mit Rheinwein war nicht vergessen.

Wir lagerten uns nun auf dem schwellenden Moose, und nachdem die erste Stille überwunden war, welche den Beginn eines jeden Mahles kennzeichnet, wurde die Unterhaltung bald sehr lebhaft. Es hätte nicht des bezeichnenden Ellenbogenstoßens der Partiemutter bedurft, um mich wahrnehmen zu lassen, daß der junge Musiker für die Sängerin ein weit wärmeres Gefühl empfand als das der collegialischen Freundschaft. Hertha dagegen suchte offenbar ihm auszuweichen; es zeigte sich in ihrem Wesen heute eine fast ängstliche Unruhe. Unter dem Vorwande, die Mücken zu verscheuchen, entzündete bald die Partiemutter ihre Cigarette und der Musiker seine Cigarre. Mir ist Nichts verhaßter als solche Vergiftung des duftigen Waldaromas durch Nicotin. Ich rückte etwas abseits, legte mich auf den Rücken und schaute zu den goldenen Abendwolken hinauf, welche da droben im blauen Aether langsam gen Westen glitten. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Mit feurigem Roth übergoß sie die Stämme der glatten Buchen und die dazwischen knorrig aufragenden

Eichen. Langhin spielten die warmen verglimmenden Lichter auf dem braunrothen Blätterteppich des Bodens. Kaum giebt es etwas Farbenprächtigeres als dies Baumglühen des norddeutschen Waldes, kaum etwas Poetischeres. Alle die wundervollen Märchen und Sagen erwachen bei solchem geheimnißvoll leuchtendem Blicke in die sich zum Schlummer bettende und zugleich zum Nachtleben erwachende Waldestiefe. In der Heimath kenne ich nichts Schöneres als das!

Plötzlich stand Hertha auf und trat zu mir mit den Worten: O Gott, fast hätte ich das Wichtigste vergessen! Ich habe heute von unserer Freundin aus Wien einen langen Brief erhalten; darin steht Etwas, das Sie speciell interessirt. Kommen Sie einen Augenblick mit mir. Nicht wahr, liebe Mama, Sie entschuldigen uns für eine Viertelstunde?

Die Mama drohte mit dem Finger und erwiderte: „Bleibt aber nicht zu lange aus, es wird schon dunkel.“ Der Musiker warf mir einen mißtrauischen Blick zu, beruhigte sich aber, als ich diesem mit vollständigem Gleichmuthe und ohne jegliche Aufregung begegnete. Hertha ergriff den Hut, warf ihn aber wieder hin, gleichsam als Pfand der baldigen Rückkehr, und wir schlugen

einen Seitenpfad ein, der uns nach einigen Minuten zu einer kleinen Lichtung führte. Am Rande derselben setzten wir uns nieder.

„Nun, was schreibt denn die Freundin?" begann ich.

„Fragen Sie nicht so; Sie wissen ganz gut, daß das nur ein Vorwand war."

„Und weshalb locken Sie mich hierher? Wissen Sie wohl, daß das für mich sehr gefährlich werden kann?"

„Bitte, lassen Sie die Complimente. Ich weiß nur zu gut, daß ich Ihnen völlig ungefährlich bin, schon weil ich blond bin. Aber ich muß mit Ihnen sprechen. Helfen und rathen Sie mir!"

„Sehr gern — aber worin?"

„Haben Sie heute Abend Nichts bemerkt?"

„O ja — unser Freund ist bis über die Ohren verliebt in Sie."

„Also meinen Sie das auch? Ich zweifelte bisher daran; aber vorhin an den Teichen hat er mir Etwas gesagt, was mindestens der Anfang einer Erklärung war, und das Ende wird ohne Zweifel bald nachfolgen."

„Ich sehe darin kein Unglück," erwiderte ich lachend.

„Können Sie denn nicht ein einziges Mal

diese affectirte Frivolität abstreifen und ernsthaft mit mir sprechen!"

„Nun gut, so muß ich sagen, G. ist ein gut aussehender, liebenswürdiger, und wie ich glaube, auch talentvoller Mann, dazu sehr strebsam; er wird gewiß seinen Weg in der Welt machen. Warum sollte er nicht nach Ihrem Besitze streben, und weshalb wollten Sie ihn zurückweisen? Gefällt er Ihnen denn nicht?"

„Er gefällt mir recht gut, und ich wüßte kaum Etwas an ihm auszusetzen als seine große Jugend; er ist sicher kaum vierundzwanzig Jahre alt."

„Nun also?"

Statt der Antwort wendete sich Hertha ab und brach in Weinen aus.

Dies war mir sehr unbequem. Ich sehe es recht gern, wenn ein Mädchen in meiner Gegenwart um mich oder über mich weint — aber um einen Andern — besonders wenn ich nicht einmal den Grund weiß — man kommt gar zu leicht in die Gefahr, dazu ein dummes Gesicht zu machen. Ich ergriff also die klügste Partie, mit etwas bewegter Stimme Hertha! zu sagen und dann zu schweigen.

„Sie waren heute sichtlich verletzt," begann sie endlich, „als ich kurz und rauh verweigerte das

Lied zu singen, wenn es componirt sein würde; ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Jenes Lied ruft zu viel Erinnerungen in mir wach. Wissen Sie was es heißt, seine erste Liebe begraben zu müssen, und doch nicht begraben zu können?"

„Ich weiß es, das ist auch mein Loos."

„Nun, so werden Sie mich verstehen. Haben Sie Geduld, mich eine Viertelstunde ruhig anzuhören?"

„Sehr gern — die beiden Anderen mögen warten."

„Sie wissen," begann Hertha nach einer Pause, „daß ich in Kopenhagen geboren bin. Mein Vater ist dort Director einer höheren Lehranstalt. Trotz meines dänischen Namens bin ich eine ächte Deutsche; es ist nicht meines Vaters Namen, den ich führe, sondern der meiner Mutter; ich mußte ihn annehmen, sobald ich öffentlich als Künstlerin auftrat. Wir bewohnten eine schöne Dienstwohnung in der Roeskilder Straße. An unser Haus stieß das des Grafen -- — doch was thut der Name zur Sache! Arved, der älteste Sohn des Grafen, nur zwei Jahre älter als ich, war mein Spielgefährte. Es war ein schöner Mensch, mit schwarzem, gelocktem Haar. Täglich sahen wir uns; er sprang über die Mauer, welche unsere Gärten

schied, um gemeinschaftlich mit mir in der Laube die Schularbeiten zu machen oder die schönen Bücher zu lesen, welche er geschenkt bekam; ich lief im bloßen Kopfe in's Nachbarhaus, und wenn ich zum Abendessen nicht zu Hause war, so wußten die Eltern, wo ich steckte und beunruhigten sich meinetwegen nicht. Der alte Graf (er war gewiß damals noch recht jung) war ein finsterer, strenger Mann; ich glaube, er war Minister; aber die Gräfin war ein Engel an Herzensgüte; sie schalt mich nie, und ich liebte sie im Grunde weit mehr als meine eigene Mutter. Arved hatte keine Schwestern, nur zwei jüngere Bruder; ich galt als die Tochter im Hause und theilte häufig den Unterricht. Schon als kleines Kind zeigte ich viel Talent zur Musik; ich sang die Chansons, welche Mademoiselle Adele, die französische Gouvernante, mir beibrachte, d'une manière ravissante. Auch das Clavierspielen lernte ich rasch, und wenn ich mit Arved vierhändig spielte, gab dieser sich doppelte Mühe. Natürlich hatten wir ausgemacht, daß wir uns heirathen würden, wenn wir erwachsen wären; die Gräfin lachte dazu, folglich war sie einverstanden; in Gegenwart des Grafen wagten wir aber nicht dergleichen kindische Dinge zu erwähnen. Auf dem Schulwege beschützte mich Arved

ritterlich gegen die anderen Knaben, und oft brachte er mir die allerliebsten Sachen, die er irgendwo für mich aufgetrieben. War bei den Eltern irgend eine Festlichkeit, dann durfte ich freilich nicht kommen, aber ich war sicher, daß er mir die schönste Frucht aufhob, welche die Tafel geziert hatte. Es ist die alte Geschichte. Ich will Sie nicht mit dem Detail ermüden; aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß auch Kinder in ihrer Art einer leidenschaftlichen Liebe fähig sind.

Ich war vierzehn Jahre alt und sollte im folgenden Jahre eingesegnet werden. Wir befanden uns während der Sommerferien zu Klampenborg im Seebade; auch die Familie des Grafen war dort auf ihrer Villa. Arved war bestimmt, in die königliche Marine einzutreten; er hatte große Passion für die See. In Klampenborg besaß er ein kleines Seegelboot, welches sechs Personen faßte. Mit diesem fuhren wir häufig weit hinaus auf's Meer. Er handhabte Steuer und Segel mit der Geschicklichkeit eines alten Matrosen.

Eines Nachmittags, als ich wie gewöhnlich, zur Wohnung der Gräfin gelaufen war, und dieser in der Laube vorlas, fuhr eine elegante Equipage vor; ein vornehm aussehender älterer Herr und eine schöne Dame stiegen aus; ihnen folgten zwei

junge Mädchen, mehrere Jahre älter als ich, welche mir durch ihre elegante Kleidung nicht wenig imponirten. Die Gräfin eilte den Ankommenden entgegen, umarmte sich mit ihnen und führte sie in den Salon, ohne nur noch einen Blick auf mich zu werfen. Gedemüthigt und im Herzen erbittert schlich ich nach Hause. Als gegen Abend Arved mir in's offene Fenster rief: „Hertha, wenn Du mit willst, komm rasch, die Cousinen wollen auf dem Wasser fahren" — antwortete ich trotzig: „Nein, ich will nicht," — aber ich fühlte mich entsetzlich unglücklich, als er ohne weiter zu bitten mit der Miene einer gewissen Befriedigung eilig verschwand. Er schämte sich also meiner vor den vornehmen Damen. Wie bitter habe ich in jener Nacht geweint! Am folgenden Tage schlich ich mich in die Nähe der Villa. Arved belustigte sich mit den Cousinen auf dem Grasplatze durch Werfen mit Kugeln nach einem Ziele. Beide Mädchen waren in blendenden Morgentoiletten, und mit meinen Falkenaugen bemerkte ich, daß die Größere sehr schön war. O, ich hätte sterben mögen in dem Augenblicke! Den ganzen Tag wartete ich vergeblich, Arved würde kommen, oder mich rufen lassen; wieder durchweinte ich die Nacht. Tags darauf schickte die Gräfin. Ich zog mein bestes

Kleid an und bemerkte zum ersten Male, daß es dürftig war; auch mein neuer Hut, der mir so große Freude gemacht, war heute entsetzlich. Die Familie empfing mich mit gnädiger Nichtbeachtung. Ich wagte nicht, den Mund aufzuthun. Was hätte ich auch in diese Unterhaltung hineinreden sollen, welche sich um die Angelegenheiten fürstlicher Familien, um Paris und Italien drehte. Die Bedienten servirten heute mit weißen Cravaten. Ich fühlte mich grenzenlos klein — aber was war das gegen die Qual, welche es mir bereitete, daß Arved nur Augen für die schöne Irsa hatte. Nach dem Diner wurde Kaffee auf der Terrasse getrunken; dann ging es wieder in den Salon und Irsa öffnete den Flügel. Sie spielte eine Thalberg'sche Transscription mit vollendeter Bravour. Mir wollte das Herz zerspringen.

„Hertha, jetzt singe Du," sprach die Gräfin.

„Ich kann nicht, Frau Gräfin," rief ich flehend.

„Sei nicht albern, Hertha, ich wünsche daß Du singest", erwiderte sie in fast befehlender Art; „meine Schwägerin hat viel von Deiner hübschen Stimme gehört, sie ist gespannt darauf, was Du leistest."

Jeder Ton erstarb mir in der Kehle; ich habe nie so schlecht gesungen, als an dem Tage.

Als ich geendet, rauschte die Schwägerin heran, schlug mich mit dem Fächer auf die Schulter und sprach in herablassendem Tone: „Seien Sie nicht so ängstlich, liebes Kind, Sie haben offenbar Talent, und wenn Sie fortfahren, kann aus Ihnen etwas Tüchtiges werden. Liebe Irsa, jetzt spiele den Erlkönig; die Tante liebt ihn so sehr."

Die Frau meinte es gewiß nicht böse; aber schon aus dem bloßen Tone ihrer Stimme klang deutlich heraus: Ich bin die hochgestellte Gräfin, Du die arme Professorentochter. Es war mir eine Erlösung, als ich in diesem Augenblicke nach Hause abgerufen wurde, weil auch dort Besuch angekommen sei. Es waren unsere Verwandten, liebenswürdige, durchaus nicht ungebildete Leute aus dem Bürgerstande — und doch trotz aller Mühe, welche ich mir gab, wie ungenießbar erschienen sie mir im Vergleich zu der stolzen Gesellschaft, die mich eben so grausam behandelt hatte.

Zwei Tage noch blieb der vornehme Besuch; keine Macht der Erde hätte mich bewogen, die Villa indeß zu betreten. Ich hatte arglos am Rande des Abgrundes gespielt — ich hatte selbst nicht gewußt, daß ich Arved leidenschaftlich liebte — die Eifersucht hatte mir plötzlich die Augen geöffnet. Endlich sah ich den schönen Reisewagen wieder da-

von rollen; Arved winkte ihm lange mit dem Tuche nach — dann war Alles still — mir war, als wäre mein Herz gestorben — aber ich wurde ruhig.

Es mochte eine Stunde später sein, da kam Arved durch den Garten auf die Laube zu, in welcher ich mit meiner Arbeit saß.

„Hertha, willst Du heute mitfahren? es ist prächtiger Wind zum Segeln."

Ich gab keine Antwort.

„Willst Du mitfahren, Hertha?"

Ich arbeitete schweigend weiter.

„Gut, wenn Du nicht willst, so fahre ich allein. Ich habe Dir Nichts zu Leide gethan, daß Du mich so behandelst."

Ich blickte auf und sah, daß sein Gesicht traurig war. Nun konnte ich nicht widerstehen; ich warf die Arbeit zur Seite und folgte ihm. Wir eilten zum Boote und waren nach wenigen Minuten weit vom Strande. Ich war ganz allein mit ihm. Das war ich hundertmal gewesen — aber heute war es so ganz anders als sonst — denn heute wußte ich, was ich bis dahin nicht gewußt hatte.

Lange sprachen wir Beide kein Wort.

„Bist Du mir böse, Hertha?" brach er endlich das Schweigen.

„Arved, Du kannst ja Nichts dafür."

„Hertha, hast Du geweint, als die Fremden da waren?“

„Ja, Arved, den ganzen Tag.“

„Aber warum denn?“

„Ich kann es Dir nicht sagen, aber ich wollte, Du wärest kein Graf, sondern meinesgleichen, dann dürften Deine vornehmen Verwandten nicht verächtlich auf mich herabsehen.“

„Du weißt nicht was Du sprichst, Hertha; sie sehen nicht auf Dich herab. Irsa sagt: Du sängest wirklich recht hübsch, und Ebba meint: um Deine schönen blonden Haare könnte Dich Manche beneiden, wenn Du sie nur nicht geschmacklos trügest.“

„Und was sagst Du, Arved?“

Arved erröthete und schwieg.

„Siehst Du,“ rief ich leidenschaftlich; „auch Dir ist das arme Bürgermädchen bisher gut genug gewesen; aber nun ist die vornehme und schöne Irsa gekommen, und nun liebst Du *sie*. O, ich möchte in's Wasser springen.“

„Hertha, Du bist unerträglich kindisch,“ rief Arved, „Du bist freilich erst fünfzehn Jahre alt.“

„So,“ rief ich, mich aufrichtend, „ich bin ein Kind in Deinen Augen — das traust Du mir nicht zu? Versprich mir, daß Du nicht mehr an

Irsa denken willst, oder ich springe wahrhaftig in's Wasser.

Arved brach in Lachen aus. Aber plötzlich verstummte er, denn wie ein Blitz hatte ich mich über Bord geworfen. Ich konnte ein wenig schwimmen; aber als das Wasser mir über dem Kopfe zusammenschlug, verlor ich rasch die Besinnung. In den Kleidern war jede Bewegung unmöglich. Ich fühlte mich wieder auf der Oberfläche und sah das Boot in einiger Entfernung von mir; Arved hielt mir ein Ruder hin, aber mir fehlte die Kraft es zu erreichen; ich sank wieder unter. Ein starker Schmerz erweckte mich; in halber Bewußtlosigkeit empfand ich, daß Arved meine Haarflechten fest um seine Hand gewickelt hatte, und, im Boote stehend, mich an ihnen über dem Wasser hielt. Aber alle seine Bemühungen, mich ins Boot zu heben, waren vergebens, weil ich ihn nicht zu unterstützen vermochte. Endlich löste er die Leine von dem Segel, band sie mir fest um beide Hände und befestigte sie hinten am Griff des Steuerruders. Nun ergriff er die Ruder und ruderte mit Aufbietung aller Kraft dem Lande zu. Der Wind war stark geworden; mehr als einmal gingen die Wellen über mich hin. Endlich gelangten wir zu einem Fischerkahn. Mit vereinten

Kräften wurde ich in das Boot gehoben, aber ich lag mehr todt als lebendig da und war keines Wortes mächtig. Meine Kleider trieften, als wir an einer entlegenen Stelle im Gehölz anlegten. So durfte ich nicht nach Hause gehen — man hätte mir nie wieder erlaubt, mit Arved zu fahren.

„Laß mich, Arved," sprach ich; „ich werde hier im Walde umherlaufen, bis es dunkel wird und mich dann unbemerkt in's Haus schleichen. Bleibe Du aber nicht bei mir, es geht nicht."

„Hertha," sprach er, „wirst Du mir so Etwas noch einmal zu Leide thun?"

„Ja, Arved, das werde ich ganz gewiß, wenn Du aufhörst mich lieb zu haben."

Statt der Antwort schloß er mich heftig in seine Arme und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen — im nächsten Augenblicke war er verschwunden. In der Nacht schloß ich wieder kein Auge; aber ich weinte nicht mehr, ich war glückselig. Wenige Tage darauf kehrten wir in die Stadt zurück. Ich sah Arved weit seltener als bisher. Niemals war unter uns von diesem Tage die Rede; es war uns, als dürften wir das süße Geheimniß nicht durch Worte entweihen. Ich wünschte innig, Arved möchte mich wieder küssen, aber er that es nicht.

Der Tag meiner Einsegnung kam heran. Die Gräfin schenkte mir einen werthvollen Schmuck — ach, er paßte so gar nicht zu meinem einfachen schwarzseidenen Kleide. Sie hielt mir dann eine sehr schöne Rede, welche zu meinem Schrecken darauf hinauslief, ich sei nun kein Kind mehr, sondern ein junges Mädchen, und sie habe Arved befohlen, mich von heute an nicht mehr Du zu nennen, weil das unschicklich sei.

Arved, welcher dabei stand, lachte und rief: „Hertha, Dich Sie nennen, das werde ich gar nicht können."

„Arved," sagte die Mutter mit Strenge, „das wirst Du können, wenn Du wünschest, daß Fräulein J. überhaupt noch unser Haus betritt."

Ich hätte ihr den Schmuck vor die Füße werfen mögen! Weinend kam ich nach Hause. Der Vater überraschte mich dabei; ich erzählte ihm das Vorgefallene.

„Die Gräfin hat ganz Recht," sprach er. „Es muß von heute an zwischen Dir und Arved anders werden, sonst werde ich Dir den Umgang verbieten. Ihr Beiden seid viel zu vertraulich gewesen. Die Mutter hat mir's mehr als einmal gesagt; ich wollte es nicht glauben, aber sie hat schärfer gesehen als ich. Du kannst von jetzt so oft zur

gräflichen Familie gehen als Du eingeladen wirst, ohne das nicht mehr."

Dann fügte er liebevoll hinzu: „Hertha, Du bist unser einziges Kind, nicht wahr, Du willst nicht Kummer und Schande auf unser Haupt bringen? Um eine Liebschaft mit dem jungen Grafen zu haben, dazu bist Du zu gut. Und heirathen kann er Dich nicht."

„Wenn er aber will, warum kann er es denn nicht?" rief ich ausbrechend.

„Wenn er will?" wiederholte der Vater — „wie sollte er dazu kommen?"

Nun gestand ich ihm Alles,. sogar die Scene im Boote, und zeigte ihm den Ring, welchen Arved mir als Zeichen unseres Bundes geschenkt, und wodurch er mich als seine Braut erklärt hatte. Er hörte mich ruhig an. „Wäre ich doch der Mutter gefolgt," rief er, als ich geendigt — „aber Gott Lob, es ist noch nicht zu spät. Höre, Hertha, Du bist alt genug, um mich zu verstehen. Du hältst das, was Ihr für einander empfindet, für Liebe — das ist es nicht. Auf diese kindlichen Empfindungen läßt sich kein Lebensglück aufbauen. Aber selbst wenn Ihr Beide älter und verständiger wäret, so ist eine Heirath zwischen Dir und Arved dennoch völlig unmöglich."

„Und warum denn?“ rief ich trotzig.

„Weil in der Familie des Grafen ein Hausgesetz existirt, welches dem Besitzer des Majorates die Verpflichtung auferlegt, eine standesmäßige ritterbürtige Ehe einzugehen; schließt er eine Mißheirath, so verliert er das Majorat und muß sich mit einer unbedeutenden Apanage begnügen.“

„O! das Gesetz ist schändlich!“ — rief ich.

„Das Gesetz ist sehr weise,“ erwiderte mein Vater; „es erhält den Glanz und die Macht der Familie aufrecht, an welcher der Einzelne seine Stütze findet. Willst Du es jetzt noch verantworten, Arved zu heirathen?“

„Ja,“ rief ich, „das will ich, aller Welt zum Trotz!“

„Also so verstehst Du das Gebot der christlichen Liebe, dem Du Dich erst heute durch einen feierlichen Schwur unterworfen hast! Gehe auf Dein Zimmer und bete zu Gott, daß er Dir die Sünde vergiebt. Wenn Du zur Erkenntniß gekommen sein wirst, wollen wir weiter davon reden.“

„Das war mein Confirmationstag.“

Was soll ich von der Zeit sagen, die nun folgte? Der Vater hatte Recht, aber was vermag die Vernunft gegen die Leidenschaft! An dem Hinderniß entzündete sich unsere Liebe zur hellen

Flamme. Wir schrieben uns; wir sahen uns heimlich; wir schworen uns ewige Treue; wir waren glückselig und zum Tode betrübt. So ging es wohl ein Jahr hindurch. Weil ich dem Gebote meiner Eltern in diesem einen Puncte ungehorsam war, gab ich mir die größte Mühe, in jeder anderen Hinsicht ihnen Freude zu machen. Ich trieb auf's Eifrigste das Clavierspiel, und meine Stimme begann sich vortrefflich zu entfalten.

Da rief mich eines Tages der Vater in's Zimmer und sagte: „Hertha, es ist mir das Anerbieten gemacht, daß Du auf Kosten der Regierung zwei Jahre das Conservatorium zu Leipzig besuchen sollst. Bereite Dich vor, binnen Kurzem dahin abzugehen."

Dies traf mich wie ein Donnerschlag — ich brach in Thränen aus.

„Also so steht es," sprach er mit strenger Miene. „Nun, so höre genau zu. Ich bin mit dem alten Grafen übereingekommen, daß wir Beide nie unsere Einwilligung zu einer Verbindung zwischen Euch geben werden. Das Familiengesetz, von dem ich an Deinem Confirmationstage gesprochen habe, existirt; der Graf hat mir die Stiftungsurkunde vorgelegt."

„Und wenn wir nun doch bei unserem Willen beharren?“ rief ich.

„Meinst Du,“ erwiderte er fest, „daß ich aus Rücksicht auf Arved oder die hochmüthige Grafenfamilie Nein sage? Ich thue es Deinetwegen. Du bist in blinder Leidenschaft befangen, ich muß für Dich denken und handeln. Glaubst Du denn, aus einer solchen, den alten bestehenden Einrichtungen zuwiderlaufenden Verbindung könne ein Glück für Dich erblühen? Ein kurzer Rausch wird es sein, so lange Du jung und hübsch bist; aber bald wird der Besitz die Liebe abkühlen — dann wird bei Arved eine furchtbare Reue folgen. Er wird erkennen was er geopfert, und Du wirst nicht im Stande sein, ihn auch nur annähernd dafür zu entschädigen. Er wird in Dir die Vernichterin seines Lebensglückes sehen; er wird Dich hassen, vielleicht Dich zertreten. Willst Du es nun noch wagen?“

Ohne zu antworten verließ ich weinend sein Zimmer und schloß mich den ganzen Tag ein. Aber mein Sinn beugte sich nicht.

Am folgenden Morgen trat der Vater zu mir herein. „Hertha,“ sprach er, „ich habe Dir anzukündigen, daß heute Abend das Schiff in See sticht, auf welchem in Folge eines speciellen Be-

fehles des Königs heute früh Arved als Seecadet eingetreten ist. Hier ist ein Brief von ihm an Dich. Ich verlange nicht zu wissen, was darin steht. Lies ihn, und dann sage mir, ob Du bereit bist, nach Leipzig zum Conservatorium abzugehen."

Der Brief war kurz, aber er enthielt die Versicherung unwandelbarer Treue — was bedurfte ich mehr? Acht Tage später begann ich meine Studien in Leipzig. Und gerade, weil ich nicht zweifelte, daß kein Anderer als der Graf mir jene reichliche Unterstützung von der Regierung ausgewirkt habe, in der niedrigen Absicht, mich auf diese Weise abzukaufen, so strebte ich mit allem Eifer danach, etwas Tüchtiges zu lernen und zu werden. Arved's künftige Frau sollte wenigstens einen gefeierten Namen und eine gesicherte eigene Existenz mit in die Ehe bringen.

Von Arved erhielt ich bald darauf aus London ein Medaillon mit seinem Bildniß — aber dann keinen Brief weiter — und ich, wohin hätte ich ihm schreiben sollen? Doch erfuhr ich, daß das Schiff in Westindien sei. Wurden seine Briefe unterschlagen? Ich glaube es sicher.

Die zwei Jahre neigten sich ihrem Ende zu. Da traf eines Tages ein Schreiben meines Vaters ein; in ihm lag ein Blatt der Kopenhagener

Zeitung, mit der Nachricht, daß Graf Arved nach kurzer Krankheit auf St. Thomas am klimatischen Fieber gestorben sei. Der Vater fügte wenige tröstende Worte bei. Ich war fast wahnsinnig vor Schmerz. Die Sonne schien mir ausgelöscht — jede Lebenshoffnung für ewig entschwunden. Ich vertraute mich meinem Lehrer an, und seinem ernsten, freundlichen Zuspruch gelang es endlich, mich zur Vernunft zurückzuführen. Auch er stellte mir vor, Gott habe ein Band gelöst, welches einst für mich zur furchtbarsten Kette geworden sein würde, und beschwor mich, mich ganz und rückhaltlos der Kunst in die Arme zu werfen. Das that ich mit aller Kraft, die mir geblieben war, und der Segen der ernsten Arbeit verleugnete sich an mir nicht. Die Regierung bewilligte mir noch ein Jahr in Leipzig; nach Ablauf desselben sang ich mit Erfolg im Gewandhausconcert und trat dann unter dem Namen meiner Mutter in die Oeffentlichkeit hinaus. Wohl dachte ich täglich an Arved, und noch manche Nacht durchweinte ich um ein verlorenes Glück; aber auch der Elendeste erträgt zuletzt das Leben, weil er muß.

Da begegnete mir etwas Furchtbares. Ich hatte in München gesungen und hielt mich einige Wochen dort auf, in der Hoffnung auf ein zweites

Concert. An einem Novemberabende war in einer befreundeten Familie musicirt worden. Wir waren sehr angeregt, ja heiter gewesen. Professor S. kam eben von Rom zurück und hatte mir in glänzenden Farben die Vortheile ausgemalt, welche ein längerer Aufenthalt in Italien für mich und meine Gesangskunst haben würde. Er begleitete mich heim zu meiner Wohnung am Dultplatze. Wir gingen die Ludwig-Straße hinab. Es schlug Mitternacht; die weite Straße war völlig menschenleer. Um mich vor dem schneidenden Ostwinde zu schützen, hatte ich mich dicht in meinen Schleier gehüllt. Da stand der Professor plötzlich still und sprach: Dio mio; ich behalte den Stadtpostbrief, den mir die Frau vom Hause gegeben, ruhig in der Hand, statt ihn in den Briefkasten zu werfen. Seien Sie nicht böse, liebes Fräulein, wenn ich rasch die hundert Schritte bis zur nächsten Ecke zurücklaufe, ich bin gleich wieder da. Ohne meine Antwort abzuwarten, war er fort. Ich ging langsam weiter. Da schritt eben so langsam mit völlig unhörbarem Tritte ein Mann an mir vorbei; der Mond trat in dem Augenblicke hinter einer Wolke hervor und beleuchtete hell ein todtenbleiches Gesicht — es war Arved! Ich wollte aufschreien — die Stimme versagte mir; kaum hörbar stieß

ich das Wort Arved heraus; dann schwindelte mir; ich umfaßte einen Gascandelaber, mich aufrecht zu erhalten. Der Mann wandte sich um — ja, es war Arved, aber nicht wie ein Lebendiger, sondern wie ein Todter. Ich sank in die Kniee. Eine Minute später vernahm ich die Schritte des heraneilenden Professors.

„Was ist Ihnen?“ rief er voll Angst.

„Sehen Sie — dort — dort!“ damit wies ich nach der Richtung, in welcher Arved verschwunden war.

„Ich sehe Nichts,“ sprach er — „was ist Ihnen denn?“

„Ist Ihnen denn Niemand begegnet?“

„Mir? nein!“

Das war zu viel — ich brach in Weinen aus und bat den Professor, mich zu der befreundeten Familie zurückzugeleiten — um keinen Preis hätte ich nach dem Erlebniß die Nacht in meiner einsamen Wohnung zubringen können. Es war ein Glück; denn nach einer Stunde lag ich im heftigsten Fieber und erst mehrere Tage darauf erklärte der Arzt mich außer Gefahr. Lebt nun Arved oder habe ich seinen Geist gesehen? Ach, ich habe ja Alles versucht, was ich erdenken konnte, es zu erfahren — ohne den geringsten Erfolg. Mein Vater

bleibt auf's Bestimmteste bei der Behauptung, ich hätte eine Vision gehabt — wer weiß, ob sie nicht auch ihn getäuscht haben!" —

Bei diesen Worten warf sich Hertha verzweiflungsvoll auf den Rasen nieder. Ich schwieg eine Zeit lang; ich ahnte den Zusammenhang, ja noch mehr. Aber ich hatte nicht den Muth, den Schleier zu lüften. Endlich sprach ich zögernd: „Zeigen Sie mir das Medaillon."

Sie nahm es vom Halse und reichte es mir mit abgewandtem Gesicht. Die Sonne war längst gesunken, aber um die Zeit der Sonnenwende kann man auch noch in später Stunde im Freien sehen. Von außen trug das Medaillon die Buchstaben A. M. Ich öffnete es — fast unwillkürlich entfuhr mir der Ruf: „Graf M.....!"

Wie von einer Schlange gestochen, fuhr Hertha in die Höhe und rief: „Sie kennen ihn?"

Es war zu spät! — Hertha ergriff mich leidenschaftlich beim Arme und rief wiederum:

„Sie kennen ihn?"

„Ja," sprach ich, „wenn dies Arved ist, so habe ich ihn gesehen."

„Wo, wann haben Sie ihn gesehen?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick besinnen. Jetzt weiß ich es. Es war Ende November des

vorigen Jahres; das Datum steht in meinem Tagebuche. Wir fuhren mit der Diligence von Bologna über die Apenninen nach Florenz. Der Conducteur war ein ehemaliger österreichischer Wachtmeister von den Windischgrätz-Dragonern. Er erzählte mir, das Coupé der Diligence sei von einem sehr kranken, jungen Herrn genommen, der nach dem Süden reise. Oben auf der Höhe des Apennin, jenseits Malalbergo, stand im tiefen Schnee einsam das toskanische Zollhaus. Wir mußten Alle aussteigen, um die Pässe und die Koffer revidiren zu lassen. In der elenden Spelunke befand sich nur ein einziger Stuhl, nahe an dem prasselnden Feuer. Auf diesen hatte sich der junge Mann gesetzt, völlig theilnahmlos gegen Alles, was um ihn her vorging, sein alter Diener besorgte Alles, so gut er konnte. Plötzlich bemerkte ich, daß der junge Mann die Augen schloß und ohnmächtig zusammenbrach. Ich sprang zu, ihn aufzufangen; wir legten ihn auf eins der vorhandenen Betten; aber alle unsere Bemühungen, ihn zum Bewußtsein zurückzubringen, blieben erfolglos. Die Visitation war beendigt; die Diligence mußte abfahren, der Kranke lag immer noch in tiefer Ohnmacht. Es war ganz unmöglich, ihn hier zurückzulassen, von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten, allein mit dem alten

Diener, der kaum ein Wort italienisch verstand. Die übrige Reisegesellschaft drängte den Conducteur, die Fahrt fortzusetzen; ich bestand sehr entschieden darauf, zu warten, bis der junge Mann zum Bewußtsein zurückgekehrt sein würde. Ich erklärte, die volle Verantwortung für das zu späte Eintreffen der Diligence übernehmen zu wollen, ich zeigte die Briefe, welche mich bei den deutschen Gesandtschaften in Florenz, Rom und Neapel accreditirten und der brave alte Wachtmeister trat auf meine Seite und wartete. Es dauerte wohl eine Stunde, bis der Kranke endlich die Augen aufschlug. Nun legten wir ihn vorsichtig in's Coupé, der alte Diener mußte mit hineinsteigen, und es ging, um die verlorene Zeit einzuholen, in rasendem Tempo hinab nach Florenz. Dort brachte ich den Grafen in einem guten Hôtel unter und ging, ehe ich für mich selbst sorgte, zum dänischen Generalconsul, ihm die Sache anzuzeigen. Wiedergesehen habe ich den jungen Mann nicht; er hat mich vor seiner Abreise nach Rom in meiner Wohnung in Florenz aufgesucht, jedoch ohne mich zu treffen; auf der Karte stand: Graf A. v. M....."

Ohne einen Laut vorzubringen, hatte Hertha mich angehört. Jetzt aber rief sie: „O, ich danke

Ihnen, ich danke Ihnen! Arved lebt — nun ist Alles gut."

Diese Leidenschaftlichkeit erschreckte mich. „Was wollen Sie thun?" rief ich.

„Das können Sie noch fragen? Arved lebt, mein Leben gehört ihm. Ich weiß genug!"

Ich war erschreckt über diesen Erfolg meiner Mittheilung, welche freilich wahr, aber vielleicht im höchsten Grade unvorsichtig gewesen war.

„Beruhigen Sie sich, Hertha," sprach ich, „ich bitte Sie um Alles in der Welt, beruhigen Sie sich."

„Ich bin ruhig," rief sie, „denn ich weiß, was ich will. Mein Ziel liegt klar vor mir." Dann hob sie die Hände auf mit den Worten: „O, Gott, ich danke Dir, daß Du mich das nicht eine Stunde später hast erfahren lassen. Kommen Sie, wir wollen zu den Andern zurückgehen."

Ja so, die Andern — die hatte ich freilich völlig vergessen. In wenigen Minuten waren wir wieder bei ihnen. Die Partiemutter wollte soeben in Vorwürfe ausbrechen; als sie aber den Ausdruck auf Hertha's Gesicht sah, erstarb ihr das Wort im Munde. Der Musiker dagegen konnte sich nicht enthalten, mit spitzem Tone zu sagen:

„Nun, was haben Sie denn für interessante

Dinge zu verhandeln gehabt, um uns hier in der Dämmerung allein zu lassen?"

„Wir haben unter Anderm von Ihnen gesprochen," erwiderte ich, „nicht wahr, Fräulein Hertha?"

Sie sah mich einen Augenblick an, als besänne sie sich auf Etwas; dann wandte sie sich lächelnd zu dem jungen Manne und sagte: „Ja, ja, wir haben hauptsächlich von Ihnen gesprochen und Sie können sehr zufrieden mit dem Resultate unserer Unterredung sein."

Der Componist schwieg. „Es wird Zeit, daß wir aufbrechen," sprach die Mutter. „Noch um eine halbe Stunde Frist bitte ich," war meine Antwort; „dann werde ich Sie auf einem anderen Wege durch den Wald nach Hause führen; ich habe eine Illumination für Sie bestellt."

„Eine Illumination des Waldes?"

„Ja wohl, und Sie werden überrascht sein, wie schön sie ist."

Nun that ich drei lange Pfiffe auf der kleinen Signalpfeife, und gleich darauf trat Friedrich aus dem Gebüsche und räumte in schweigender Eile die Spuren unseres Soupers im Walde fort; nur die beiden silbernen Becher ließ er uns und brachte eine neue Flasche Rheinwein. Mit wie ganz anderen Gefühlen stieß ich jetzt mit Hertha an,

als eine Stunde vorher! Freilich, ich sah nur eine neue Kette von Leid und Verwirrung für sie sich schlingen. Aber ihr Blick war förmlich verklärt von Hoffnung und Zuversicht.

Es war ganz still geworden; der Wald schlief. Magisch fielen die Strahlen des aufgehenden Mondes durch die Bäume, freilich nur um die Dunkelheit bemerklicher zu machen. Da erhob sich aus dem Grase ein kleiner, grünlich weißer Funken und zog langsam in leichter Schwingung an uns vorüber.

„Was ist das?“ riefen die Damen.

„Ich sehe wohl, Sie sind nie Nachts im Walde gewesen — das ist meine Illumination.“

Ein zweiter Funken folgte, ein dritter — unter den Büschen begann es zu leben. In wunderbarem Lichte, so edel, daß kein anderer Glanz sich ihm vergleichen kann, umflogen uns bald die Johannisfliegen von allen Seiten, in phantastischen Linien, bald langsam sich wiegend, bald übermüthig taumelnd und rasch verschwindend, um sofort an einem anderen Punkte wieder aufzutauchen. Es lag in dem Ziehen und Fliehen der zarten Thierchen der schönste Ausdruck eines reichen Liebeslebens, voll Innigkeit und zugleich voll sprühenden Uebermuthes, voll verlangenden Sehnens und voll triumphirenden Jubels — um so ergreifender und mächtiger, weil

nur Glanz und Bewegung da war, aber kein Laut die heilige Stille der Waldnacht störte. O, von allen prächtigen Festen, welche der Mensch erdenkt, — was kann sich dem unaussprechlichen, geheimnißvollen Reize dieser erhabenen Feier der Natur an die Seite stellen! Gott Lob! sie enthüllt sich auch nur Denen, die sie zu suchen und zu finden wissen!

Lange saßen wir im Schauen versunken da. Zu Hunderten umkreisten uns die Käfer. Der ganze Platz unter der Buche war förmlich erhellt. So hatte auch ich das Leuchten im Walde nie gesehen. Leise stand ich zuletzt auf; die Andern folgten mir. Die dunklen Buchengänge erschienen wie die Hallen eines Domes, von fliegenden Kerzen erhellt; deutlich konnten wir bei diesem Lichte erkennen, wohin unser Fuß trat. Wir erreichten eine kleine Waldwiese, von schönen, alten Bäumen eingefaßt, welche ein Bach durchrieselte. Hier, an der feuchten Stelle, war das Fliegen und Leuchten am stärksten.

„Geht voraus," sprach Hertha, „und wartet dort hinten; ich bleibe hier stehen." Wir machten Halt, als wir den Rand der Wiese erreicht hatten. Der Vollmond war über die Gipfel heraufgestiegen und übergoß mit magischem Scheine die Lichtung. Zitternd erglänzte sein Widerschein auf der Fläche

des schilfumkränzten Weihers. Aus dem feuchten Grase stieg leichter Nebel auf, ein Hin- und Herwogen phantastischer Gestalten bildend. Nein, das waren nicht Nebel, es waren wirkliche Wesen, welche dort im Mondlicht huschten und tanzten — Erlkönigs Töchter waren es! Denn plötzlich ertönte deutlich vernehmbar ihr ferner Gesang, erst ganz leise, dann lauter, zuletzt mit voller Stimme — nun sanft ausklingend. Nie habe ich Wunderbareres vernommen, als diesen Gesang um Mitternacht im Walde. Wäre ein Nichts ahnender Wanderer des Weges gekommen, er hätte fortan an die Waldfee glauben müssen. Der Klang von Hertha's Stimme schien völlig übernatürlich. Vielleicht war es das. Ueberströmen ihres Herzens, was ihn erzeugte. — Das Singen schwieg; aber bald erklang es aus einer andern Richtung — dann antwortete eine zweite Stimme aus weiter Ferne — so kunstvoll handhabte sie das pianissimo. Oft bin ich im Concertsaal entzückt gewesen, aber eine solche Wirkung der menschlichen Stimme zu vernehmen ist mir nie, weder vorher noch nachher beschieden gewesen. Das war wirklich ein Sommernachtstraum!

Lange, lange Zeit verging so — da mahnten die entfernten Glockenschläge der Klosterkirche, daß

Mitternacht da sei. Ein schauernder Nachtwind floß durch die Bäume — es wurde plötzlich kalt. Hertha stand neben uns — die Johannisfliegen leuchteten uns zum Heimwege. Bald traten wir aus dem Waldesdunkel auf den mondbeglänzten Platz neben dem Försterhause. Die Hunde auf dem Hofe schlugen an — wir standen wieder in der Wirklichkeit.

„Gönnen Sie mir noch einen Augenblick," sprach Hertha. „Sie kennen nun mein Schicksal; jetzt sind Sie verpflichtet mir zu helfen. Sie sagten mir, der Graf sei nach Rom gereist; schreiben Sie morgen dorthin und erforschen Sie, wohin er sich weiter gewendet hat."

„Sehr gern; vielleicht gelingt es. Aber wenn ich es erfahren, was wollen Sie thun?"

„Nicht ruhen, bis ich ihn wieder habe."

„Hertha!" — —

„Lassen Sie mich; das ist meine Sache. Folgen Sie Ihrem Verstande, ich folge meinem Herzen."

Was würde Hertha wohl gesprochen haben, hätte sie geahnt, daß gerade zehn Tage zuvor neben der Pyramide des Cajus Cestius zu Rom das Grab auch über dem Grafen Arthur M., dem jüngeren Bruder Arved's, ihrem Begegner in der Ludwig-Straße, sich geschlossen hatte! — —

Es war ein Uhr Morgens, als wir uns am Thore trennten. In wunderbarer, halb träumerischer, halb aufgeregter Stimmung betrat ich mein einsames Zimmer. Es war mir, als müßte ich den Abend und seinen Zauber sogleich in Verse fassen. Ich ergriff ein Blatt Papier, welches auf dem Tische lag. Aber es war nicht unbeschrieben, sondern auf ihm stand von der Hand des Wachtmeisters:

„Regimentsordre: Der Husar Schulze von der zweiten Escadron, welcher vom Officier du jour auf Stallwache schlafend betroffen ist, soll dafür mit einem fünftägigen Arrest dritten Grades bestraft werden. Escadronsordre: Morgen Dienst wie gewöhnlich.“

Nun ließ ich das Dichten und legte mich eilig schlafen.

Erinnerungen aus Schleswig-Holstein.

1849.

I. Auf dem Vormarsche.

Noch war das „Hoch“ nicht verklungen, welches wir am 25. April 1849 im Saale des Hôtels des holsteinischen Städtchens Segeberg mit den champagnergefüllten Gläsern auf das Wohl unsers Landesherrn erschallen ließen, dessen Geburtstagsfeier heute eine freundliche Abwechselung in das nun schon über eine Woche dauernde langweilige Cantonnirungsleben brachte, — da trat, erhitzt vom raschen Ritte, eine Ordonnanz ein, und übergab dem ältesten der anwesenden Officiere, Oberst A., ein versiegeltes Schreiben. Er erbrach es, stand auf, klopfte an's Glas und sprach mit ruhigem, bedeutsamem Lächeln:

„Meine Herren, füllen Sie nochmals Ihre Gläser und leeren Sie sie bis zum Grunde: morgen geht es nach Jütland vor den Feind!“

Ein maßloser Jubel war die Antwort. Viele von uns hatten im vorigen Jahre schon dem Dänen nahe in's Auge geschaut; sie hatten sich brav geschlagen, und doch beim Waffenstillstande von Malmö unrühmlich und mit tiefem Groll im Herzen abziehen müssen. Manche Andere — zu ihnen gehörte auch ich — sollten zum ersten Male im Ernst den Säbel aus der Scheide ziehen. Es war ein berauschender Moment! Wir umarmten uns vor Vergnügen und wünschten nur, Kopenhagen möchte mit Ketten an den Himmel geschmiedet sein, damit wir zeigen könnten, was deutsche Krieger vermögen. Hätte uns irgend eine nordische Velleda in diesem Augenblicke gesagt, mit welchen Gefühlen auch wir vier Monate später heimwärts ziehen mußten, ich glaube, wir hätten sie mit den Spitzgläsern gesteinigt.

Eine riesenhafte Bowle wurde eben auf den Tisch gesetzt. Da trat mein Rittmeister auf mich zu, die Uhr in der Hand, und sagte:

„Lieutenant v.. U., Sie haben noch zehn Minuten Zeit, dann werden Sie nach Fahrenkrug zurückreiten, einen Unterofficier und sechs zuverlässige Leute von der Schwadron aussuchen, und mit ihnen Schlag zehn Uhr heute Abend zum Quartiermachen abmarschiren."

„Ach, die schöne Bowle, Herr Rittmeister!“

„Gut, ich gebe Ihnen fünfzehn Minuten, aber nicht eine länger. In Wierensiek treffen Sie mit den Quartiermachern der ersten Schwadron zusammen; dort werden Sie das Commando übernehmen und erfahren, in welchen Orten das Regiment morgen Quartier nehmen wird. — Haben Sie verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Auf Wiedersehen also!“

Einige Gläser Bowle waren rasch hinunter gestürzt; denn mit Recht setzte ich voraus, die Aprilnacht würde sehr kalt werden. Dann fand ich in den weitläufigen Ställen des Wirthshauses richtig mein Pferd, sattelte und zäumte es und trabte in der bereits eingebrochenen Dunkelheit dem etwa eine Stunde entfernten Cantonnement zu.

„He! Friedrich! nimm mir das Pferd ab!“

Aber kein Friedrich antwortete. So führte ich es denn selbst in den Stall und befestigte es am Halfter. Beim Scheine der entzündeten Laterne entdeckte ich denn in einem Winkel des Stalles einen fest schlafenden Husaren. Mit Mühe ermunterte ich ihn und erfuhr, daß der Besitzer des großen und reichen Hofes dem bei ihm einquartirten Zuge zur Feier des Tages ein Festmahl

und ein Faß Bier spendirt hatte, daß die Festivität auf einem andern, wohl eine Viertelstunde entfernt liegenden Hofe fortgesetzt wurde, und daß man ihn, da er nicht recht transportabel gewesen, als Stallwache zurückgelassen hatte.

Wo jener andere Hof lag, wußte er nicht. In tiefer Finsterniß machte ich mich zu Fuß auf's Suchen. Bald sah ich in einiger Entfernung einen hellen Schein aufflammen. Auf diesen ging ich zu. Es dauerte auch nicht lange, so vernahm ich deutlich Lärm und fröhliches Geschrei von dort. Ich erreichte den Hof. Mitten auf ihm war ein lustiges Feuer von Reisholz angezündet; um dasselbe tanzten jubelnd die Husaren in ausgelassenster Laune mit den Töchtern des Landes und unter einander. Niemand war nüchtern und die Unterofficiere thaten es den Andern zuvor. Als ich so ganz unerwartet an's Feuer trat, entstand große Bestürzung; Alle fürchteten, die Freude würde sich in Leid verwandeln.

„Achtung!" rief ich, „Escadron still gestanden!"

Lautlose Stille folgte.

„Leute, hört zu: Bis zehn Uhr wird heut Abend getanzt, nicht länger. Morgen früh sieben Uhr Abmarsch nach Jütland vor den Feind. Rührt Euch!"

„Hurrah! hurrah!“ und nun brach die Lust zehnmal wilder los als vorher.

„Sergeant Herrmann,“ fragte ich, „sind Sie nüchtern?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„So suchen Sie sechs Mann aus dem Zuge heraus, welche gleichfalls nüchtern sind. Mit diesen halten Sie sich Punct halb zehn Uhr auf meinem Hofe zum Abmarsch bereit.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Wie Herrmann es angefangen, weiß ich nicht. Aber ich war soeben damit fertig, einen Brief, vielleicht den letzten im Leben, in die Heimath zu schreiben, als er hereintrat und in völlig strammer dienstlicher Haltung meldete: „Sieben Pferde zum Quartiermachen.“

Punct zehn Uhr ging es hinaus in die bitterkalte Nacht.

Bis zu dem Orte, wo wir die Quartiermacher der andern Escadron treffen sollten, hatten wir die mir wohlbekannte Landstraße. Nach einer Stunde waren wir dort; ich ließ absitzen und die Pferde in einen Schafstall ziehen, dessen Thüre offen stand. Wer aber nicht kam, das waren die Quartiermacher der andern Escadron. Es war zum Verzweifeln. Endlich gegen ein Uhr hörte der aus-

gestellte Schnarrposten Hufschlag. Natürlich hatte der Officier, welcher jenen die Abmarschordre gebracht, einen falschen Ortsnamen genannt; sie hatten mit eben so großer Ungeduld dort auf uns gewartet, als wir hier, und waren endlich auf gut Glück in der Richtung des ihnen bekannten Zieles weiter marschirt. Mit Hülfe der Karte von Holstein, der in der Satteltasche steckenden Blendlaterne und des Nachtwächters des Dorfes wurde nun die weitere Marschdisposition gemacht. Der Mann war ein ehemaliger holsteinischer Dragoner; er erinnerte sich mit hohem Vergnügen des Morgens beim Lüneburger Manöver von 1843, wo sein Regiment und das meinige mit den Klingen auf einander eingehauen hatten und dafür beide gehörig bestraft waren. Jetzt dictirte er mir dienstfertig die Namen der zu passirenden Ortschaften in die Brieftasche und tröstete uns mit der Versicherung, wir fänden an allen Wegetheilungen neugesetzte zuverlässige Wegweiser. In Erinnerung unserer alten Bekanntschaft vergaß er sogar seine Dienstpflicht so weit, daß er uns fast eine Stunde weit bis zu dem Punkte geleitete, wo unser Weg sich von der Landstraße trennte.

Hier begann bald eine böse Situation. Der Weg war holprig, voll fußtief ausgefahrener Ge-

leise und so hart gefroren, daß die Pferde beständig stolperten und ernstlich Gefahr liefen, sich zu beschädigen. Noch schlimmer wurde es aber, als er sich aus den Feldern und Kincks auf eine weite Haide wand. Hier leiteten uns nur noch die wirren und wegen der Dunkelheit kaum erkennbaren Radspuren. Ich stieg ab und ertastete den Weg mit den Füßen und dem Säbel, den Nachfolgenden nur durch das auf dem Rücken befestigte weiße Taschentuch bemerkbar. Den Sergeanten beorderte ich mit gezogenem Säbel hinter dem Trupp zu reiten, und häufig hörte ich das Schallen der flachen Hiebe, womit er Diejenigen ermunterte, welche in Folge der Anstrengungen und der Freuden des Tages auf den Pferden einschliefen.

Mehrere Stunden tappten wir in der eisigen Nacht auf diese Weise weiter; schon wähnte ich uns rettungslos verirrt. Da lief ich zu meiner großen Freude sehr unsanft gegen einen Wegweiser; er wurde mit der Blendlaterne beleuchtet — wir waren völlig auf dem richtigen Wege. Bald folgte das Morgengrauen, und um fünf Uhr ritten wir todmüde in unser Quartierdorf Bönebüttel ein, wo Alles im tiefsten Schlafe lag. Die Husaren warfen sich auf's Stroh, nachdem sie die Pferde versorgt; ich aber mußte sofort mit dem Sergeanten

zu Fuß auf die übrigen, wohl eine Stunde im Umkreise zerstreut liegenden Ortschaften, welche dem Regimente für heute angewiesen waren. Der Besitzer von Brammerhof erbarmte sich unser, als wir ihn um sechs Uhr herausklopften; er brachte sofort zwei Flaschen alten Madeira herbei und ließ ein splendides Frühstück auftragen; und gern vergab ich ihm in Anbetracht dessen die unehrerbietigen Redensarten, mit welchen er seine Schilderungen des wenige Tage zuvor stattgefundenen Gefechts von Eckernförde begleitete.

Es war fast Mittag, als ich nach Bönebüttel zurückkehrte. Mit vollständiger Gleichgültigkeit gegen den gänzlichen Mangel an Ozon und die Legionen kleiner schwarzer Bewohner, hatte ich mich eben auf die Federbetten einer Koje geworfen, da schreckten mich die Trompeten des einrückenden Regimentsstabes auf. Ich erhielt die üblichen Nasen wegen mangelhaften Quartiermachens, denn ich hatte den Regiments-Adjutanten mit einem Rittmeister zusammengelegt, den er nicht leiden konnte u. s. w.; es folgten noch allerlei andere unangenehme Erörterungen wegen mangelnder Fourage, die ich leider nicht hatte in der hohlen Hand wachsen lassen können, und dann wurde mir der Befehl, sofort weiter zu marschiren. Ich dankte

Gott, als wir wieder auf freiem Felde waren, wo es wenigstens keine Vorgesetzten gab.

Aber das Danken hörte auf, als der in Groß-Harrie requirirte Bote, welcher uns auf Feldwegen nach Eisendorf bei Nortorf führen sollte, beim Einbruche der Dunkelheit plötzlich verschwand, und bald darauf der Weg auf unabsehbarer Haide rettungslos in einem Torfstich endigte. Der Ortssinn der Pferde brachte uns zwar endlich auf die Straße zurück; aber es war Mitternacht, als wir in Eisendorf einrückten. Vergeblich suchten wir in dem größten der Häuser, welche sich um einen Wassertümpel gruppirten, durch Klopfen Einlaß zu erlangen. Daher nahmen wir kurzweg einen vor dem Hause liegenden Balken, öffneten mit diesem Mauerbrecher den Thorweg, banden auf der Hausflur, welche nach der im Norden üblichen Bauart den größten Theil des Hauses einnimmt, die Pferde an und warfen uns in einen großen Haufen Stroh.

Seit zweiundvierzig Stunden war ich zu Gange und meist im Sattel gewesen — nie hatte ich solche Erschöpfung gefühlt. Aber schon um sechs Uhr begann das Quartiermachen wieder; Mittags empfing ich völlig frisch das einrückende Regiment, erhielt die gewohnten Verweise, saß

gleich darauf zu Pferde und vorwärts ging's dem Norden zu.

Am fünften Marschtage ließ ich beim Chausseehause von Sorgwohld, eine Stunde nördlich von Rendsburg, mein Commando halten und Kehrt machen. Wir hatten die Grenze Deutschlands überschritten.

„Werft einen letzten Blick auf das Vaterland, Leute! Mancher von uns wird es nicht wieder sehen!" rief ich.

Einer der Mannschaft drückte humoristisch seinen Zweifel an der Richtigkeit meiner geographischen Kenntnisse aus und begründete dies mit dem Argument, es wäre doch nicht möglich, daß Dänemark ganz accurat so aussehe, wie Deutschland. Auf die Versicherung des Sergeanten jedoch, welcher das Gymnasium zu W. bis Prima durchgemacht hatte, und demzufolge in allen Wissenschaften zu glänzen verstand, gab sich mein Thomas zufrieden; wir brachten der Heimath ein dreifaches Hurrah! und trabten lustig weiter.

Es war der dreißigste April, als wir wohlgemuth um Mittag bei hellem Sonnenschein in das langgestreckte Flensburg einritten. Ich hatte die Mäntel ausziehen lassen. Die schöne Uniform des Regimentes erregte das lebhafte Interesse der

durchgehends deutschgesinnten Einwohner. Das mit jeglichem Comfort versehene Haus eines reichen Kaufmanns nahm mich auf. Ich erhielt ein Zimmer mit Teppichen, ein wundervolles Bett, ein splendides Mittagessen am Tische des Hausherrn und seiner gebildeten Familie, und aufrichtig pries ich die Weisheit Gottes, der mich acht Tage lang in der Schule der Entbehrung für dies Glück hatte reif werden lassen. Auf der Commandantur erfuhr ich, mein Regiment habe den Befehl erhalten zwei Tage in seinem Cantonnement stehen zu bleiben; ich hatte also Zeit, mich gründlich auszuruhen und zu schwelgen, während nun die Andern darben mußten.

Herr J., mein Quartiergeber, war ein engagirter Deutscher. Ich war es auch, und hatte schon manchen Disput mit Denjenigen gehabt, welche die Schleswig-Holsteiner als Rebellen gegen die monarchische Autorität betrachteten, während sie in Wahrheit damals die einzigen Conservativen in der Welt waren und sich nur gegen die Revolution von Oben wehrten. Herr J. fand Gefallen an mir und proponirte mir, noch an demselben Nachmittage in seinem leichten Wagen eine Excursion über Rinkenis nach Sandagger zu machen. Dort befand sich die erste deutsche Strand-

batterie, um den dänischen Kanonenbooten das Einlaufen in die Flensburger Föhrde zu wehren. Sie hatte in den letzten Tagen mehrfach mit den Dänen Kugeln gewechselt. Herr J. meinte, wir kämen vielleicht zu einem solchen Intermezzo gerade zurecht, und vor Allem hoffte er in meiner Begleitung die kriegerischen Anstalten der Deutschen auch einmal in der Nähe betrachten zu können. Nach zwei Stunden waren wir auf dem Wege mit zum Theil reizender Aussicht über die Küste und die tief eingeschnittene, von bewaldeten Höhenzügen umsäumte Flensburger Föhrde in Sandagger angelangt. Die Strandbatterie lag abseits vom Orte am flachen Ufer. Sie war sorgfältig gebaut, mit Faschinen und Balkenwerk. Auf den Bettungen standen sechs Vierundzwanzigpfünder auf schweren Lafetten, neben jedem eine sorgsam aufgethürmte Kugelpyramide. Mir ging ordentlich das Herz auf — ich sah zum ersten Male scharfgeladene Kanonen, nicht zum Schießen nach der Scheibe, sondern auf Menschen bestimmt. Eine ganze Monatsgage hätte ich mit Freuden gegeben, wäre jetzt ein feindliches Boot erschienen, um das gegenseitige Morden zu beginnen! So fälscht sich allmälig das natürliche Gefühl des Menschen.

Ich habe Grund, anzunehmen, daß die Wünsche

der nassauischen Bedienungsmannschaft in der Batterie den meinigen diametral entgegenliefen. Es waren junge Leute, welche ihre eigenen Geschütze mit einem Gefühl des Mißbehagens zu betrachten schienen, weil diese ihnen leicht den Feind auf den Hals ziehen konnten. Ihr Trachten stand offenbar weit weniger darnach, den Dänen den Hals zu brechen, als den Rothweinflaschen, welche Herr J. mitgebracht hatte. Es war nun freilich sehr unmilitärisch, daß wir den braven Nassauern, welche es hartnäckig verschmähten am Schlusse der Worte das „N" auszusprechen, rechtschaffen zutranken. Aber im Jahre des Heils 1849 sah es in einem großen Theile der Armee, und namentlich hier oben, sehr curios aus, und ich sollte zu meinem Entsetzen noch ganz andere Dinge kennen lernen. Nach süddeutscher Weise wurden die Artilleristen bald zutraulich. Sie erzählten von den wunderlichen Sachen, die sich im Jahre vorher zu Wiesbaden ereignet hatten, und schimpften dabei weidlich auf ihre eigenen Officiere — ein untrügliches Zeichen der durch falsche liberale Principien gelockerten Disciplin, und der sichere Vorbote von Ereignissen, wie sie bald darauf in Baden zum Ausbruch kamen. Dagegen sprachen sie mit Enthusiasmus von ihrem jungen Herzog Adolph und

der unter ihm begonnenen Aera noch nie dagewesenen Glückes. Mit einem schallenden Hoch auf ihren Herzog trennten wir uns nach einer Stunde von den braven Nassauern.

Wir kamen so zeitig nach Flensburg zurück, daß ich noch zum Hafen gehen konnte. Schiffe zu sehen ist meine besondere Passion. Sie erinnern mich an die schönen Länder im Süden, mit ihren unvergleichlichen Küsten, und die blauen Meere, die ich befahren. Dorthin trugen mich jetzt im Geiste die im Flensburger Hafen liegenden, freilich abgetakelten und bemannungslosen Ostindienfahrer. Feurig senkte sich die Sonne und beleuchtete warm die mit Landhäusern besetzten Höhen, welche sich stundenlang an der Föhrde entlang ziehen. Ein duftiges Vorgefühl des Frühlings zog durch den warmen feuchten Abend. Es war ganz still hier; nur die Wellen plätscherten leise am Hafendamm. Ueber den Höhenzug stieg eben langsam und voll der Mond herauf.

Nur Eines störte mich — ein in seinen Mantel gehüllter nassauischer Artillerieofficier, welcher gleich mir schon einige Male am Hafendamm auf- und abgeschritten war, und mit dem ich mich schon zweimal gegrüßt hatte. Obenein trug der Mann eine Brille! Er schien nicht weichen zu wollen; ich

hatte aber auch keine Lust dazu. Also blieb Nichts übrig, als ihn anzureden. Dies konnte ich freilich meines Erachtens ohne mir irgendwie zu vergeben; er war nur Artillerist, ich aber Cavallerist, folglich der Vornehmere. Um ihm in dieser Hinsicht jeden Zweifel zu nehmen knöpfte ich den Paletot auf, so daß die silbernen Litzen des Spencers sichtbar wurden, und als unser Weg sich wieder kreuzte, stand ich still und sagte mit gewinnendem Lächeln:

„Ein schöner Hafen, lieber Herr Camerad, und schöne Schiffe d'rin; ich sehe, Sie freuen sich gleich mir darüber."

„Ja wohl, das thue ich," antwortete er ruhig und bestimmt.

„Mir erregen Schiffe immer Sehnsucht nach den fernen Ländern, welche ich früher gesehen habe."

„Es überrascht mich, oder vielmehr es überrascht mich nicht," erwiderte er, „daß Sie genau Dasjenige aussprechen, was ich soeben auch empfand."

Mich dagegen überraschte die Antwort. Die Artillerieofficiere pflegen nicht gerade auf weite Reisen zu gehen. Den militärischen Grad meines Cameraden konnte ich nicht erkennen, denn er hatte den Mantelkragen in die Höhe geschlagen. Dem Alter nach taxirte ich ihn auf einen Premier=

Lieutenant; in Anbetracht seiner Vielgereistheit beschloß ich jedoch ihn Herr Hauptmann zu tituliren; denn „Höflichkeit kann nimmer schaden," sagt Martha.

„Und wohin würden Sie Ihren Lauf richten, Herr Hauptmann, wenn ein Schiff Sie von hier forttragen könnte?"

„Ich habe immer den Wunsch gehabt, in Norwegen Bären zu schießen, aber leider bin ich noch nicht dazu gekommen."

Dies war denn doch arg. Ein nassauischer Artillerieofficier, der noch nicht dazu gekommen war, in Norwegen Bären zu schießen! Aber vielleicht schnitt er blos auf!

„Dann sind Sie kein ächter Deutscher, Herr Hauptmann; denn die alte deutsche Sehnsucht ist nicht der Norden, sondern Italien."

„Gewiß; aber ich bin lange in Italien gewesen, und mich zieht es vor Allem jetzt nach Dovrefjeld und den Thälern von Drontheim."

Das Blatt wendete sich bedenklich. Ich hatte beabsichtigt, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen, aber offenbar erwies er mir diesen Dienst. Dabei lächelte er sehr unbefangen und, was das Schlimmste war, er sprach sein Deutsch ohne einen

Anflug von dem Dialekte, welcher in der Batterie von Sandagger vorherrschte.

Ich nahm einen letzten Anlauf.

„Sehen Sie, lieber Herr Hauptmann, wenn so das Mondlicht durch die Schiffe auf die weite Wasserfläche blitzt, so könnte man glauben, man stände an der Piazetta und sähe auf die Lagune."

„Es hat in diesem Augenblicke entschieden Etwas davon," erwiderte er, „und jener Thurm dort hinten könnte für San Giorgio gelten; aber in jenem Bilde fehlt die Kuppel der Salute und die charakteristische Form der Dogana. Ich besitze selbst diese Ansicht als Mondscheinstück, von Nerly gemalt."

Dies sprach der Hauptmann so einfach und liebenswürdig, daß ich mich geschlagen erklärte. Nur um einen anständigen Rückzug zu erzielen, fragte ich noch:

„Waren Sie lange in Venedig?"

„Ich war mehrfach dort. Ich stand früher in österreichischen Diensten und bin erst vor Kurzem in mein Vaterland zurückgekehrt."

Erleichtert athmete ich auf. Jedenfalls war er nicht der gewöhnliche Commißofficier — er hatte einen Lebenslauf gehabt!

Und nun hätte ich ihn um die Welt nicht

weiter ausfragen mögen. Wir trugen Beide die Uniform, wir liebten Beide Italien, wir zogen Beide dem Feinde des Vaterlandes entgegen. Was bedurfte es mehr, um mir das Herz aufgehen zu machen! Vielleicht empfand der Hauptmann dasselbe, denn nach zehn Minuten waren wir im freundschaftlichsten und dabei interessantesten Gespräche. Wo ich anklopfte wußte er Bescheid, und ich mußte gestehen, oft weit besser als ich. Wir Cavalleristen hatten die Artillerieofficiere oft heimlich in Verdacht gehabt, in politischer Hinsicht nicht ganz tactfest zu sein. Aber in dieser Hinsicht fand ich in dem Hauptmann erst recht meinen Mann. Sehr bald waren wir einig darin, kein Galgen der Welt sei hoch genug um den großen Volkstribun, Robert Blum, daran zu hängen. Zu meinem größten Ergötzen erzählte der Hauptmann von der Wiener März-Revolution, welche er im Jahre achtundvierzig mit durchgemacht. Aus Allem was er vorbrachte sah ich, daß er in die dortigen Verhältnisse auf's Gründlichste eingeweiht war. Kurz, der Hauptmann war ein ganz prächtiger Kerl!

Ohne Rückhalt theilte ich ihm nun mit, was ich heute von der Mannschaft in der Batterie zu Sandagger erfahren hatte. Das Lob, welches die Leute seinem Fürsten gespendet, freute ihn sichtlich;

aber ihr Urtheil über die Officiere, so schonend ich es vorbrachte, frappirte ihn doch sehr.

„Hüten Sie sich," sagte er, „auf das Urtheil des gemeinen Mannes Etwas zu geben; hier heißt es nicht: Volkes Stimme Gottes Stimme."

„Und doch möchte ich behaupten," erwiderte ich, „daß es gerade hier so heißt. Der Vorgesetzte täuscht sich sehr leicht über den Untergebenen, der Untergebene über den Vorgesetzten fast nie."

Der Hauptmann wurde einsylbig. Mit Bedauern bemerkte ich, daß ich ihn durch meine Mittheilung verletzt hatte. Das mußte ich irgendwie wieder gut machen.

„Und nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen, lieber Herr Camerad," sprach ich. „Sehen Sie dort hinten am Hafen die hellerleuchteten Fenster? Das ist die Weinstube von Rasch. Dort versammeln sich jeden Abend die Officiere. Lassen Sie uns hingehen und den Abend bei einer Flasche Champagner verplaudern. Ich möchte das Glück, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, gern auf diese Weise feiern."

Der Hauptmann lachte. „Es thut mir ganz außerordentlich leid Ihr freundliches Anerbieten refüsiren zu müssen. Aber ich habe meinem Quartierwirth versprochen, mit ihm und seiner Familie

heute Abend den Thee zu trinken. Es sind hübsche Töchter im Hause."

„Nun gut, es ist eben sieben Uhr, eine Flasche Sect ist bald getrunken und wir finden bei Rasch vortreffliche Gesellschaft."

„Leider ist es mir ganz unmöglich; ein ander Mal recht gern, nur heute nicht."

„Wer weiß, ob wir das andere Mal erleben?"

„Seien Sie sicher — wir werden es erleben!"

„Und dann, lieber Herr Camerad, wenn ein Cavallerist einen Artilleristen auffordert, mit ihm eine Flasche Champagner zu trinken, so darf er nicht Nein sagen, — das wissen Sie doch?"

„Sie setzen mir die Pistole auf die Brust, aber dennoch, es ist unmöglich."

„Nun," rief ich lebhaft, „ich freute mich, in Ihnen einen Mann so ganz nach meinem Sinn gefunden zu haben; aber jetzt muß ich doch sagen (und hierbei schlug ich ihn herzhaft auf die Schulter), Sie sind ein alter Philister!"

Anstatt sich hierüber zu erbosen, lachte der Hauptmann hell auf und sprach:

„O nein, das bin ich nicht, und zum Zeichen davon fordere ich Sie auf, beim nächsten Zusammentreffen zwei Flaschen Sect mit mir zu trinken."

Das war wieder gut herausgehauen! Ich hielt

es aber für angemessen noch immer etwas Verstimmung zu zeigen. Darum bat ich ihn beim Auseinandergehen nicht, wie sonst üblich, seine Karte mit mir auszutauschen; ich nahm mir aber vor, am folgenden Morgen auf der Commandantur zu erforschen wie er heiße.

„Also, auf Wiedersehen, Herr Hauptmann.“

„Auf Wiedersehen,“ war die Antwort, und raschen Schrittes bog er in die Straße ein, welche vom Hafen zum Markte führt.

Ich aber lenkte meinen Schritt zu Rasch am Hafen.

Wer kannte damals nicht „Rasch am Hafen?“ Jetzt besitzt er, wie man mir erzählt, ein großes Hôtel in Flensburg; zu jener Zeit bestand sein Etablissement aus zwei kleinen, traulichen Räumen; es soll ursprünglich eine Matrosenkneipe gewesen sein. Aber im Jahre 1848 war er von den durchziehenden Truppen entdeckt und rasch zu wohlverdientem Ansehen emporgestiegen. Sein Rothwein, sein Champagner und sein Ale waren vortrefflich, und weil kein Zoll darauf lag, halb so theuer als in Deutschland; in Austern konnte man sich bei ihm satt essen, ohne ein gar zu großes Loch in den Geldbeutel zu bekommen; er war ein äußerst aufmerksamer Wirth; das Beste an ihm aber war

seine bildschöne Frau und seine fast noch schönere achtzehnjährige Schwägerin, welche mit eben so viel Unbefangenheit als Sittsamkeit die Officiere aller Contingente bedienen halfen. Rasch selbst war eigentlich seines Zeichens ein Tischler; er hatte als solcher einen großen Theil Europas durchwandert, sprach Englisch, Französisch und sogar recht gut Italienisch. Trotzdem er seinen aufblühenden Wohlstand den durchziehenden Deutschen dankte, war er dennoch ein „enragirter Däne". Er machte auch aus seinem Herzen gar keine Mördergrube, sondern sprach seine Ansicht über die Ungerechtigkeit des Krieges und seine Hoffnung auf Dänemarks Sieg unverhohlen aus. Und es ist ein schöner deutscher Charakterzug, daß Alle diesen Patriotismus an ihm ehrten und seine von großem Vertrauen kündende Offenheit mit Achtung vergalten.

Bei Rasch saßen schon viele Officiere aller Contingente und Waffengattungen. Ich trat an den nächsten Tisch, stellte mich einem daran sitzenden Stabsofficier vor und bat ihn, mich den Uebrigen bekannt zu machen. Jeder nannte dann seinen Namen und Rang und nach fünf Minuten befand ich mich wie unter lauter alten Bekannten. Die Unterhaltung war sehr lebhaft; vor Allem wurden die Chancen des neubegonnenen Feldzuges

eifrig discutirt. Daß wir in weniger als vier Wochen in Kopenhagen stehen würden, war nur einem schleswig-holsteinischen Generalstabsofficier zweifelhaft, welcher den ehemaligen Preußen nicht verleugnen konnte. „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus — passen Sie auf, das erleben wir in diesem Jahre gerade so wie im vorigen,"— dabei blieb er.

Offenbar war der Mann im Innern ein Demokrat, und höchst wahrscheinlich hatte er „eine Vergangenheit". Es gereichte uns zu nicht geringer Genugthuung, ihn darob insgeheim geringschätzen zu können. Und doch, — wer war in diesem Augenblick der Kluge, und wer waren die Dummen!

Je mehr der Wein die Zungen löste, desto interessanter wurde die Unterhaltung. Jeder erzählte von seinen vergangenen oder zukünftigen Heldenthaten, und unzweifelhaft lief dabei manche Verwechselung des Futurum mit dem Imperfectum unter. Ich fühlte mich grenzenlos klein; denn außer dem halben Dutzend Kugeln, welche im März 1848 in Spoleto von den römischen Freischaaren unserm Wagen auf's Gerathewohl nachgesendet wurden, hatte ich noch nie eine im Ernst pfeifen hören. Es war mir ein heimlicher Trost, daß trotz aller Tapferkeit, die hier entfaltet wurde, der Feld-

zug des vorigen Jahres so schlecht verlaufen war; jetzt kam mein Regiment, welches vor den Kolpacks die Inschrift: Peninsula, Sicilien, Waterloo trug — nun mußte das Blatt sich wenden. Bald entdeckte ich in einer andern Ecke des Zimmers den Grafen R., meinen alten Heidelberger Bekannten. Er trug jetzt im Dienste seines meerumschlungenen Vaterlandes die Waffen gegen Dänemark, und die Flasche Champagner, welche der nassauische Hauptmann so unweise ausgeschlagen hatte, wurde nun um so fröhlicher mit dem alten Universitätsfreunde und neuen Cameraden geleert.

Allmälig lichtete sich der Kreis der Gäste. Die Meisten mußten am folgenden Morgen früh im Dienst oder auf dem Marsche sein. Ich hatte Ausschlafetag, seit längerer Zeit zum ersten Male; deshalb blieb ich sitzen, mit mir Graf R. und ein halbes Dutzend seiner Bekannten. Einer von ihnen erwischte eine im Nebenzimmer hängende Guitarre, und begann mit schöner Stimme dazu zu singen. Dies zog Frau Rasch und ihre Schwester herbei; sie setzten sich zu uns und waren sehr erfreut, zu vernehmen, wie tief der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit durch die im Jahre 1848 zurückkehrenden Truppen bereits nach Deutschland hineingedrungen sei. Frau Rasch sang dann mit der

Schwester zur Guitarre zweistimmig schwedische Volkslieder. Plötzlich rief einer der Officiere: „Jetzt wollen wir tanzen!“ — In einem Moment waren Tische und Stühle bei Seite geschoben, und es begann zu den Tönen der Guitarre ein improvisirter Ball, dem ich nur das plötzlich begonnene leidenschaftliche Tanzen der Tarantella in Sorrent oder auf Capri an die Seite setzen kann. Ich glaubte ein unermüdlicher Tänzer zu sein — aber wie beschämten mich diese Tänzerinnen! Wohl zwei Stunden gingen Beide und die dazu gekommene, gleichfalls sehr hübsche Tochter eines Nachbars ohne Unterlaß aus einem Arm in den andern. Dann schlug es ein Uhr und Herr Rasch mahnte selbst zum Aufbruch. Fröhlicher habe ich nie im Leben getanzt als hier!

Glückselig stieg ich in mein schönes Himmelbett, träumte die ganze Nacht von Guitarre und Tarantella, und war höchst unzufrieden, als schon vor sieben Uhr Friedrich mich mit den Worten aufrüttelte:

„Herr Lieutenant, die Pferde haben gut gefressen und es ist eine Ordonnanz mit einem Briefe da.“

„Bring den Brief herein.“

Ich bescheinigte die geschehene Ablieferung auf dem Couvert und las.

„I, so schlag ein Donnerwetter drein! Um elf Uhr Standgericht über den Soldaten W. vom zweiten Bataillon des . . . Infanterie-Regiments zu Munkwolstrup. Lieutenant v. U. ist vom Angeklagten als Vertheidiger erwählt."

Ein schöner Ruhetag! Ich hatte wenigstens zwei Stunden bis zu dem Orte zu reiten und mußte vor Beginn des Standgerichts mich doch noch über die Sache instruiren. Ein Soldat, aus meinem Heimathsdorfe gebürtig, hatte sich thätlich gegen seinen Feldwebel vergangen. Ich durfte ihn nicht im Stiche lassen, wenn er irgend zu retten war. Also rasch in's Zeug, eine Tasse heißen Kaffee hinabgestürzt und auf's Pferd.

Hätte ich die Rede wirklich gehalten, welche ich mir während des Rittes ausdachte, so möchte ich den Cicero pro Roscio Amerino bedenklich in Schatten gestellt haben. Aber nach einstündigem Ritte stieß ich plötzlich auf die Tête des marschirenden Bataillons. Es hatte in der Nacht Ordre zum Vorrücken bekommen; das Standgericht war abbestellt. Wenigstens blieb mir nun für Flensburg der Rest des Tages; es hatte mir gar zu gut bei Rasch gefallen. So ritt ich denn langsam dorthin

zurück, um mein Pferd zu schonen. Herr J. hatte mich auf drei Uhr wieder zum Mittagessen eingeladen, und ich hatte reichlich Zeit.

Aber das Unglück schreitet schnell. Wen fand ich bei meiner Rückkehr an dem reichbesetzten Frühstückstische des Herrn J. sitzen? — meinen Regiments-Adjutanten. Der Regiments-Adjutant ist, wenn er einen Lieutenant aufsucht, fast immer der Verkündiger schlimmer Botschaft, und man darf ihn nicht einmal, wie den Boten in der antiken Tragödie, dafür malträtiren. Diese Botschaft war denn doch aber zu ärgerlich. Der Marsch nach Jütland war abbestellt, das Regiment sollte nach dem Sundewitt rechts abschwenken und dort die Küsten bewachen; ich aber hatte mich sofort nach Gravenstein zu begeben, um am folgenden Tage den Transport größerer Fourage-Vorräthe aus den dortigen Magazinen nach den Cantonnirungsorten des Regiments zu veranlassen. Glücklicherweise ist das Wort „sofort" eben so vieldeutig, wie das italienische subito. Ich kam mit dem Adjutanten überein, daß es in diesem Falle drei Stunden bedeuten sollte. Das Frühstück verwandelte sich in ein Diner, und nach drei Stunden saß ich richtig wieder im Sattel. Ich ritt am Hafen vorbei, von den beiden schönen Tänzerinnen Abschied zu nehmen. „Ich

schicke Ihnen einen Korb mit Austern" — rief mir Rasch nach — „nehmen Sie ihn freundlich von mir an!"

„Schönsten Dank, Herr Rasch! — auf Wiedersehen!" und dahin ging es im Galopp über das glatte Steinpflaster; denn anders als im Galopp darf ein Lieutenant von schönen Frauen sich nicht trennen; diese Gangart drückt am besten die Leidenschaftlichkeit des Trennungsschmerzes aus.

Das ist das Leben des Soldaten: heute Champagner und improvisirte italienische Nacht — morgen Abzählen von Hafersäcken und Heu- und Strohbündeln; heute ein Kuß von schönen Lippen, morgen Nachsehen der Rücken und Hufe der Pferde. Aber der Lieutenant ist jung; er hat keine Sorgen, keine Verantwortlichkeit, und vor Allem: er hofft! — Was wird zumeist aus diesen Hoffnungen! — —

Auf böse Zeit folgt gute Zeit. Schon am folgenden Tage wurde ich, als überzähliger Officier der Escadron, zum Höchstcommandirenden im Sundewitt, Generallieutenant v. Bauer, als Ordonnanz-Officier commandirt.

Der General empfing mich im Hauptquartier zu Nübel sehr freundlich. Um mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, hatte er sein Négligé mit seinen sämmtlichen Orden geschmückt. In seinem

Stabe fand ich meinen alten Freund, den oldenburgischen Hauptmann von Weltzien, welcher zwei vortreffliche, leider im höchsten Grade stätische Füchse ritt. Dieser instruirte mich:

„Ihr Dienst ist sehr einfach, lieber Vetter. Sie kommen möglichst oft um elf Uhr Morgens zum Frühstück hierher und sorgen dafür, daß Sie binnen acht Tagen jeden Weg und Steg im Sundewitt kennen. Heute reiten Sie zu den beiden Brigade-Commandeuren, dem General v. Rantzau und dem Herzog von Nassau, und melden sich bei ihnen als Ordonnanz-Officier des Divisionairs. Ziehen Sie aber den besten Faden an, denn der Herzog von Nassau hält auf gute Toilette."

Also zurück nach meinem Quartier zu Ulderup, den besten Faden herausgeholt und die mit breiter Goldtresse besetzte Schabracke aufgelegt. Dann ritt ich nach West-Schnabeck zum Grafen Rantzau. Der General, ein dicker Mann, saß am Schreibtische. Ich trat in's Zimmer, brachte in vorschriftsmäßiger Kürze meine Meldung an und erwartete eine freundliche Erwiderung; eine Einladung zu Mittag war ich jedoch unter allen Umständen entschlossen abzulehnen, um meinen Appetit für andere noch günstigere Eventualitäten aufzusparen. Es erfolgte indeß keine Einladung, sondern nur ein grunzender Ton, welcher

zwischen ä und ö die Mitte hielt, ohne daß sich der General auch nur die Mühe gegeben hätte, sich nach mir umzusehen. Nach einer Pause fragte ich ziemlich indignirt, aber militärisch stramm:

„Haben Herr General noch Etwas zu befehlen?"

Derselbe grunzende Ton, ohne eine Bewegung. Hierauf machte ich mit einem knallenden Beitritte Kehrt (denn damals stand glücklicherweise der Beitritt noch in höchster Werthschätzung) und verließ das Zimmer. Draußen aber wurde ich ob meiner Wuth von den Adjutanten tüchtig ausgelacht und Herr von Plüskow versicherte mich, dies sei die gewöhnliche Form der Audienzen, welche der General zu ertheilen pflege.

Nun rasch nach Stenderup, zum Quartier des Herzos von Nassau. Ich traf das Nest leer. Ein Adjutant theilte mir mit, der Herzog sei vor einer Stunde mit seinem ganzen Stabe hinauf nach den Schanzen geritten und werde um vier Uhr zum Diner wieder da sein. Zum Diner! Hier dicht vor dem Feinde, fast im Bereiche seiner Geschütze, und ein „Diner"! — Und doch, warum nicht! Heute Ueberfluß — morgen Mangel, und jedes Mahl kann leicht das letzte sein; darum schmeckt es doppelt und dreifach gut!

Ich wußte schon, daß der Herzog ein aus-

gezeichneter Reiter war; ich ritt selbst ein elegantes Pferd und die goldbetreßte Schabracke war überall der Gegenstand verdienter Bewunderung gewesen. Daher zog ich vor dem Herzog im Freien zu begegnen, statt hier seine Rückkehr abzuwarten.

In Düppel erfuhr ich, der Herzog sei vor einer Stunde durchpassirt und nach den Schanzen hinaufgeritten. Wie freute ich mich, diese weltberühmten Schanzen endlich nun auch zu sehen! Vom Dorfe Düppel rafft sich die breite und flache Halbinsel Sundewitt noch einmal zu einer Hebung von drei- bis vierhundert Fuß Höhe auf und verläuft sich dann allmälig iu eine niedrige Spitze, welche der Insel Alsen zugekehrt und von dieser nur durch den schmalen Als-Sund getrennt ist. Die Schanzen, sechs an der Zahl, bildeten einen auf dem Kamme quer über die Halbinsel laufenden Abschnitt und beherrschten das vor ihnen liegende, theilweise noch von den Dänen besetzte Terrain bis Alsen. Auf dem breiten über die Felder und durch die Knicke gebahnten Colonnenwege ritt ich langsam die Höhe hinan. Nach einer halben Stunde gelangte ich auf den Kamm und mit einem Schlage enthüllte sich mir das reizendste Bild. Eine weitumfassende Fernsicht lag vor mir. Im Vordergrunde, sanft ablaufend, die dreieckige Spitze des Sundewitt, voll

frischen Grüns der jungen Saaten; einzelne Gehöfte ragten stattlich daraus hervor. Der schmale Als-Sund zur Linken und der breite Busen Wenning-Bond zur Rechten, welcher das Sundewitt von der Halbinsel Broacker trennt, vereinigten sich da, wo die Schiffsbrücke nach dem Städtchen Sonderburg auf Alsen hinüberführte. An den Ufern des Als-Sundes ragten lange Strecken jenes prachtvollen hochstämmigen Buchenwaldes empor, welcher die schönste Zierde der Ostseeküsten ist; eben begann ein grüner Schimmer sich in den Kronen zu regen. Jenseit des Sundes, tief unten, wie ein langgestreckter grüner Garten, die Insel Alsen, voll schöner Landsitze, Gehöfte und Wälder; ganz vorn, am Strande des freundlichen Städtchens Sonderburg, von dem größten der Gebäude, dessen Fenster ich deutlich zählen konnte, wehte die weiße Fahne, welche das Lazareth bezeichnete. Ueber Alsen hinweg aber erglänzte in tiefdunkler Bläue das unendliche Meer! Gleich Schwänen zogen die weißen Segel auf ihm dahin; durch die Enge zwischen Alsen und dem Lande Angeln, unter dem Vorgebirge von Birknakke hin, glitt ein prachtvoller Dreimaster ruhig heran und auf Sonderburg zu. Breit fluthete das Sonnenlicht des nordischen Frühlingstages vom Himmel herab; über mir schmetterten

die Lerchen lustig ihr Lied und in geringer Entfernung vor mir pflügte ein Bauer.

Ein ruhigeres friedvolleres Landschaftsbild habe ich nie gesehen. In diesem Gewande zeigte sich mir zuerst der Krieg!

Ich konnte mich nicht trennen. Mein so unsäglich geliebtes Meer lag wieder vor mir mit all seinem Reize! Wie leicht hätte mich ein Schiff über seinen Rücken dahingetragen zu den schönen buchenbeschatteten Inseln, wo einst König Hroar herrschte, wo Hildetand unter Odin's Beistande auf dem Bravallafelde den Sigurd Ring schlug, wo Palnatoke seine Drachenschiffe aussandte um Byzanz zu schrecken, und wo die Seelen der im Kampfe Gefallenen von den Walkyren auf weißen Rossen gen Walhall emporgetragen wurden.

„Faßt das Gewehr an!“ rief der Führer einer sich nähernden Patrouille. Bautz! da lag ich wieder inmitten der nackten Wirklichkeit! — Ich wandte mich nun links zum Kernwerk, der mittelsten und größten der Schanzen. Freundlich gestattete mir der dort commandirende Lieutenant Canabäus den Eintritt. Ich stieg ab und betrat das Innere. Wie elegant war das Werk gebaut! Wie regelmäßig standen die geflochtenen Faschinenkörbe aufrecht neben einander da — wie scharf geschnitten

waren die nach Innen sich erweiternden Schießscharten, wie glatt die Bettungen, worauf die schweren Geschütze standen, wie unversehrt der Auftritt rund um die Brustwehr! Inmitten der Schanze das balkengedeckte erdbeschüttete Blockhaus. In dieses hinein führte mich der Kamerad; ich mußte ein großes Glas Rothwein leeren aus dem unerschöpflichen Keller des braven Ahlmann zu Gravenstein, und dann fragte er nach meinem Begehr.

„Ich suche den Herzog von Nassau.“

„Wie schade; es ist keine halbe Stunde, daß er hier war. Er ist nach Schanze 6 am linken Flügel geritten, wird aber bald zurückkommen.“

„Gut, so bitte ich ihn hier erwarten zu dürfen; mein Pferd ist sehr ermüdet, und ich selbst hänge seit sechs Stunden im Sattel.“

Die Gläser mit Rothwein wurden nochmals geleert; dann trat der freundliche Officier wieder mit mir auf die Brustwehr der Schanze, des höchsten Punctes in einem Umkreise von vielen Meilen, und unterrichtete mich im Detail über Alles, was ich vor mir hatte.

Etwa tausend Schritte vor den Schanzen lagen unsere Feldwachen in Strohhütten, noch fünfhundert Schritte weiter vor standen die Vorposten, je zwei

Mann zusammen, an den Knicks oder auch völlig auf dem Freien. Ihre bloße Haltung schon zeugte von größter Sorglosigkeit. Wenige hundert Schritte trennten sie von den rothen Uniformen der dänischen Vorposten, welche, wie es schien, sich's noch weit bequemer machten als die unsrigen.

„Sehen Sie, Herr Camerad, dort hinter dem Knick, wo der Rauch aufsteigt, liegt die nächste dänische Feldwache," sprach der Officier.

„Nun, das ist nicht übel, die können Sie ja mit einem halben Dutzend Schüssen aus Ihren Geschützen vom Erdboden vertilgen."

„Das können wir wohl, aber wir dürfen nicht, und das wissen die Dänen nur zu gut. Bitte, Herr Camerad, nehmen Sie schnell mein Glas und sehen Sie einmal dorthin. — Was sehen Sie dort hinten in der Koppel?"

„Einen Soldaten, der seinen Helm auf's Bajonett gesteckt hat und ihn in der Luft schwenkt."

„Ja, ja, das heißt Comment suspendu — jetzt werden Sie gleich den Erfolg sehen."

Richtig! Es verstrichen nicht zwei Minuten, seit der Deutsche die Pickelhaube vom Gewehr genommen und dieses mit dem Bajonett in die Erde gestoßen hatte, da kam höchst gemüthlich ein roth=

jackiger Däne auf ihn zugeschritten, schüttelte ihm die Hand und Beide setzten sich nieder.

„Was thun die Beiden?"

„Sie essen ihr Vesperbrot zusammen. Der Oldenburger hat wahrscheinlich ein großes Stück Speck aus dem Magazine zu Gravenstein, und der Däne liefert den Schnaps dazu. Das geht hier leider tagtäglich so. Aber warte, Dich wollen wir schon fassen! Du bist von Feldwache 7, und es ist jetzt drei Uhr, das soll noch heute der Vorposten-Commandant, Oberst Gerau, erfahren."

Ich bat um Gnade für den Uebelthäter, der mir zum Anblicke eines so originellen Genrebildes verholfen hatte; aber Lieutenant Canabäus blieb fest. „Uns in den Schanzen geht es zuerst an den Kragen wenn die Dänen uns überrumpeln, und das verstehen sie meisterhaft. Doch sehen Sie, dort hinten kommt eine Abtheilung Cavallerie, das muß der Herzog von Nassau sein. Richtig, ich erkenne den prachtvollen arabischen Schimmel, den er reitet."

Bijou (so hieß mein Brauner) wurde nun wieder aufcandart und ich ritt dem Herzoge entgegen, der mit einem glänzenden Gefolge im Schritt auf dem breiten Colonnenwege sich näherte. Mir kam dies trefflich zu passen. Mit einem Reiter-

stückchen wollte ich mich nicht nur in die Bekanntschaft des Herzogs introduciren, der selbst ein brillanter Reiter war, sondern auch direct in sein Herz stehlen. Bijou war ein äußerst gewandtes Pferd der schönen Harzburger Raçe; ich hatte ihn im Jahre vorher, während ich als Adjutant fungirte, speciell auf Meldungen dressirt. Der Dienstinstruction gemäß setzte ich ihn auf eine Entfernung von zweihundert Schritt in scharfem Galopp und parirte ihn ganz dicht vor dem Herzoge; Bijou hob sich beim letzten Sprunge vorn hoch empor und stand dann wie eingewurzelt auf allen vier Füßen, Kopf an Kopf mit dem Schimmel des Herzogs.

Obgleich mir von der Aufregung des Jagens der Athem vergangen war, brachte ich doch meine Meldung: „Lieutenant v. U. vom . . Husaren-Regiment meldet sich unterthänigst als Ordonnanz-Officier Sr. Excellenz des General von Bauer" — mit fester, klarer Stimme vor.

Mit herzgewinnendem Lächeln, aber nicht ohne einen Anflug von Ironie, streckte der Herzog mir die Rechte entgegen und sprach:

„Wir sind alte Bekannte; es ist mir lieb nun auch Ihren Namen zu erfahren."

Mich ergriff Entsetzen! — das war mein Artillerie-Hauptmann vom Flensburger Hafen!

„Hoheit wollen zu Gnaden halten —“

„Ach was! Wenn Sie mich erkannt hätten, würden Sie mir nicht gesagt haben, was mir zu hören wahrhaft herzerfreuend gewesen ist. Lieber Graf,“ fuhr er fort, sich zu dem hinter ihm haltenden Graf Castell wendend, „das ist der Husaren-Officier, von dem ich Ihnen schon neulich erzählt habe. Haben wir Champagner in Stenderup?“

Graf Castell und Hauptmann von Bose fingen herzlich an zu lachen — ich hätte in die Erde sinken mögen!

„Ja wohl, Hoheit, es werden ein paar Dutzend Flaschen angekommen sein.“

„Nun, so sollen Sie sehen, daß ich kein Philister bin, und zwar noch heute; kommen Sie mit und speisen Sie heute Mittag bei mir.“

So liebenswürdig und herzlich sprach er diese Worte, daß mein Schreck sich nun auch in Lachen auflöste. Der Herzog winkte mich an seine Seite und unterhielt sich während des Weitertrabens auf's Freundlichste mit mir. In Stenderup aber gab er, nachdem pflichtschuldigst die zwei Flaschen Sect vertilgt waren, einen Johannisberger zum Besten, wie er wohl in der übrigen Welt nicht weiter existirt; und wäre Bijou nicht das klügste aller Pferde gewesen, so würde ich um zehn Uhr

Nachts, als ich abstieg, mich sicher ganz anderswo befunden haben als auf dem Hofe meines Quartierwirthes, des „Sandmanns“ zu Ulderup.

II. Auf Piquet.

Vier Wochen waren vergangen — der Juni war in's Land gekommen; die Tage waren lang, die Luft warm geworden. Der nordische Frühling stand in seiner schönsten Pracht. Diese rasch, ich möchte sagen gewaltsam aufsprossende Fülle der saftigsten Vegetation war förmlich wunderbar. Und wie schön war die Landschaft rings umher! In den Koppeln weideten die prächtigen holsteinischen Kühe das hohe Gras mit ruhigem Behagen ab; der blühende Klee duftete süß; das Getreide senkte ährenschwer den Kopf. An den schön geschwungenen Küsten entlang, welche bald flach ausliefen, bald sich zu kleinen steil abfallenden Höhenzügen erhoben, grünten lange Strecken jener wunderbar schönen Buchenwälder; achtzig bis hundert Fuß hohe schlanke und glatte Stämme, wie man sie nur noch in den „heiligen Hallen“ bei Tharand findet, ohne Unterholz und von blauem Dufte durchweht; unter ihnen träumten hie und da bemooste Hünengräber. Zuweilen ein kleines Bachthal, voll dichten

Baumwuchses; dann ein hinausspringendes Vorgebirge (Hoved oder Haupt genannt), das schönste unter ihnen Warnitz Kopf, mit dem hochliegenden kleinen Skau-See und einer entzückenden Fernsicht. Dazwischen bewaldete Buchten, Fischerhütten, Gehöfte und stattliche Herrensitze. Fehlte diesem Ufer auch die pittoreske Gestaltung der italienischen Felsenküsten, so war es dafür von bezaubernder, ich möchte sagen energischer Frische. Und was giebt es für den Deutschen wohl Schöneres als einen weiten Wald, dessen Rauschen sich mit dem der Meereswogen mischt. Ein körperliches und geistiges Wohlbefinden gab das den ganzen Tag dauernde Herumschweifen zu Pferde, wie ich es nie gekannt. Mir schien Alles so grün und hoffnungsvoll wie der Frühling um mich her.

Mehr der Pflicht gehorchend als dem eigenen Triebe war ich schon in den ersten Tagen meines Dienstes als Ordonnanz-Officier beim Bereiten der weit ausgedehnten Vorpostenkette nach dem schönen nur wenige hundert Schritte vom Ufer des Sundes gelegenen Gute Alsgaard gekommen, wo täglich ein Zug meiner Escadron auf Piquet lag. Das Gut hatte früher der reichen Familie Brehm zu Apenrade gehört, war aber von dieser (ich glaube wegen ihrer Zerwürfnisse mit der dänischen Re-

gierung) verkauft worden, und befand sich jetzt schon in der dritten oder vierten Hand. Es hatte nicht dabei gewonnen. Alles war delabrirt; der größte Theil des stattlichen Hauses, dessen Eingang schöne Linden beschatteten, stand leer. Der ehemals wohlgepflegte Garten glich dem des alten Barons in Immermann's Münchhausen; selbst Agesels Taygetos, der Schneckenberg, fehlte nicht. Auch durch den Krieg war das Gut hart mitgenommen. Der jetzige Besitzer, Herr Droysen, war ein braver, wie es schien politisch völlig indifferenter Mann. Er zog die schwarz-roth-goldene Fahne auf, wenn die Deutschen Herren des Landstriches waren, und suchte den Danebrog hervor, wenn die Dänen Oberwasser hatten. Zum Lohne dafür wurde er von beiden Parteien schlecht behandelt, namentlich von den hannöverschen Dragonern, welche ihre Excesse damit beschönigten, Herr Droysen gebe vermittelst der Flügel seiner Windmühle den Dänen auf Alsen geheime Signale.

Es war ein sonniger Frühlingsmittag, als ich zuerst in den stattlichen Hof einritt. Unter den Linden saßen und lagen neben zusammengesetzten Gewehren die Mannschaften einer detmoldischen Compagnie, welche hier gleichfalls stationirt war. Ich stieg ab; mein an dem Tage auf Piquet be-

findlicher Regiments-Camerad stellte mich dem lippe'schen Hauptmann Reinhard und dem Gutsbesitzer vor und flüsterte mir zu: „Ich habe noch eine Ueberraschung für Dich!" Als Herr Droysen erfuhr, ich sei Ordonnanz-Officier des Höchstcommandirenden, faßte er Zutrauen zu meinem gutmüthigen Gesichte und bat mich, beim General von Bauer die Aufhebung des Verbotes in Betreff seiner Windmühle zu erwirken, welches ihn völlig unnützer Weise der Möglichkeit beraubte, sich Mehl zu beschaffen. Nachdem ich dies zugesagt fügte er eine so verbindliche und aufrichtig gemeinte Einladung hinzu, das Mittagessen mit ihm und den Officieren zu theilen, daß ich dankbar annahm. Seine Frau liege ziemlich schwer krank darnieder, fügte er hinzu, und das sei doppelt schlimm, da sie schon seit Wochen an zweihundert Mann Einquartirung hätten und wenig Aussicht auf eine Erleichterung vorhanden sei.

Ich wurde noch mit den beiden Officieren der lippe'schen Compagnie, Lieutenants Stich und Pfannkuchen, bekannt gemacht, und gleich darauf wurde die Suppe angekündigt. Ein leerer Platz am Tische deutete das Fehlen der Hausfrau an. Aber kaum hatte Herr Droysen begonnen, ihr Amt zu versehen, da trat eine angenehme Erscheinung in's

Zimmer, ein wenig über mittlere Größe, von feingeschnittenem Gesichte, mit schönen blauen Augen, reichem blonden Haar und so schönem Teint, daß es ganz unmöglich schien sie anders zu benennen, als „die Rose des Sundewitt“. —

„Meine Schwester Elise,“ sagte Herr Droysen. Die junge Dame, welche zweiundzwanzig Jahre alt sein mochte, verneigte sich gegen mich freundlich doch mit einem Anflug von Verwirrung; ich machte das Versehen des Herrn Droysen dadurch wieder gut, daß ich ihr meinen Namen und den Grund meiner Anwesenheit kund that, und sofort nahm das Gesicht wieder den Ausdruck unbefangenen Nichtsdenkens an. Während des Mittagessens, welches dem Gaste zu Ehren thunlichst verlängert wurde, weniger durch Essen als durch Trinken, öffnete sie den Mund auch nicht wieder zum Sprechen, sondern höchstens zum Lachen. Desto mehr öffnete ihn der Hauptmann Reinhard, anfangs zum Trinken, dann zum Erzählen. Der Hauptmann eines kleinen deutschen Contingents war vor dreißig Jahren ein köstlicher Typus, — leider gehört er schon jetzt fast in's Reich der Sage. Er pflegte im Alter nahe an fünfzig, oder gar etwas darüber zu stehen; er war selten oder nie aus seiner kleinen Garnison herausgekommen, spielte dort täglich in der Ressource

mit den Bürgern Whist, und unter ihnen eine Rolle; in politischer Hinsicht war er eigentlich ohne Ansicht, seit 1848 aber mäßig liberal, und traute bei seiner allgemeinen Beliebtheit dem Volke durchaus nicht zu, es könnte je unangenehm gegen ihn werden; er rauchte, wo es irgend anging, eine Pfeife statt einer Cigarre, und trug — horribile dictu! — keine Strippen an den weiten Hosen.

Der Hauptmann Reinhart war nun ein kleinstaatlicher Hauptmann comme il faut; aber er hatte Humor, und neben seinem prächtigen ergrauenden Barte noch eine nicht hoch genug zu schätzende Eigenschaft: er erzählte die köstlichsten Jagdgeschichten, und selbst beim schallendsten Gelächter mit einer Ernsthaftigkeit, welche es durchaus unmöglich machte zu errathen, ob er seine Geschichten selbst glaubte oder nicht. Heute hatte er einen „neuen Cameraden“ vor sich; darum legte er sich in's Zeug.

„Das ist Alles noch Nichts, lieber Herr Camerad,“ sprach er beim letzten Glase Rothwein, „gegen eine Geschichte, welche einem Freunde, dem Hauptmann Immermeyer, auf Java wirklich vor einigen Jahren passirt ist. Denken Sie, der sitzt eines Abends mit guten Freunden im Lager der Javanesen beim Feuer; neben ihnen liegt ein großes

Weinfaß, aus welchem sie, weil es leer geworden war, den einen Boden herausgeschlagen hatten. Auf einmal kommt eine furchtbare Tigerin aus den Dschungeln mitten zwischen sie hinein gesetzt. Der Vorderste, nicht faul, nimmt einen Feuerbrand und wirft ihr den an den Kopf. Die Tigerin kehrt um, rennt in ihrer Angst gerade in das daliegende Faß hinein, stößt mit dem Kopfe den andern Boden aus, bleibt aber, weil das Faß zu eng ist, darin stecken und rennt nun, das Faß um den Leib, brüllend fort. Natürlich schießen sie hinterher, treffen aber nicht. Und nun kommt das Merkwürdige von der Geschichte. Einige Monate später jagt der Hauptmann Immermeyer in demselben Reviere nach Reisvögeln oder Affen, oder sonst was der Art. Plötzlich bricht eine Heerde Thiere durch das Dickicht und rennt ihn beinahe um, und wie er zusieht, was ist es? — eine große Tigerin mit einem großen Fasse um den Leib, und sechs kleine Tiger, jeder mit einem kleinen Fasse um den Leib. Einen davon hat Immermeyer geschossen, er hat ihn aber an die holländische Regierung abliefern müssen, und der befindet sich noch heutigen Tages im Museum zu Leyden."

Zu Ehren des Hauptmanns Reinhart muß ich sagen, daß er in unser Lachen auf's Herzlichste

und Gutmüthigste einstimmte. „Sie gestatten doch, sprach ich, „daß ich Ihre Geschichte an die Fliegenden Blätter einsende?"

„Gewiß! es ist Christenpflicht, gute Geschichten nicht aussterben zu lassen, besonders wenn sie wahr sind."

„Noch heute schreibe ich nach München, damit man sieht, daß auch im Kriege der Humor waltet. — Leben Sie wohl!"

Rasch gab ich Befehl mein Pferd aufzucanbaren, versprach Herrn Droysen, schon morgen seine Sache beim General in's Gleiche zu bringen, bat den Hauptmann Reinhart, mir zu gestatten ihn öfter aufzusuchen, und streifte mit einem fragenden Blicke Fräulein Elise, welche das Auge niederschlug und ein wenig erröthete. Dann war ich rasch verschwunden. Durch die langweilige Monotonie des Einquartierungslebens war meine wenig mehr als eine Stunde dauernde Anwesenheit gegangen, wie ein Meteor durch die dunkle Nacht.

Wie kam es wohl, daß zwei Tage später die Regimentsordre besagte, von morgen an habe auch der Lieutenant v. U. mit einem combinirten Zuge jeden vierten Tag auf Alsgaard das Piquet zu beziehen? — —

Als berechtigter Schützer und als Ritter, welcher mit Erfolg nicht gegen, sondern für die Windmühlen gekämpft hatte, wurde ich auf's Freundlichste empfangen. Mir zu Ehren wurde das große öde Zimmer des Cavallerie-Officiers mit Etwas versehen, das Gardinen vorstellte, und mit einem „Sopha", welches kein Unbefangener für ein Sopha halten konnte. Indeß, à la guerre comme à la guerre. Noch werthvoller als dies war der Schlüssel, welchen Elise an demselben Nachmittage mir anvertraute; nicht etwa zu ihrem jungfräulichen Stübchen am äußersten Ende des Corridors, sondern zum Bibliothekzimmer. Ein früherer Besitzer des Hauses hatte im vorigen Jahrhundert mehr als fünfhundert Bände gesammelt, meist französische Literatur; die sämmtlichen Encyclopädisten befanden sich darunter; von neueren Sachen fanden sich einige theologische Werke vor (der Vater der jetzigen Frau vom Hause war Prediger gewesen), und Ranke's Geschichte der Päpste. Alles lag voll Staub, und das Zimmer, in dem seit Jahren kein Fenster geöffnet war, roch auf's Wohlthuendste nach alten Folianten in Prachtband. Daß ich Voltaire einigermaßen kenne, und daß ich bei Besprechung des jetzt entbrannten „Culturkampfes" oft überraschend gut über die fehl-

baren Vorgänger des Unfehlbaren orientirt bin, das danke ich ausschließlich der Bibliothek und dem „Sopha“ zu Alsgaard.

Im Uebrigen nahm auch das Vaterland und der meerumschlungene Bruderstamm meine ernste Sorge in Anspruch.

Früh Morgens um zwei Uhr erhob ich mich von dem nicht allzu weichen Lager, kroch rasch in's Zeug und ließ Schlag halb drei Uhr zwei Patrouillen abreiten, jede drei Mann stark, die eine nach Osten am Ufer entlang bis Reventlow, die andere nach Westen, bis sie der ihr entgenkommenden Patrouille der hannöverschen Dragoner begegnete. Dann warf ich mich halb entkleidet wieder auf's Bett, oder ich ging in der wundervollen Morgenfrische den „Philosophenweg“ durch das kleine Gehölz hinab, die paar Hundert Schritte bis an das still daliegende Meer. Am Ufer standen versteckt unsere Infanterievorposten. Das hinderte mich aber nicht an der Stelle, wo ein kleines Rinnsal sich in's Meer ergoß, und der Strand flach und weniger kieselreich war, ein herrlich erfrischendes Bad zu nehmen. Die stillen Morgenstunden bis Sechs benutzte ich dann zum Lesen, häufig in der Jasminlaube des Gartens; dann wurden die Pferde inspicirt, die Sättel und das Gepäck mit Sorgfalt

nachgesehen und das Satteln und Hochbinden der Pferde mit gelockerter Sattelgurte angeordnet. Um sieben Uhr sandte mir Elise, welche während der Krankheit der Schwester geräuschlos und sicher die Stelle der Hausfrau vertrat, vortrefflichen Kaffee, schönes dunkles Schwarzbrod, Sahne, so consistent, daß der Löffel darin stehen blieb, und soeben bereitete Butter, an Geschmack dem schönsten Nußkerne gleich. Oftmals hat mir später ein betreßter Lakai auf Porzellan aus Meißen oder Sèvres den Kaffee servirt — aber nie auch nur annähernd so delicat wie hier Alles war.

Damit war nun eigentlich mein Dienst für den Tag beendet. Der Morgen verging in Unterhaltungen mit dem Hauptmann und den beiden Lieutenants von der Infanterie, mit Briefschreiben und anderen Beschäftigungen. Das Clavier im großen Zimmer war einigermaßen verstimmt, meine Leistungen darauf waren höchst unbedeutend. Indeß pflegte sich doch, wenn ich zu klimpern begann, Elise mit einer weiblichen Arbeit stillschweigend in die andere Ecke zu setzen und andächtig zuzuhören. Punkt ein Uhr wurde gegessen; Herr Droysen ließ, trotz aller Gegenvorstellungen, sich's nicht nehmen uns dabei als seine Gäste zu betrachten, und willigte nur mit Widerstreben end-

lich ein, daß wir unsererseits den Rothwein liefern durften.

Bald nach Tische kam die Ablösung; man übergab dem anziehenden Cameraden den Posten, trank, während die Mannschaft sich zum Abmarsch bereit machte, noch gemeinschaftlich Kaffee, und trabte dann dem uncomfortablen Cantonnement zu, still sich freuend, wenn es wieder Piquettag würde sein.

Das war ein Leben, wie es unser Herrgott in Frankreich führte — das war alles Mögliche — nur kein Krieg — und auf die Dauer wurde es doch herzlich langweilig.

Mir that diese absolute Ruhe ohne jegliche Störung des Gleichgewichtes Anfangs sehr wohl. Ich hatte einen schlimmen Winter hinter mir, voll geistiger Aufregungen und körperlichen Leidens — hier begannen die schmerzenden Wunden bald sich leise zu schließen. In Alsgaard hatte ich das wohlthuende Gefühl, Allen willkommen zu sein. Herr Droysen war voll Dankbarkeit, als ich durchsetzte, daß von seiner Einquartierung ihm eine halbe Compagnie abgenommen wurde; Hauptmann Reinhart war unerschöpflich in den schönsten Geschichten, die ich noch nicht kannte; Lieutenant Stich bat mich schon am ersten Nachmittage um

Rath, in Betreff der Fassung eines Artikels, welcher mit der Unterschrift „Miles" in der neubegründeten, den Zeitverhältnissen Rechnung tragenden, zweimal wöchentlich in Quartformat zu Lemgo erscheinenden Zeitung „Die Wage" die lässige Kriegführung im Sundewitt geißeln sollte. Als ich aber dem Lieutenant Pfannkuchen, welcher beim Aufnehmen von Elisens Knäuel heftig mit dieser mit dem Kopfe zusammengerannt war, auf den Kopf zusagte, er sei offenbar Bülbül, welcher die Rose umflattere, ich aber Hafis, der sich erlauben werde dies poetisch zu verwerthen, da schlug er brav den Weg ein, mich zum Vertrauten seiner Leidenschaft für die junge Dame zu machen und mir zu gestehen, auch er habe ein Stück von „Hafisen" in sich, und die Form des Ghasels sei ihm keineswegs unbekannt. Dem Anhören seiner Verse wußte ich indeß als schlangenglatter Sonderling zu entgehen — in dieser Hinsicht war ich ein gebranntes Kind und scheute das Feuer.

Elise ging still und scheinbar theilnahmlos zwischen uns umher und wartete geräuschlos ihres Amtes. Nur selten gelang es sie in's Gespräch zu verflechten. Sie war in der Nähe von Alsgaard geboren, hatte Unterricht bei einem Prediger der Umgegend gehabt, war nie über Flensburg

hinaus gekommen, und hatte — es klingt wunderbar, aber es ist wörtlich wahr — mit ihren zweiundzwanzig Jahren niemals einen Berg und niemals einen Fluß gesehen. Sie war klug genug ihr weniges aber mit viel gesundem Menschenverstande gepaartes Wissen nie zur Schau zu tragen, sondern meist aufmerksam zuzuhören und nur zuweilen durch ein hingeworfenes Wort zu verrathen, daß im Grunde doch viel mehr in ihr sei als sie zeige. Dabei war sie von einer ruhigen Naivetät und einer Einfachheit der Empfindung, welche gegen das, was mir so oft in den Salons der großen Städte entgegen getreten war, auf's Wohlthuendste contrastirte. Ich brauchte mich gar nicht anzustrengen oder frais d'esprit zu machen; ich konnte mich behaglich gehen lassen, und dennoch war Alles, was ich vorbrachte, ihr neu und Eindruck machend. Es wäre mir offenbar leicht gewesen hier eine Eroberung zu machen; aber ich bedurfte Ruhe. Wohin hätte das auch führen sollen! Es genügte mir, dem Lieutenant Pfannkuchen, dessen Ansichten und Absichten ich nicht recht traute, durch mein Wesen einen Riegel vorzuschieben; damit war es genug und gut.

Schon nach vierzehn Tagen erhielt dieser Gelegenheit, sich anderweitig zu trösten. Eines Mor-

gens gegen Acht ertönte plötzlich ferner Trommelschlag, und bald darauf rückte in strammer Haltung und mit festem Tritt der oldenburgische Hauptmann v. Hirschfeld mit seiner Compagnie auf den Gutshof und vertrieb die guten Detmolder aus dem Paradiese Alsgaard. Nun kam Leben in die Bude. Der Hauptmann war ein prächtiger, lebensfrischer Mann. Er bedauerte vornehmlich, daß nicht ganz Schleswig-Holstein mit hohen Buchen bewachsen und ihm die Erlaubniß geworden sei, an jeder Buche einen Democraten aufzuhängen. Dafür wurde, während er recognosciren geritten war, rasch ein Exemplar der „Grundrechte des deutschen Volkes", welches ich durch Zufall aufgetrieben hatte, mit einem schwarz, roth und gelben Rande versehen und an der Wand des Eßzimmers seinem Platze gegenüber angebracht; auch wurde er bei Tische durch mäßigen Widerspruch so weit gereizt, daß er noch einen großen Theil der ruhigen Bürger hängen lassen wollte, weil sie sich allen den Frankfurter Unsinn gefallen ließen. Die beiden Lieutenants, Graf Wedel und Campo, ließen auch nicht locker, und schon an demselben Abende wurde denn auch nach den Klängen einer alten Geige Polka getanzt. Elise kannte die Polka kaum dem Namen nach; aber nach weniger als einer Stunde

hatte sie sie vollständig begriffen; bald war sie in die feinsten Feinheiten dieses Tanzes eingeweiht und tanzte mit einer Grazie und Passion, welche Nichts zu wünschen übrig ließen.

Auch unsere Leute richteten sich rasch mit einander ein. Die Detmolder waren meist Recruten gewesen, theilweise wenig mehr als zwei Monate in Dienst; es kam vor, daß sie mit dem rechten Fuße antraten, und Einer von ihnen, der nie im Leben ein geladenes Gewehr in der Hand gehabt, erschoß aus Versehen einen Cameraden auf dem Hofe von Alsgaard. Die Oldenburger waren gut geschult; ihre Gewehrgriffe knallten, daß es eine Freude war; redete man sie an, so antworteten sie: „zu Befehl, Herr Lieutenant", und von demokratischem Anhauche merkte man nicht das Mindeste bei ihnen. Hätten sie nur nicht die verwünschten großen, zusammenklappbaren französischen Feldmützen getragen!

„Gu'n Dag, mien Junge," sagte ein Husar, der Spaßmacher der Escadron, zu einem starkknochigen, aber unendlich gutmüthig aussehenden Exemplar aus dem Budjadniger Lande.

„Gu'n Dag ook," antwortete dieser, Nichts ahnend.

„Du hast da ja 'ne schöne Mütze uppen Koppe,

man blot sei is en betten lüttig. Giff sei doch mal her!"

Alle lachten, als der Husar die Nachtmütze sich über den Kopf stülpte, die Oldenburger am meisten.

„Da, nimm sei wedder hen! Dat glöw' ich woll, in sauner Mütze kannste woll prächtig warme Fäute hebben."

In dieser harmlosen Weise ging es weiter, und bald herrschte auf Alsgaard die größte Eintracht, statt des zwischen Cavallerie und Infanterie sonst traditionellen Nationalhasses.

Die Oldenburgische Compagnie wechselte alle acht Tage und stets waren die Officiere liebenswürdige und gebildete Leute. Der Ruf der angenehmen Existenz in Alsgaard breitete sich rasch aus. Wer je dort auf Commando gewesen war, der fand den Weg dahin oft wieder, war es auch nur auf eine Stunde. Der Nachmittag vereinigte im Garten häufig ein Dutzend Officiere. Mich führte meine „Dienstpflicht" bald fast täglich dorthin. Anfangs pflegte ich mein Kommen zu entschuldigen; bald aber unterblieb dies, und Keiner wunderte sich, außer wenn ich einmal fehlte. Dennoch trachtete ich danach, nicht etwas Alltägliches zu werden. Denn, aufrichtig gesagt, obgleich ich

gar nicht daran dachte, Elisen ihr Herz zu rauben, so würde es mir doch schmerzlich gewesen sein, wenn ein Anderer den Vogel abgeschossen hätte.

So war der 2. Juni herangekommen; ich mußte auf Piquet ziehen. Schon vor einigen Tagen hatte ich mit Elise verabredet, daß ich an diesem Abende (es war gerade Vollmond) meinen Regiments-Cameraden und den andern guten Freunden im Garten eine „italienische Nacht" veranstalten sollte.

„Sorgen Sie nur für Wein," sagte sie, „und im Uebrigen verlassen Sie sich auf mich."

Nun das war nicht schwer. Friedrich ritt, das Packpferd an der Hand, nach Gravenstein; Herr Ahlemann belud es vorsichtig und reichlich, und der Regimentsarzt Dr. Kaufmann, welcher ein ganz vorzügliches „Recipe" zu Bowlen hatte und in der Lage war, „zum eventuellen Gebrauch bei Verwundungen" Eis aus Flensburg zu requiriren, hat nie eine bessere Bowle gebraut, als an jenem Tage.

Aber es war noch nicht Abend.

Ich ging mit dem Hauptmann v. Weddig im Philosophenwege, eifrig das Thema discutirend, was wohl aus dem schönen Dresden werden würde, in dessen Mauern soeben der unselige

Straßenkampf entbrannt war. Da kam eiligen Laufs athemlos ein Soldat von den Vorposten am Strande und stieß mühsam die Worte heraus: „Herr Hauptmann, die Dänen kommen!“

„Ist wohl nicht möglich, mein Junge,“ sagte dieser mit größter Ruhe, die Cigarre aus dem Munde nehmend, — „wo kommen sie denn?“

„Zu Schiffe, Herr Hauptmann, eine ganze Menge Kanonenboote.“

„Nun, das müssen wir einmal sehen. Haben Sie Ihr Fernrohr bei sich, Herr Lieutenant?“

„Gewiß, Herr Hauptmann.“

Wir schritten rasch zum Strande und an ihm entlang einige hundert Schritt weit auf eine kleine vorspringende Anhöhe. Richtig! ... da kamen elf Kanonenboote angefahren, um Snoghoi herum, in Schlachtordnung, vorn sechs in Linie, dahinter fünf. In schöner Ordnung glitten sie heran; durch's Fernrohr konnten wir deutlich erkennen, daß sie oben eine Bedachung von schräg liegenden Balken trugen, zum Schutz gegen die Flintenkugeln bestimmt — sie waren also in Gefechtsbereitschaft und führten Etwas im Schilde. Langsam und im Tacte hoben und senkten sie die Ruder, von unsichtbaren Armen bewegt; es war, als wenn Riesenschildkröten unheimlich näher schwämmen.

Wohl zehn Minuten blieben wir auf diesem Beobachtungsposten, bis wir ganz sicher waren, daß sie ihren Cours auf uns zu richteten. Dann kehrten wir, nicht ohne Aufregung, aber uns gewaltsam zum gewöhnlichen Schritte zwingend, zum Gutshofe zurück. Sofort erklangen die Signale des Hornes und der Trompete; nach wenigen Augenblicken zogen die Husaren die Pferde aus den Ställen, während die Infanteristen, das Gewehr in der Hand, mit Tornister und Brodbeutel antraten. Der Hauptmann formirte die Compagnien in drei Züge; mit dem einen schickte er den Seconde-Lieutenant zum Recognosciren vor; ihm wurden zwei Husaren als Ordonnanzen mitgegeben; die anderen beiden Züge ließ er als Gros unter dem Befehle des Premierlieutenants auf dem Hofe stehen, um sich selbst zur Leitung des Gefechtes nach vorn zu begeben und überall gegenwärtig sein zu können. Ich beorderte einen zuverlässigen Mann mit einer schriftlichen Meldung im schärfsten Trabe in's Hauptquartier der Brigade und stellte mich mit dem Reste des Zuges, achtzehn Rotten stark, in der Koppel auf, welche neben dem Garten des Gutes entlang sich bis hart an's Ufer erstreckte und ein herrliches Terrain zu einer Cavallerie-Attaque darbot. Wie unsinnig! — die Dänen

waren viel zu klug, als daß sie an einem so bewachten Orte bei hellem Tage eine Landung hätten versuchen sollen; ganz abgesehen davon, daß die Kanonenboote zum Transport von Infanterie viel zu klein waren. Daß aber die Boote selbst ihr nasses Element verlassen und uns auf der Koppel hätten angreifen sollen, das lag eben so wenig im Bereich der Wahrscheinlichkeit, als daß wir zu Pferde hingeschwommen wären und sie mit dem Säbel in der Faust geentert hätten. Aber in der Aufregung des Augenblickes dachte Niemand daran. Ich glaube sogar es war nicht Bosheit von den Cameraden, sondern die Wahrheit, wenn sie später behaupteten, ich habe den Leuten damals eine wohlgesetzte Rede gehalten und sie zu kaltblütigster Tapferkeit ermahnt.

Langsam kamen die Kanonenboote näher. Ich ritt vorn in die Koppel, um ihre Bewegungen beobachten zu können. Als sie die Höhe von Alsgaard erreicht hatten, schwenkte die vorderste Linie ein und machte uns gegenüber Halt; die zweite Linie legte sich dahinter, jedesmal ein Boot auf die Lücke der vordersten, wir sahen nun deutlich die Mündungen der Geschütze. Höchst unheimlich war es, daß man zwar die Commandorufe der dänischen Officiere ganz deutlich hörte (die Ent-

fernung betrug höchstens achthundert Schritt) und die präcisen Bewegungen der Schiffe sah, aber nicht das Allergeringste von der Bedienungs-Mannschaft. Offenbar wurde die Sache sehr ernst. Es war auf ein Bombardement von Alsgaard abgesehen. Leider waren wir völlig wehrlos. Die nächste Feld-Batterie lag in Rackebüll, wohl drei Stunden entfernt. Bis dahin, daß sie uns zu Hülfe eilen konnte, war das Gut längst ein Schutthaufen. Eine lange Viertelstunde verging — Nichts regte sich bei den Dänen. Plötzlich blitzte von einem der Schiffe ein Feuerschein auf; ein bläulicher Rauch und ein starker Donnerschlag rollte über die Wasserfläche; eine Granate sauste durch die Luft; knatternd fuhr sie durch das Dach des Hauses und riß ein großes Loch in dasselbe. Sofort berief der Hauptmann durch ein Signal seine Compagnie im Laufschritt zu sich nach vorn; ich aber jagte wie der Blitz zurück, und sprengte eine zweite Ordonnanz nach dem Hauptquartiere, und einen Unterofficier auf der Straße nach Rackebüll der Batterie entgegen, um sie zur Eile anzuspornen. Dann aber stieg ich ab und begab mich in's Haus; ich wollte die Insassen zur Flucht antreiben.

Aber ich fand Niemand — Alle schienen fort

zu sein. Endlich trat ich in die Küche, welche in der dem Feinde zugewendeten Front des Gebäudes lag. Da stand Elise am Herde und drehte einen großen Braten über dem Feuer.

„Kommen Sie, Elise, um Gotteswillen! es ist die höchste Zeit! Wo sind die Anderen?"

Sie lächelte mit vollständiger Ruhe. „Im Keller," antwortete sie dann.

„Und was thun Sie hier?"

„Nun, das sehen Sie ja; die Köchin ist fortgelaufen, da drehe ich den Braten für heute Abend, damit er nicht anbrennt."

„Elise, ich beschwöre Sie, kommen Sie augenblicklich!" — und dabei suchte ich sie mit Gewalt fortzuziehen.

„Nicht einen Schritt! — es wird so schlimm nicht werden, und Sie werden es mir heute Abend danken, daß ich auf dem Posten ausgehalten habe."

Ich kann nicht leugnen, Elise war in diesem Augenblicke von heldenmüthiger Ruhe. Wie weit übertraf sie mich in dem, was sonst der Mann sich als Vorzug vor dem Weibe anrechnet, in der Verachtung der Gefahr. Und von den vielen Damen, welche ich bisher gekannt hatte, welche würde mir wohl eine solche Antwort gegeben haben!

In diesem Augenblicke ertönte ein zweiter Knall; das laute Krachen der Aeste einer der schönen Linden auf dem Hofe ließ uns ahnen, daß das Geschoß sie getroffen.

Nochmals stürzte ich mich auf Elisen; ich umfaßte sie und versuchte sie gewaltsam hinwegzuschleppen. Aber ruhig und gebieterisch drängte sie mich zurück und sprach: „Herr Lieutenant, ich bleibe, mir wird Nichts geschehen."

Ich durfte nicht weilen, die Granate mußte nahe bei meinem Zuge eingeschlagen haben; die Gegenwart des Officiers war nothwendig. Rasch bestieg ich mein Pferd, führte den Zug landeinwärts wohl zehn Minuten weit im Trabe zurück und ritt dann im Galopp wieder nach dem Orte der Gefahr. Was ich dort wollte, weiß ich selbst nicht; ich glaube, ich wollte Elisen retten.

Indeß, es erdröhnte kein neuer Schuß, und als ich im vollen Laufe bei dem in der Nähe des Strandes haltenden Hauptmann anlangte, sah ich, daß das Geschwader die alte Formation angenommen hatte und langsam den Sund aufwärts sich entfernte. Nach einer halben Stunde war Alles in der alten Ordnung. Die Bewohner von Alsgaard kamen zum Vorschein wie die Frösche nach dem Regen. Nur Elise blieb unsichtbar; ich konnte

nicht zu ihr durchdringen, so heftig es mich trieb ihr meine Bewunderung auszusprechen, welche sich kaum noch in den Schranken der bloßen Bewunderung hielt.

Wir lachten nun herzlich über den „genußreichen Nachmittag“ und sandten Friedensboten nach allen Richtungen aus.

Dann legte ich das neueste, erst gestern mit der Feldpost angelangte Uniformstück an, dazu ein paar Lackstiefel und so erwartete ich die Cameraden.

Gegen acht Uhr versammelten sich die Eingeladenen. Frau Droysen war so weit hergestellt und auch von dem Schrecken des Tages erholt, um selbst die Honneurs des Hauses zu machen. Wir promenirten rauchend und erzählend im Garten, den die Husaren — ich weiß nicht wie — über Nacht in ganz ordentlichen Stand gesetzt hatten, und um neun Uhr, als die Sonne sich hinter dem fernen Knud's Hoved zu neigen begann, erschien Elise, im hellgrünen Kleide, eine dunkle Rose im Haar, und bat den von ihrem Anblick sichtlich überraschten Regiments=Commandeur, ihr zu der entfernt liegenden Laube zu folgen, wo das Abendessen servirt war. In diesem Augenblicke ertönten aus dem Schatten des Philosophenweges die Klänge des Meyerbeer'schen Fackeltanzes von

unserer dort aufgestellten Regiments-Musik. Die große Laube war durch viele Lichter erhellt; eine lange sauber gedeckte Tafel glänzte uns entgegen, mit Lampen besetzt, mit Blumen reich geschmückt, und auf ihr prangte (so schien es uns) Alles was Lucullus nur irgend im Apollo-Saale serviren lassen konnte. In der Mitte eine riesenhafte Terrine als Bowle.

Die Gesellschaft gruppirte sich in heiterster Laune um den Tisch. Das große Loch im Dache, die zerschossene Linde — es war uns, als hätten wir gekämpft und das Schlachtfeld behauptet. Der Oberstlieutenant konnte die Zeit nicht abwarten, um einen Toast auf Schleswig-Holstein auszubringen, der ihm das ganze Herz seiner Nachbarin, der Frau Droysen, gewann. Dann sprach der vortreffliche Pastor Petersen in schwunghafter Rede den deutschen Kriegern den meerumschlungensten Dank aus; der Sermon ähnelte aber auf's Bedenklichste einer Leichenrede, denn es war am Schlusse ein Wiedersehen befindlich. Nun folgte ich mit einer Erzählung von Elisens heutiger Heldenthat, von der Prosa ging ich zur Poesie über, und brachte in einigen im Laufe des Nachmittags fabricirten Versen das Wohl der Heldin des Tages aus. Ein allgemeiner Enthusiasmus folgte; der Stabstrompeter ließ

„Heil Dir im Siegerkranz" blasen, und wäre ein Schild zur Hand gewesen, wir hätten Elisen hinaufgehoben und sie im Garten umher getragen. Sie war nun wirklich die Königin des Festes. Und, seien wir aufrichtig: es ist Etwas, einen Abend lang der Gegenstand der aufrichtigen Huldigung muthiger und gebildeter Männer zu sein, wie es die „Rose des Sundewitt" an diesem Tage war.

Die Heiterkeit stieg von Viertelstunde zu Viertelstunde. Wir hatten am Nachmittage eindringlich genug die Lehre bekommen:

Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

und wir folgten ihr gründlich. Stets mit neuen Flaschen erschien Friedrich, und der Doctor braute nach. Um zu beweisen, daß nicht nur praesente, sondern auch praesenti medico nil nocet (dies war seine Lesart), trank er auf's Unverdrossenste. Mit sorgsamem Sinne wußte der Stabstrompeter sein Programm der Stimmung der Gesellschaft zu accommodiren. Wie ein silberner Strom ergoß sich das Mondlicht von oben herab durch die laue, blaue nordische Sommernacht. Alle waren glückselig, — Keiner wußte weshalb. — Ja, auch der Krieg, der furchtbare Krieg, hat seine Stunden voll Poesie und Seligkeit!

Wir umarmten uns vor Freude, wir priesen das Geschick, welches uns hier zusammengeführt hatte, wir tranken Brüderschaft untereinander — wir recitirten Verse, wir erzählten die tollsten Geschichten, und der sonst so ernsthafte Oberstlieutenant war der Ausgelassenste von Allen. Endlich fuhr er in seinem Jagdwagen mit dem Pastor Petersen heim; auch der Regiments-Adjutant mußte trotz alles Widerstrebens mit; der Doctor indeß wurde uns auf allgemeines Verlangen dagelassen.

Nun brach die Lust erst recht aus allen Zügeln. Der Lieutenant Ernst sang mit seiner klangvollen Baritonstimme das ganz neu verfaßte Spottlied auf den verunglückten Versuch des Doctors auf Fräulein Hedwig, die jüngste der beiden schönen Töchter des Gutsherrn von Schobüllgaard, aus Parodien des Roland, der Fahnenwacht, des forban calabrais, und anderer Lieder en vogue, gar sinnig zusammengesetzt; und ich muß gestehen, obgleich die Bescheidenheit mir verbietet, den Autor der Dichtung zu nennen, daß wir uns mit nicht weniger Witz als Behagen zu erfreuen wußten. Dann kamen vortreffliche Productionen als „starker Mann“, mimische Darstellungen, die jedem Theater Ehre gemacht haben würden, und zum Schluß ein feierlicher Fackelzug mit den Lampen und Lichtern durch

den ganzen Garten, die Musik voran, Elisen zu Ehren. Es war wirklich Alles außer Rand und Band, und wären die Dänen jetzt wiedergekommen um ein Dutzend Bomben unter uns zu werfen, ich glaube auch das hätte uns nicht gestört.

Schon lange hatten sich Herr und Frau Droysen zurückgezogen. Auch Elise stahl sich jetzt weg; ich folgte ihr.

„Kommen Sie noch einige Schritte mit mir, den Philosophengang entlang," sagte ich. Sie folgte schweigend. Wir gingen den Gang hinab bis an's Ufer. Dort setzten wir uns unter eine Buche, durch deren Laub zitternde Silberlichter fielen. Wohl eine Stunde saßen wir hier. Wir sprachen wenig. Was wir gesprochen, — ich weiß es nicht mehr, und wenn ich's wüßte, ich würde es nicht sagen. Dann wandten wir uns heimwärts. Beim Abschiede aber sprach ich:

„Elise, morgen früh um drei Uhr, wenn ich die Patrouillen habe abreiten lassen, werde ich wieder hier im Philosophenwege sein; wirst Du auch kommen?"

Und sie riß sich los und verschwand mit den Worten: „Ich komme, verlaß Dich darauf!"

So zogen wir im Jahre 1849 in Schleswig-Holstein auf Piquet.

III. Auf dem schleswig'schen Bauernhofe.

Schon einige Tage vor jener italienischen Nacht hatte ich das Glück gehabt, nach dem aus reichen weit zerstreut liegenden Bauernhöfen bestehenden Dorfe Brarup, nahe der Küste, verlegt zu werden. Nun hatte ich mein geliebtes Meer ganz in der Nähe und so recht zur Hand. Wenn ich am Tage acht bis zehn Stunden im Sattel gesessen und die Gegend nach allen Richtungen durchstreift, dann wanderte ich Abends mit meinem Portépéefähnrich, einem gebildeten jungen Manne, der erst beim Beginn des Krieges die Feder mit dem Schwerte vertauscht hatte, hinaus in das Gehölz beim Blauen Kruge. Wir streckten uns behaglich auf einem der Hünengräber aus und erfrischten uns an den ritterlichen Liedern unseres Strachwitz und an der Poesie der „vollbusigen Nordlandssage"; oder wir schauten träumerisch in die Höhe zu den schönen Buchenwipfeln und durch die Stämme nach dem wunderbaren Weithinausglänzen des Meeres im letzten Abendscheine.

Sogar das einsame Fischerhaus fehlte nicht. In geringer Entfernung vom Walde lag es nahe am Ufer unter einer Gruppe alter Bäume. Es war klein und verfallen; rings umher hingen Netze,

scheinbar ungebraucht. Eine alte Frau schien seine einzige Bewohnerin. Man konnte sich kaum mit ihr verständigen, da sie fast nur Dänisch sprach und sehr taub war; doch hatte ich bei meinen Streifereien von ihr ermittelt, sie habe einen Sohn, der abwesend sei.

Schon mehrfach hatte ich von meinem Hünengrabe aus bemerkt, daß um die Zeit, wo es anfing zu dämmern von der gegenüber liegenden Küste Alsens ein Boot abstieß und sich in einem weiten Bogen dem Ufer näherte. Es verschwand hinter einem bewaldeten Vorsprunge; aber dann erleuchtete sich ein Fenster des Fischerhauses, und mehr als einmal hatten wir deutlich ein Geräusch, wie von Rudern auf einem Bootsrande, aus jener Richtung gehört. Mir war bald unzweifelhaft, daß eine Communication zwischen den Dänen auf Alsen und dem von uns besetzten Festlande auf diese Weise stattfand. Meine Meldung im Hauptquartier war als unwahrscheinlich, und was mich viel mehr verdroß, als unwichtig zurückgewiesen; dies Letzte leider nur mit zu viel Recht, weil in Wirklichkeit bei der deutschen Armee nicht das Allergeringste passirte, was den Dänen hätte gefährlich werden können. Um so mehr setzte ich mich darauf, der Sache auf den Grund zu kommen und wo möglich einen Spion

einzufangen. Die Bewohnerschaft der Gegend war durchaus dänisch gesinnt. Sie hatte sich unter dem dänischen Regimente wohl befunden und sah absolut nicht ein, weshalb sie von einem Joche befreit werden sollte; wohl aber, daß die viele Einquartierung eine höchst unangenehme Sache war. Nur die Gebildeteren unter der Landbevölkerung sprachen Deutsch; und diese wünschten erst recht die Deutschen zum Teufel. Ein ganz prächtiges Exemplar des schleswig'schen freien Bauers, dessen Vorfahren unter Hengist und Horsa England eroberten, war der alte Jess Jensen, der Besitzer des großen und reichen Hofes, auf welchem ich mit zwölf Pferden in Quartier lag. Mit würdiger Ruhe, aber durchaus nicht verhehlter Abneigung hatte er uns empfangen; er fragte genau, was er verpflichtet sei uns zu gewähren, und suchte die durch das Gesetz gezogene Linie auf's Strengste innezuhalten. „Sie haben jetzt die Gewalt im Lande," sagte er, „und wir müssen gehorchen; aber wir werden uns Alle von Herzen freuen, wenn die Deutschen wieder fort sind." Das Deutsche fiel ihm schwer, seine Frau verstand es nicht einmal. So mußte denn Caroline, die einzige Tochter, ein hübsches frisches und intelligentes Mädchen, die Dolmetscherin machen. Sie hatte in Flensburg eine deutsche Privatschule

besucht und dort recht Vieles gelernt; sie kannte sogar Schiller und manchen andern deutschen Dichter; aber auch sie haßte die Deutschen glühend. Freilich nicht ohne Grund. Sie war verlobt mit Peter Petersen, dem Sohne des ebenso großen und reichen Nachbarhofes. Im Frühling hatte die Hochzeit sein sollen; da war der Krieg wieder ausgebrochen und Peter Petersen war als Reserve-Unterofficier zu einem dänischen Jägerbataillon einbeordert. Er stand jetzt auf Alsen, täglich den deutschen Kugeln ausgesetzt, und in dem breiten Himmelbette, welches ihr bestimmt gewesen war, schlief deutsche Einquartierung.

Dies vertraute sie mir an; denn sie hatte bald angefangen mich von ihrem Nationalhasse auszunehmen. Sie sah, daß ich als Soldat meine Pflicht erfüllen mußte, daß ich aber ernstlich bemüht war, die Leiden des Krieges thunlichst von den unschuldigen und uns stammverwandten Bewohnern des Landes abzuwenden. Ich litt durchaus nicht, daß meine Leute den reichen Klee in der Koppel für ihre Pferde abmähten oder sich ganz überflüssige Richtwege durch die üppigen Saatfelder bahnten; noch weniger, daß sie durch unnütze Gegenwart in der Küche des Hauses mehr incommodirten als nöthig war; ich wachte darüber, daß sie Alles,

was sie außer der aus den Magazinen zu Gravenstein gelieferten überaus reichlichen Verpflegung brauchten, baar bezahlten, und nicht etwa in die Fußstapfen der bayerischen Chevauxlegers traten, welche hier oben ein sehr böses Andenken zurückgelassen hatten. Daneben that es Carolinen offenbar sehr wohl, jetzt täglich eine gebildete deutsche Unterhaltung führen zu können und der Gegenstand achtungsvoller Behandlung von Seiten der fremden Krieger zu sein. Ja, sie hatte im Grunde nie im Leben eine so glänzende Zeit gehabt, wie jetzt, wo das Haus ihres Vaters voll „Feinde“ lag, und nach wenigen Tagen gestand sie mir dies mit reizender Offenheit ein.

Eines Morgens, da ich früher als gewöhnlich vom Reiten des ersten Pferdes zurückgekehrt war, und eilig durch die Küche den Weg in mein daran stoßendes Zimmer nahm, stand Caroline am Herde, erwiderte aber meinen Gruß nicht, sondern wandte sich ab. Ich trat an sie heran; sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Nicht ohne Anstrengung wand ich die Hände zur Seite und entdeckte ein Paar verweinte Augen. Mit dem herzlichsten Tone der Welt fragte ich:

„Was haben Sie, Caroline?“

Sie blieb vor mir stehen, nahm aber plötzlich

wieder die Hände vor's Gesicht und brach in Schluchzen aus. Ich achtete ihren Schmerz; aber als sie sich beruhigt hatte, fragte ich wieder: „Caroline, darf ich wissen, warum Sie wie weinen? Ich meine es ja gut mit Ihnen, vielleicht kann ich helfen."

Statt der Antwort griff sie in die Tasche, zog einen Brief heraus und reichte ihn mir schweigend.

„Aber, Caroline, das ist Dänisch. Das kann ich nicht lesen. Von wem ist denn der Brief?"

„Von Peter Petersen."

„Und woher haben Sie ihn?"

„Die alte Fischerfrau vom blauen Kruge hat ihn gebracht."

So war also meine Vermuthung, daß jenes Boot von Alsen beim Fischerhause am Blauen Kruge zu landen pflegte, plötzlich auf's Bündigste bestätigt.

„Was schreibt denn Peter Petersen?" fuhr ich fort.

„Ach, das ist lang zu erzählen."

„Erzählen Sie mir."

„Ich kann ja nicht, Herr Lieutenant."

„Mir, Caroline, Ihrem besten Freunde!" — und hierbei gab ich mir das zutrauenerweckendste Aussehen, was ich erschwingen konnte.

„Nun so will ich Ihnen sagen," — — aber weiter kam Caroline nicht — sie warf sich plötzlich an meine Brust und weinte heftig; dann riß sie sich los und war verschwunden.

Was bedeutete das? — — Ich stand rathlos da. Auf dem Herde lag der Brief. Er war mit schöner fester Hand geschrieben. Ich suchte ihn zu entziffern. Vergeblich! — Ich hätte zum Pastor Petersen reiten können, um ihn mir verdeutschen zu lassen. Aber das wäre Verrath an Carolinens Vertrauen gewesen. So schloß ich ihn weg, um ihn ihr wieder zu geben.

Am folgenden Tage blieb Caroline unsichtbar. Am dritten wurde ich zum Rittmeister beordert, der auf einem ziemlich entfernten Gute lag.

„Ihr Quartierwirth ist hier gewesen und verlangt, daß Sie mit Ihrer Mannschaft auf einen andern Hof gelegt werden, obgleich die Zeit noch nicht um ist. Ist irgend Etwas vorgefallen?"

„Hat er mich verklagt, Herr Rittmeister?"

„Nein, im Gegentheil, er lobt Ihr Benehmen und das der Leute, war aber doch sehr dringend in seiner Bitte; darum frage ich Sie."

„Ich fühle mich völlig schuldlos, und für die Leute stehe ich ein; ich bitte eben so dringend, mich dort zu lassen, Herr Rittmeister."

„Hat der Mann eine erwachsene Tochter?"

„Ja wohl, Herr Rittmeister."

„Nun, so erwarte ich von Ihnen als Ehrenmann, daß Sie ihm in dieser Hinsicht nicht etwa Veranlassung zur Klage geben."

„Sei'n Sie ganz sicher, Herr Rittmeister, Caroline ist mit dem Sohne vom Nachbarhofe verlobt und hat erst vorgestern einen Brief von ihm bekommen."

„Es ist gut — ich habe Sie gewarnt."

„Herr Rittmeister!" —

„Ich habe Sie gewarnt, und Sie wissen, ich verstehe in diesem Punkte keinen Spaß. Morgen früh elf Uhr werde ich in Brarup blanke Pferdeparade abhalten; sämmtliche im Orte liegenden Pferde werden dazu auf Ihrem Hofe bereit stehen."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister. — Haben der Herr Rittmeister sonst noch Etwas zu befehlen?"

„Nein, ich danke Ihnen." —

Vergeblich sann ich beim Heimreiten nach, was ich wohl dem Alten zu Leide gethan haben könnte. Eine Beziehung auf Caroline mußte es haben; aber wäre ich noch hundertmal eitler gewesen, als ich war, ich hätte nicht zu der Erklärung greifen mögen, sie hegte eine Liebe zu mir.

Als ich am Abend wie gewöhnlich meine Schritte

zum Gehölz beim „Blauen Kruge" lenkte, holte ich meinen Sergeanten ein, der in derselben Richtung langsam vor mir herging. Der Sergeant Hermann war mein Liebling. Er war der Sohn eines Predigers in einem kleinen Harzdorfe und gleichfalls zum Theologen bestimmt gewesen. Als aber der Vater zeitig starb, hatte ihn die völlig mittellose Mutter zu einem Verwandten gegeben, wo er die Kaufmannschaft erlernen sollte. Das Abwiegen des Zuckers und des Cichorien-Kaffees war ihm indeß so unerträglich geworden, daß er heimlich fortlief, um nach Amerika zu gehen. Ein Brief der Mutter hatte ihn noch zur rechten Zeit zur Rückkehr bewogen; kurz entschlossen hatte er dann für einige hundert Thaler mit einem Anderen das Loos getauscht und war Soldat geworden. Durch Intelligenz und Pflichteifer hatte er es rasch zum Sergeanten gebracht. Seine Bildung stellte ihn manchem Officier gleich; aber nie vergaß er auch nur einen Augenblick die Kluft, welche ihn von den Vorgesetzten trennte. Dabei war er ein schöner Mann, der sich auch im Anzuge, soweit in seinen Kräften stand, der Eleganz befleißigte.

„Wohin des Weges, Sergeant Hermann?"

„Nirgend wohin, Herr Lieutenant."

„Kommen Sie mit mir in den Wald?"

„Gern, Herr Lieutenant, wenn ich Sie nicht störe."

„Im Gegentheil, ich freue mich Ihrer Gesellschaft."

Wir lagerten uns nun im Walde auf der gewohnten Stelle — es war ein köstlicher Frühlingsabend. Wir sprachen von der Schönheit der Gegend, von den heimischen Tannenwäldern, von Vergangenheit und Zukunft.

„Sehen Sie" — sprach ich — „dort hinten nähert sich schon wieder der dänische Kahn von Alsen her."

Hermann folgte den Bewegungen des Kahnes mit scharfem Blicke.

„Herr Lieutenant, sollen wir uns in Hinterhalt legen und den Spion fangen?"

„Gewiß, ich trachte danach."

„So lassen Sie uns hinab zum Fischerhause gehen."

„Und meinen Sie, daß das Boot dann dort landen wird?"

„Oder hier warten, bis es dunkel wird und dann das Haus überfallen."

„Haben Sie Waffen bei sich?"

„Nein."

„Nun, ich auch nicht."

„Was schadet das?"

„So, damit uns vielleicht ein halbes Dutzend versteckte Kerle über den Hals kommen und uns ganz gemüthlich nach Alsen hinüber schaffen. Nein, ohne Waffen lasse ich mich auf Nichts ein. Aber in den nächsten Tagen, wenn kein Mondschein mehr ist, wollen wir's versuchen. Der Portepéefähnrich wird auch gern mit von der Partie sein."

Wir gingen langsam heim. Hermann war still geworden.

„Nun, was haben Sie? Geht Ihnen der Ueberfall im Kopf herum?"

„Nein, Herr Lieutenant, etwas ganz Anderes. Ist es wahr, daß wir in drei Tagen in ein anderes Quartier verlegt werden sollen?"

„Ich glaube es nicht — aber wie kommen Sie darauf?"

„Caroline hat es mir gesagt."

„Und was geht Sie das an?

„Sehr viel, Herr Lieutenant."

Wie Schuppen fiel es plötzlich von meinen Augen: zwischen Caroline und dem Sergeanten war Etwas nicht in Ordnung.

„Was haben Sie mit Caroline?" fragte ich ernst.

„Ich hätte es Ihnen nicht gesagt, Herr Lieute-

nant, aber Caroline will es. Darum ging ich heute vorauf nach dem Holz, Sie zu treffen."

„Gut, ich will Sie gern hören und Ihnen gern rathen und helfen; aber sagen Sie mir die reine Wahrheit."

„Gewiß, Herr Lieutenant Sie wissen, Caroline ist mit Peter Petersen verlobt und sollte ihn um Ostern heirathen. Jetzt will sie aber nicht mehr."

„Warum denn nicht?"

„Sehen Sie, der alte Petersen, welcher Anfang dieses Jahres gestorben ist, war einer der reichsten Hofbesitzer weit umher und Peter ist sein einziger Sohn. Auch der alte Jensen hat nur das einzige Kind. Da haben denn die beiden Alten gedacht, es wäre recht schön, wenn die zwei großen Nachbarhöfe zusammen kämen."

„Sind denn die Kinder damit nicht zufrieden?"

„O, Peter Petersen wohl, denn Caroline ist ja ein so schmuckes Mädchen wie irgend eins im Lande. Sie sagt, er sieht auch nicht übel aus; aber Ja gesagt hat sie doch nur, weil der Alte es wollte und weil es hier Sitte ist daß Geld zu Geld kommt."

„Ja, ja, darin ist der Bauer leider noch weit schlimmer als die Uebrigen."

„Und dann war kein Anderer da, der sich an

das reiche Mädchen heranwagte, und zwanzig Jahre alt war sie auch, und so kam es, daß sie Ja sagte ohne weiter Etwas dabei zu denken."

„Und jetzt denkt sie Etwas dabei?"

„Ja, Herr Lieutenant, jetzt will sie keinen Anderen als mich."

Er sagte dies so ruhig und fest, daß ich nicht einen Augenblick zweifeln konnte, es sei allerdings Carolinens feste Meinung.

„Und wie ist das so rasch gekommen?"

„Ich weiß es selbst nicht, Herr Lieutenant; vielleicht weil ich Deutsch mit ihr spreche, was hier im Ort sonst Niemand kann. Ich habe ihr aus den Gedichtbüchern vorgelesen, die sie besitzt. Und dann, das wissen Sie ja selbst, ein Husar hat bei den Mädchen immer den Vorzug vor allen Anderen."

„Das ist wohl wahr; aber darum läßt man doch einen Bräutigam nicht gleich laufen."

„Nun, ich will Ihnen sagen, Herr Lieutenant, was der eigentliche Grund ist. Viel gemacht hat sie sich aus dem Peter Petersen nie; seitdem man sich aber im ganzen Dorfe erzählt, er sei am 6. April bei Ulderup vor den Hannoveranern davongelaufen und habe sich bis zum Abend auf

einem Heuboden verkrochen, da ist sie völlig mit ihm fertig. Einen Feigling will sie nicht, sagt sie."

„Da hat sie Recht. Aber wodurch haben Sie sich denn bei ihr als Held legitimirt?"

„Herr Lieutenant!" rief er auffahrend.

„Ruhig, lieber Freund, hier habe ich auch ein Wort mitzusprechen; erst heute hat mich der Rittmeister verantwortlich gemacht. Wir sind nicht in Feindes-Lande, und selbst wenn wir es wären, so haben Sie, als ein Mann von Ehre, von Bildung und von gutem Herkommen, die Rechte der Familie zu respectiren. Thun Sie was Sie verantworten können, denn die Rechenschaft wird nicht ausbleiben."

Hermann schwieg. Wir hatten indeß den Hof erreicht. Dann fragte er, die Positur Stillgestanden annehmend: „Haben der Herr Lieutenant noch Etwas zu befehlen?"

„Ich danke Ihnen. Eins noch. Morgen früh elf Uhr ist blanke Pferdeparade hier auf dem Hofe, und um sechs Uhr Abends halten Sie sich bereit, mit mir einen Ritt nach der Richtung von Apenrade zu unternehmen."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Mir ging die Sache im Kopfe herum. Ich konnte es weder dem jungen Manne verdenken,

daß er der hübschen Caroline nachtrachtete, noch ihr, daß sie an dem schmucken Husarenunterofficier mit dem feinen Gesichte, dem schwarzen lockigen Haar und dem schönen Schnurrbarte Gefallen fand, der obenein die deutschen Dichter als Mauerbrecher ihres Herzens in's Gefecht zu führen verstand. Das Mädchen war sehr wohlhabend, und an ihrer Seite stand ihm jedenfalls eine weit bessere Zukunft bevor, als wenn er als Amtsvogt in einem Dorfe der Heimath den Bauern Decrete insinuirte. Warum sollte er sein Glück nicht so gut versuchen als jeder Andere? — Und doch, einen Abwesenden auszustechen, und gar Einen, der gezwungener Weise uns mit den Waffen in der Hand gegenüberstand, das wollte mir eines deutschen Soldaten durchaus unwürdig scheinen.

Ich nahm mir vor, Caroline selbst in's Gebet zu nehmen; doch sie blieb den ganzen folgenden Tag für mich unsichtbar.

Punkt sechs Uhr saßen wir im Sattel und trabten Anfangs zwischen den Knicken entlang, dann durch schönen Buchenwald nach dem reizenden kleinen bachdurchrauschten Thale, in welchem dicht am Strande der Apenrader Bucht die „Felsbeck-Mölle“ liegt. Hier endete das Terrain, welches unsere Patrouillen zu bereiten hatten. Ich hinter-

ließ in der Mühle eine Notiz für den Führer der nächsten Patrouille, und wir wandten uns am Strande entlang, häufig auf dem Ufersande reitend, hinauf nach Warnitz Kopf und weiter dem Alssunde zu. Wohl noch eine halbe Stunde mochten wir vom Blauen Kruge entfernt sein, da erkannten wir im Scheine des Abendrothes deutlich den Kahn, der von Alsen her langsam sich näherte. Ich zog das Fernrohr heraus und unterschied, daß sich drei Männer darin befanden. Er hatte nicht die Richtung nach dem Fischerhause zu; aber plötzlich wendete er und schlug diese Richtung ein. Es war klar, dies war unser schon öfter beobachtetes Fahrzeug; heute war ein Fang zu machen. Wir eilten den sich am Ufer hinziehenden Wald zu erreichen, und folgten nun den Bewegungen des Kahnes, uns in dem spärlichen Unterholze thunlichst verbergend. Bald waren wir auf gleicher Höhe mit dem jetzt nahe am Ufer hingleitenden Fahrzeuge. In der kleinen Bucht, nicht weit vom Fischerhause, legte es an. Die Lichtung des Waldes verbot uns jetzt näher zu kommen. Doch konnte selbst mein Sergeant mit seinen Falkenaugen wegen der einbrechenden Dunkelheit Nichts mehr deutlich erkennen.

„Steigen Sie ab, Sergeant Hermann, schleichen

Sie sich an das Haus heran und schaffen Sie um jeden Preis Nachricht, was aus jenen drei Leuten wird. Ich werde zum Kahne hinabreiten, ihn bewachen und erforderlichen Falls die Wiedereinschiffung hindern."

Rasch war er vom Pferde, band dies an einen Baum, ergriff die Pistole, und während die drei Männer den Weg landeinwärts einschlugen, sah ich, daß er wie ein Indianer sie beschlich. Das Gebüsch am Wege entzog sie meinen Blicken.

Glücklich erreichte ich den Kahn und postirte mich mit gespanntem Hahn, den Säbel am Faustriemen hängend, neben demselben. Alles blieb still. Schon wurde mir unheimlich. Da ertönte vom Fischerhause her ein Schuß, und gleich darauf ein zweiter. Rasch trabte ich dorthin. Die Hausthüre war offen, vor derselben stand laut schreiend die alte Fischerfrau.

„Wo ist der Sergeant?" rief ich.

Aber ohne zu antworten stürzte sie mit noch lauterem Geschrei in's Haus zurück.

Eben war ich vom Pferde gestiegen und hatte nicht ohne Mühe dies an einen der zum Netzetrocknen bestimmten Pfähle gebunden, da kam, den Säbel in der Hand, Hermann athemlos angelaufen.

„Sie sind entwischt, Herr Lieutenant, sie sind leider entwischt.“

„Wo waren denn die Leute?“

„Hier im Hause. Ach, wären Sie doch mit zur Stelle gewesen!“

Er erzählte mir nun, immer noch athemlos, daß er den Männern in's Haus gefolgt, dort aber plötzlich von einem auf der Lauer Stehenden gefaßt und zu Boden geworfen sei. Im Handgemenge habe er seine Pistole abgefeuert, dann hätten die Feinde nach ihm geschossen und über ihn hinweg das Weite gesucht. Er sei ihnen mit dem gezogenen Säbel nachgelaufen, aber plötzlich seien sie auf unerklärliche Weise verschwunden, er wisse nicht wohin. In diese letzte Angabe setzte ich damals triftigen Zweifel und hielt sie für ein Product seiner aufgeregten Phantasie — erst nach Jahren habe ich die Lösung des Räthsels erfahren.

Mit Hülfe der immer noch laut wehklagenden Frau durchsuchten wir das ganze Haus. In dem Wohnzimmer lag auf der Erde ein abgeschossener Carabiner; ein anderes Gewehr stand in der Ecke; auf dem Tische fand sich eine dänische Militärmütze.

„Wissen Sie wohl,“ sagte ich, „daß es sehr tollkühn von Ihnen war, sich so als Einzelner in

der Nacht an Drei zu wagen, statt mich herbeizuholen?"

„Ja wohl, Herr Lieutenant; aber was haben Sie erst gestern Abend selbst zu mir gesagt?"

„Was denn?"

„Sie fragten, wodurch ich denn Carolinen wohl bewiesen hätte, daß ich Muth habe? Ich hoffe, jetzt werden Sie selbst es ihr bezeugen."

„Ja," rief ich freudig, „von Herzen gern, und ich bitte, verzeihen Sie meine Worte von gestern Abend. Aber nun holen Sie rasch Ihr Pferd, reiten Sie nach Alsgaard, und bitten den Herrn Hauptmann eine Patrouille zu schicken, um die alte Frau und womöglich den Kahn in Gewahrsam zu nehmen."

Mit höchst unheimlichen Gefühlen blieb ich bei der weinenden Alten zurück. Vergeblich suchte ich sie zu beruhigen; sie verstand heute mein Deutsch weniger als je und glaubte fest, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Fast eine Stunde verging; da klang draußen das helle Commando: Halt! und gleich darauf trat ein Officier herein. Ich referirte ihm den Vorfall, führte ihn zum Kahn; das Haus wurde mit zwei Mann besetzt, eine Patrouille in's Land hinein den Flüchtigen nachgeschickt, und das Com-

mando marschirte zurück nach Alsgaard, die laut jammernde Alte mit sich führend, jedoch auf meine Verwendung ohne ihr die Hände zusammen zu binden.

Es war fast Mitternacht, als wir vom Pferde stiegen. Der Vorfall des Abends machte in unserer ebenso ereignißlosen als aufregungsbedürftigen Existenz eine große Sensation. Hermann war der Held des Tages und die ganze Escadron betrachtete ihn jetzt mit hohem Respect. Ich selbst machte keine Ausnahme davon und meine wohlgemeinte Absicht, Carolinen den Kopf zurecht zu setzen, kam nicht zur Ausführung. Sie vermied mich sichtlich und das war mir nicht unlieb; denn für Hermannn durfte ich nicht und gegen ihn konnte ich nicht bei ihr sprechen.

Einige Zeit darauf, es war am 6. Juni, hatte ich früh Morgens meinen Zug in der Koppel auf Trense im Quarré reiten lassen — eine fast unerträgliche Beschäftigung, wenn man „vor dem Feinde" steht. Meine Pferde sollten stehen bleiben und ich hatte mich recht gemüthlich zurechtgesetzt, um der lang versäumten Pflicht zu genügen, in die Heimath zu schreiben. Im Hause herrschte tiefe Stille; nur aus der Küche neben meinem Zimmer drang ein leises Geräusch herein, welches mir kund=

that, Caroline sei dort beschäftigt. Bald vernahm ich eine Stimme — es war Hermann, der zu Caroline sprach. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen, noch weniger was sie antwortete. Aber aus dem Tonfall und dem Tempo entnahm ich deutlich, daß ein anfangs ruhiges, zuletzt sehr leidenschaftliches Gespräch geführt wurde. Endlich war Alles still — dann brach Caroline in die Worte aus: „O mein Gott, o mein Gott!“ — Dies zerriß mir das Herz. Ich fühlte hier mußte ich eintreten, um einen Abschluß in die Sache zu bringen. Noch kämpfte ich, ob ich mich in den Rath dieser beiden Herzen drängen sollte oder nicht, da trat mein Bedienter in's Zimmer mit den Worten: „Herr Lieutenant, das Fanal brennt!“

„Hast Du es selbst gesehen, Friedrich?“

„Ja wohl, Herr Lieutenant.“

„Dann sattle rasch den Braunen, ich muß zu den Schanzen hinauf.“

Schon erklang vernehmlich durch's offene Fenster das entfernte Alarmsignal der Trompete.

Jetzt hörte jede Rücksicht auf. Ich öffnete rasch die Thüre zur Küche. Caroline stand neben Hermann, sie hatte den Kopf auf seine Schulter gelegt und hielt ihn umfaßt.

Beide fuhren hastig auseinander.

„Sergeant Hermann, das Fanal brennt. Lassen Sie augenblicklich satteln und führen Sie den Zug zum Alarmplatz auf dem Hofe des Rittmeisters; ich reite nach den Schanzen hinauf, wo das Gefecht im Gange sein wird. Kommt unser Zug zum Einhauen, so mache ich Sie verantwortlich daß er sich brav hält."

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Lieutenant! — Lebe wohl, Caroline, und bleib mir treu bis ich wiederkomme!" Damit verschwand er.

Nun brach aber das Herzeleid bei Carolinen ungezügelt los. Mit den Worten: „Ach Gott, Herr Lieutenant, Sie werden ganz gewiß todtgeschossen!" hängte sie sich an mich, und erst der Eintritt des Vaters und der Mutter befreite mich von ihr. Daß es Carolinen nicht um mich, sondern um einen ganz Andern bangte, war klar. Rührend war es aber, daß auch die Mutter anfing zu jammern und daß der Vater mir mit treuherzigem Handschütteln, so gut er konnte, versicherte, es könnte ihm kein größeres Leid geschehen, als wenn ich nicht lebend und gesund wiederkehrte.

Inzwischen hatte ich mich gerüstet; das Geld steckte ich ein, die wenigen Sachen von Werth übergab ich dem Bedienten, als er Bijou vorführte,

und während die Husaren in Eile ihre Pferde sattelten und packten, ritt ich im scharfen Tempo vom Hofe, zum Abschiede auch von der Mutter auf's Herzlichste umarmt. Ich weiß nicht, wünschten die braven Leute uns Sieg oder Untergang? — Ohne Zweifel wußten sie selbst es eben so wenig.

IV. Auf den Schanzen.

Ich will nicht leugnen, mir schlug heftig das Herz. Der Tag, wo man zum ersten Male dem Tode in's Auge zu blicken hat, ist ein sehr ernster. Und ich ritt ganz allein dahin, ihm entgegen. Aber das war es nicht, was mich in diesem Augenblicke fieberhaft aufregte. Ich hatte bis zu den Schanzen, dem Schauplatze des Gefechts, wohl anderthalb Stunden lang zu reiten. Das Eine stand bei mir fest: Alsen mußte heute genommen werden. Würde ich nicht zu spät dazu kommen? Das wäre entsetzlich gewesen! — zeitlebens hätte das mir nachgehängt! Indeß faßte ich mich bald so weit, daß ich den Galopp des Pferdes in einen scharfen Trab mäßigte, wohl berechnend, daß ich auf diese Weise den weiten Weg am rascheſten zurücklegen würde. Ich mochte eine Viertelstunde geritten sein, da hörte ich deutlich den dumpfen Ton der schweren Geschütze von Alsen herüber

und den helleren derjenigen, welche von den Schanzen ihnen antworteten. Gewaltsam überwand ich mich nicht wieder in Galopp zu fallen. Die Schüsse folgten in ganz regelmäßigen, nicht kurzen Zwischenräumen. Ich schloß daraus, daß bis jetzt die Geschütze nur gegen einander, nicht gegen andringende Truppenmassen kämpften, mithin die Stunde der Entscheidung noch nicht da sei. Dennoch dünkte es mich eine Ewigkeit, bis ich das Dorf Düppel erreichte.

Aus der von den Gebüschen der Wallhecken eng begrenzten Straße herausreitend, erblickte ich plötzlich auf dem freien Platze vor dem Orte acht bis zehn Bataillone Infanterie aufgestellt; einige Batterien hielten etwas abseits. Die Mannschaft hatte die Gewehre zusammengesetzt; die Officiere standen in Gruppen vor der Front. Das Geschützfeuer, welches einige Zeit geschwiegen hatte, begann in diesem Augenblicke von Neuem; deutlich sah ich oben über der Höhe kleine blaue Wölkchen entstehen und mit einem Knall verschwinden; es waren die dort platzenden dänischen Bomben.

Ich setzte nun Bijou wieder in Galopp, um in guter Haltung vor den Truppen vorbei zu kommen. Aber das Pferd war von dem scharfen Ritte äußerst ermüdet, und so holte mich denn ein

abgeschickter oldenburgischer Bataillonsadjutant ohne Mühe ein. Zugleich wurde bei sämmtlichen Bataillonen zum Antreten geblasen. Man hatte, scheinbar ganz richtig, vorausgesetzt, ein in solcher Eile von einer anderen Seite heransprengender Officier müsse der Ueberbringer einer wichtigen, vielleicht bedenklichen Kunde sein. Der Adjutant war sichtlich erfreut als ich ihm mittheilte, nur meine persönliche Pflicht als Ordonnanzofficier des Generals v. Bauer rufe mich zu den Schanzen hinauf.

„Haben Sie hier Nachricht, wie es oben steht?" fragte ich ihn dann meinerseits.

„Ja; vor Kurzem ist ein braunschweigisches Commando durchpassirt, welches in den zurückliegenden Dörfern Fuhrwerke zum Transporte der Verwundeten nach dem Lazareth zu Gravenstein requiriren sollte."

„Wußten diese Leute Näheres?"

„Nur, daß das Gefecht bis jetzt steht."

„Also werden wir vermuthlich Alsen heute nicht mehr nehmen."

Sein Gesicht verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. „Wir Alsen nehmen? Gott segne Ihr Zutrauen!"

Er hatte leider Recht!

„Wissen Sie, wie es mit den Braunschweigern drüben steht?"

„Ja; der Unterofficier, welcher das Commando führte, sagte: nicht gut. Der Hauptmann v. Girsewald soll beide Beine verloren haben und der Lieutenant v. Förster durch die Brust geschossen sein. Er nannte auch Andere, ich habe mir aber nur diese Beiden gemerkt, weil ich sie kannte."

Ich war vom Ritte sehr erhitzt — ein leises Frösteln befiel mich bei diesen Worten. Aber ich durfte nicht zaudern. „Leben Sie wohl, Herr Camerad, auf Wiedersehen."

„Oder auch nicht," erwiderte er.

„Gut, oder auch nicht."

Gern hätte ich Bijou es erspart, noch einen Galoppsprung zu machen; aber ich wußte die Augen von vielen Tausenden in diesem Momente auf mich gerichtet; es ging nicht anders. Groß und breit lag der Colonnenweg vor mir, welcher über die Felder hinweg zu den Schanzen hinauf führte, in seiner ganzen Ausdehnnng übersehbar. Bis dahin, wo die Steigung begann, ging es denn auch in leidlich scharfem Tempo; den Berg hinan jedoch schleppte sich mein Brauner vor Ermüdung nur im Schritt. Das Geschützfeuer schwieg seit einiger Zeit und vom Kleingewehrfeuer war Nichts zu hören,

denn die Höhe lag dazwischen. Aber eben diese Todtenstille war entsetzlich unheimlich.

Fast war es mir eine Erleichterung, als ich jetzt wieder den hellen Ton eines Kanonenschusses von den Schanzen vernahm, und noch einen und noch einen. Aber plötzlich klang es wieder dumpf von Alsen herüber; gleich darauf vernahm ich ein brummendes Sausen und sah in der Luft einen schwarzen Punkt über meinen Weg hinfliegen. Augenblicklich folgte auch die blaue Rauchwolke und der Knall der zerspringenden Granate. Bijou hob den Kopf und schüttelte ihn; dann blies er schnaubend die Nüstern auf und ging tapfer vorwärts. Die Sache wurde ernst. Ich sah klar, daß ich nach wenigen Minuten Reitens in den Bereich der feindlichen Geschosse kommen würde. Wer hieß auch die Dänen so schlecht schießen, daß ihre Kugeln über die Schanzen hinwegflogen, statt in diese einzuschlagen! —

Gott Lob, das Feuer schwieg! Ich trieb Bijou zu rascherem Gehen, um bald das Kernwerk und sein schützendes Blockhaus zu erreichen. Aber wenige Minuten waren vergangen, da dröhnte wieder Schuß um Schuß; mit dumpfem Heulen kam eine Kugel geflogen, riß kaum hundert Schritt vor mir eine tiefe Furche in den Boden und ricochettirte

dann weiter nach dem Wenning Bond zu. Bijou blieb stehen; während ich ihn mit den Schenkeln vordrückte, ging eine zweite in noch geringerer Entfernung vorbei. Das Pferd begann zu zittern und versagte vorwärts zu gehen. Diesen Moment werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen! Es ist eine Kleinigkeit, in Gemeinschaft mit vielen Anderen, den Säbel in der Faust, unter Hurrahrufen auf eine Batterie oder ein Quarré einzureiten. Die furchtbare Aufregung des Augenblicks, das Bewußtsein sich wehren zu können, die Gemeinsamkeit der Gefahr, und endlich das Gefühl der Ehre lassen in einem solchen Augenblicke die Empfindung der Furcht absolut nicht aufkommen. Auf die Weise die Feuertaufe zu empfangen, muß eine Wollust sein. Aber ich! Fern von jeder menschlichen Hülfe, keinen Cameraden an meiner Seite — ein völlig wehrloses Opfer der Geschosse, welche ein unsichtbarer Feind herüber sandte — so kaltblütig, so unbemerkt und so völlig nutzlos in den Tod hinein zu reiten — das ist wohl Wenigen zugemuthet worden! In regelmäßigen Zwischenräumen folgten jetzt die Schüsse und die Mehrzahl der Kugeln kreuzte meinen Weg.

Wohl tauchte blitzschnell der Gedanke in mir auf, nach rechts nach dem Wenning Bond zu

abzubiegen, und in großem Kreise die Schanzen bis zur rechten Flügelredoute zu umreiten. Aber mein befohlener Rendezvousort war das in der Mitte liegende Kernwerk, und ein Rückblick belehrte mich, daß die vor Düppel stehenden Truppen jeden Tritt und Schritt von mir deutlich beobachten konnten. Ich mußte weiter.

Mit fester Stimme munterte ich Bijou auf, vorwärts zu gehen, und als er trotzdem nicht vom Flecke wollte, zog ich den Säbel. Diese ultima ratio war ihm bekannt; er setzte sich in Bewegung, und wunderbar, so wie ich den Säbel in der Faust fühlte, war auch das Gefühl der Wehrlosigkeit verschwunden; mir kam es vor, als kämpfte ich. Zugleich aber zog mit Blitzesschnelle und ganz unwillkürlich (wie ja auch bei Ertrinkenden der Fall sein soll) mein ganzes Leben an mir vorüber; ich machte meinen Abschluß und empfahl mich Gott. Mit großem Satze übersprang Bijou eine wohl zwei Fuß tiefe Furche, welche eine Kugel in den weichen Boden gerissen; er selbst arbeitete nun heftig bergan und schüttelte nur bei jedem Knall ungeduldig den Kopf. Auch hinter mir hörte ich bald eine Bombe sausen; meine Zügelhand zitterte; aber ich zwang die Aufregung nieder und begann mit festem Willen die Kugeln zu zählen. Wie lange

diese ganze Situation gedauert hat, weiß ich nicht. Mir schien sie endlos, obgleich ich nur noch neun Kugeln zählte. Dann schwieg das Feuer; das Terrain wurde etwas ebener; ich setzte mein Pferd wirklich in Trab und befand mich wenige Augenblicke später unter der schützenden Umwallung des Kernwerks.

Der commandirende Officier schickte einen Mann heraus mein Pferd zu halten; ich stieg ab und warf von der Schanze aus einen Blick auf das Gefecht vor mir, dessen Knattern nunmehr deutlich an mein Ohr drang.

Es war ein Moment bitterster Enttäuschung! Ich hatte gehofft gegen einander anstürmende Truppenmassen zu sehen, das Hin- und Herwogen einer Schlacht. Nichts davon! Unsere Truppen standen, in eine Tirailleurkette aufgelöst, vor der ganzen Linie der Schanzen entlang hinter den nur wenige Lücken bietenden Wallhecken, und feuerten durch dieselben nach dem fast unsichtbaren Feinde, der sich noch sorgfältiger durch die Hecken zu schützen suchte.

Ein bloßes Tirailleurgefecht unschädlichster Sorte — und darum hatte ich soeben, mit einem nicht geringen Aufwand von Muth und andern großartigen Gefühlen, mein Leben kühn auf's Spiel

gesetzt! Die einzige Spur davon, daß nicht blos zum Spaß geschossen wurde, waren einige Beschädigungen an den Brustwehren der Schanzen, und ein ungeheures Loch in der Frontseite des großen dänischen Lazareths zu Sonderburg.

„Wie steht das Gefecht, Herr Camerad?"

„Nun, genau wie vor drei Stunden; es wird wieder einmal nutzlos Pulver verknallt."

„Aber Sie knallen ja auch."

„Wir müssen den Dänen doch antworten; Hannemann wird sonst gar zu übermüthig. Es ist auch recht gut daß einmal etwas Leben in die Bude kommt; die Schüsse waren in unsern Geschützen völlig eingerostet."

„Und ich hoffte wir würden heute Alsen nehmen!"

Der Lieutenant Canabäus brach in ein helles Lachen aus. Dann aber sprach er sehr ernsthaft: „Kommen Sie einen Augenblick mit in's Blockhaus."

Hier lag auf einem Mantel, den Tornister unter dem Kopfe, ein junger Mann in der schwarzen Uniform der Braunschweiger, mit einem andern Mantel zur Hälfte zugedeckt. Das Gesicht war todtenbleich; ein Arzt knieete neben ihm und hielt seine Hand. Ich erkannte ihn sofort. Es war der Sohn des Kammerrathes Kr.; er hatte gleich

manchen seiner Commilitonen die Universität verlassen, um für Deutschlands Ehre zu fechten; erst vor acht Tagen war er zum Regiment gestoßen.

Ein Soldat stürzte in's Blockhaus, ein Gefäß mit Wasser in der Hand tragend.

„Ruhe," sprach der Bataillonsarzt, „regen Sie den Verwundeten nicht auf. Die Wunde ist Gott Lob nicht gefährlich. Jetzt trinken Sie."

Die Handbewegung, welche er dabei machte, war mir leider nur zu verständlich.

Wie ein fahler Sonnenblick über eine Novemberlandschaft zog ein mühsames trauriges Lächeln über das Gesicht des Einjährigen. Er trank hastig. Dann hob er die linke Hand zu mir empor und sagte mit fast lautloser Stimme:

„Bitte, schreiben Sie meinen Eltern, daß noch Hoffnung ist."

„Noch heute Abend werde ich das thun. Aber halten auch Sie die Hoffnung fest!"

„Heute ist zu Hause der Hochzeitstag meiner Schwester, ach, wenn sie das wüßten!" Mit diesen Worten lehnte er sich rückwärts und schloß matt die Augen. Ich habe ihn zwei Tage später im Hospital zu Gravenstein als Leiche wiedergesehen.

Es war also doch bitterer Ernst! Das merkte ich, als ich aus dem Blockhause trat und in dem-

selben Augenblicke eine Spitzkugel dicht neben mir vorbei in die nächste Pallisade fuhr. Aber ich durfte nicht weilen. Ich bat Bijou den Rest des Wassers zu geben, und bestieg während dessen mit dem Lieutenant Canabäus die Brustwehr der Schanze.

In diesem Augenblicke krabbelten, ich weiß nicht weshalb, gerade vor uns wohl zwanzig Dänen hinter einem Knick heraus, und formirten sich auf dem breiten Wege daneben entweder zum Vorgehen oder zum Rückzuge.

Mit fast flehender Stimme rief ich dem Lieutenant zu: „O bitte, lieber Herr Camerad!"

Er verstand mich und sagte: „Nun, um Ihnen ein Vergnügen zu machen! Geschütz Nr. 2 mit Kartätschen auf zwölfhundert Schritt gradeaus!"

„Fertig! Feuer!" rief der dasselbe befehligende Unterofficier; und dahin sauste der Eisenhagel und schlug fast sichtbar zwischen die Dänen ein. Ein Däne stürzte, rappelte sich aber wieder auf, und nun begann die Abtheilung einen eiligen und ziemlich ungeordneten Rückzug nach dem Brückenkopfe zu, den Verwundeten mit sich führend.

„O, noch einen Schuß, Herr Camerad!"

„Sie sehen ja, die Distance ist zu weit — und

wozu sollen wir den armen Kerls die Knochen entzwei schießen — es hilft ja doch zu Nichts."

Ich schämte mich einigermaßen, daß ich mich für die überstandene Angst in dieser Weise hatte schadlos halten wollen. — „Wo ist der General v. Bauer?" fragte ich weiter.

„In der linken Flügelredoute; wenigstens ist er vor etwa zwei Stunden von hier dorthin geritten."

Nun bestieg ich das Pferd wieder und ritt auf dem die Schanzen verbindenden Colonnenwege im Trabe dieser Redoute zu. Der Blick hinab nach Rechts belehrte mich, daß es nichts Unerquicklicheres und Langweiligeres giebt als ein Tirailleurgefecht aus gedeckten Stellungen. So grausam waren meine Illusionen zerstört, daß ich wünschte, die schweren Geschütze auf Alsen möchten wieder den bronzenen Mund öffnen und ihre dröhnenden Grüße herübersenden. Sie thaten es aber nicht.

Die linke Flügelredoute, welche einer schweren Strandbatterie auf Alsen gerade gegenüberlag, sah ziemlich zerschossen aus. Ich hielt mich nicht auf, denn ich erfuhr, der General v. Bauer befinde sich nicht hier, sondern vielmehr auf dem äußersten rechten Flügel. Um dorthin zu gelangen, hatte ich entweder im großen Bogen zurück über die

Schanzen zu reiten, oder den viel kürzeren Weg einzuschlagen, welchen die Patrouillen und Ablösungen hinter der Vorpostenkette entlang festgetreten hatten. Ich wählte den letzteren, auf dem die Wallhecken mir viel größeren Schutz versprachen als oben der hochgelegene freie Colonnenweg. Auch rechnete ich darauf, hier unten Trab reiten zu können.

Aber meine Schlauheit erwies sich als eitel. Der Weg war viel zu holprig, häufig auch zu sumpfig, als daß ein schlanker Trab möglich gewesen wäre; ich mußte mich schon wieder zum Schritt entschließen. Es kamen aber lange Strecken, wo die Wallhecken den Weg durchaus nicht schirmten. So oft ich eine solche zu passiren hatte machten sich die dänischen Tirailleure ein besonderes Vergnügen daraus, mich auf's Korn zu nehmen. Ich konnte dies an dem vermehrten Knattern, vorzüglich aber daran merken, daß die Spitzkugeln mit einem eigenthümlich pfeifenden St mir um die Ohren flogen. Ganz unwillkürlich bückte ich mich jedesmal, so oft dieser Ton dicht vor oder hinter mir erklang. Bijou schüttelte immer ernsthaft den Kopf; er mochte wohl glauben, es wären Fliegen, welche ihn umsummten. Als ich aber unter dem Kernwerk vorbei passirte, rief mir Lieutenant Canabäus

ganz vernehmlich zu: „Herr Camerad! früher bücken, sonst hilft's nicht.“ — Nun bückte ich mich nicht wieder.

Unsere Tirailleurs schossen munter drauf los durch die Wallhecken auf einen Feind, von welchem ich meinerseits absolut Nichts entdecken konnte. Ich habe sie stark in Verdacht, daß sie von ihm eben so wenig sahen, als ich. Eine frappirende Erscheinung indeß war ein in der Lücke eines Knickes mit seiner rothen Uniform groß und breit dastehender dänischer Unterofficier. Er war der Zielpunkt vieler deutscher Kugeln; aber er wich nicht. Mit kaltblütigster Bravour nahm er sein Gewehr an den Kopf, schoß und lud wieder, ohne sich selbst im Mindesten zu decken zu suchen. Als ich ihm gegenüber war, im Schritt dahin reitend, schien es mir als fasse er mich ins Auge. Ich salutirte ihn. Hierauf setzte er ab und forderte mich mit verbindlichster Handbewegung auf, ungehindert zu passiren. Noch lange habe ich ihn in dieser Weise heldenmüthig und ritterlich seinen Platz behaupten sehen.

Ein Bataillonsadjutant kam zu mir von einer Schanze herabgeritten; es hatte sich das Gerücht verbreitet, dänische Truppenmassen seien von Norden her in Anmarsch um die Schanzen im Rücken zu

fassen. Wir sprachen einen Moment im Still=halten. Plötzlich riß ihm eine Spitzkugel den Roß=schweif vom Käppi und sein Pferd bekam einen Streifschuß in die rechte Gamasche, so daß es sich hoch aufbäumte. Hierauf zog er vor bergan zu galoppiren, und die gesicherte Stellung hinter der Schanze wieder aufzusuchen.

Endlich befand ich mich bei der rechten Flügel=redoute! Diese lag auf der Alsen abgekehrten Seite, außer dem Bereich der dänischen Geschütze. Hier fand ich zahlreiche und gute Gesellschaft. Der General v. Bauer, der Herzog von Nassau, der General Graf Rantzau, alle mit ihren Stäben, mein Regimentscommandeur und sein Adjutant, kurz, wohl dreißig Officiere waren abgestiegen und beobachteten von der Schanze aus mit Fernröhren das Gefecht, während die Pferde hinter der Um=wallung von den Bedienten und Ordonnanzen um=hergeführt wurden. Der General empfing mich wegen meines späten Kommens mit einer nicht gerade angenehmen Redensart; nachdem ich mich gerechtfertigt, sagte er indeß in humanster Weise:

„Sie haben glücklicher Weise nicht viel versäumt; ich werde auch das Gefecht bald abbrechen lassen.“

Dies war ein neuer Donnerschlag. Es schien mir denn auch als wenn der Herzog von Nassau

ihm Gegenvorstellungen machte; ja ein Adjutant wurde abgeschickt, um die braunschweigische Feldbatterie herbeizuholen, welche kurze Zeit darauf, vom Major Orges geführt, neben der Schanze auffuhr.

Um was es sich handelte war leicht zu erkennen. In geringer Entfernung von der Schanze, allerdings bedeutend niedriger als diese, lag ein stattlicher Bauernhof. Dies Gehöft, auf dem sonst neutralen Terrain zwischen den beiden Vorpostenketten befindlich, war heute von den Dänen besetzt, welche munter aus den Fenstern knallten. Es galt sie von dort zu vertreiben. Zwei Sechspfünder entsendeten ihre Schüsse; man sah die Kugeln in das Haus einschlagen, und sofort stäubte es auf der anderen Seite wie ein Bienenschwarm von grünen dänischen Jägern hinaus und in die Weite. In diesem Augenblicke wurde bei einer im Gefecht befindlichen braunschweigischen Compagnie Sammeln geblasen; sie formirte sich zum Angriffe; rasch eilten Mehrere von uns im schnellen Trabe hinab um sich anzuschließen, und unter Trommelschlag ging es dem Hause zu. Die Dänen hatten auch versucht, sich zu sammeln; aber kaum ertönte das beliebte Hurrah, da gaben sie eilig Fersengeld. Aus dem Hause krachten uns noch einige Schüsse ent-

gegen, dann nahmen auch die darin Zurückgebliebenen Reißaus, von den Schüssen der Unsern verfolgt. Und ehe wir uns dessen versahen, schlug von dem Hause die helle Flamme empor; der Lieutenant Ribbentrop von der Artillerie hatte es mit einem Pechkranz in Brand gesetzt. Trotzdem beorderte der Hauptmann der Compagnie einen Lieutenant, das Innere des Hauses abzusuchen. Und es zeigte sich wie recht er gethan; denn bald wurden zwei dänische Schwerverwundete heraus getragen, die sonst unzweifelhaft des gräßlichen Feuertodes hätten sterben müssen. Mit ritterlichem Sinne wurden die Verwundeten sorgsam zu den Schanzen hinaufgetragen und der Obhut der Aerzte übergeben.

Als ich in die Flügelredoute zurückkehrte, stieg der General v. Bauer soeben zu Pferde, um den Kampfplatz zu verlassen, und übergab das Commando dem Herzog von Nassau. Ich erfuhr nun auch, daß die Veranlassung zu dem ganzen Lärm ein Kanonenschuß gewesen sei, welchen die Batterie am Wenning Bond wider die Instruction und aus Versehen gegen ein sich unbescheiden näherndes dänisches Kanonenboot abgefeuert hatte. Der das deutsche Geschütz befehligende Unterofficier wurde dafür mit vierundzwanzig Stunden strengem Arrest bestraft, und erhielt vom Herzog von Nassau,

welcher gleich mir glückselig gewesen war, die Feuertaufe zu empfangen, vier Louisd'ors zum Geschenk — kein schlechtes Geschäft!

Der Herzog von Nassau hätte nun gern die Abwesenheit des Höchstcommandirenden benutzt, um in aller Eile Alsen nehmen zu lassen. Wer weiß ob dies nicht gelungen wäre, hätte er mit der ganzen ihm zur Disposition stehenden Macht einen raschen und energischen Vorstoß gemacht. Aber unzweifelhaft würde er dafür eine härtere Strafe als jener Unterofficier und keine entsprechende Belohnung vom Onkel Nicolaus an der Newa bekommen haben.

Daher ließ er nach einer Stunde auf der ganzen Linie „Feuer vorbei" blasen; die Dänen thaten, um nicht unhöflich zu sein, das Gleiche, und das Resultat des ganzen „genußreichen Nachmittags" war, daß beide Theile zusammen ein halb Hundert Todte und Verwundete hatten, die Dänen ihre Vorposten ein wenig vorschoben, und ein ganz unschuldiger Hofbesitzer sein schönes Gut in Flammen aufgehen sah.

In uns Allen begann sich eine tiefe Verbitterung zu regen. Wir wußten genau, wir konnten die Dänen erdrücken und wir sollten nicht. Es war eine Schande!

Ganz allein war ich ausgeritten, ganz allein kam ich in mein Quartier zurück. Die Escadron deckte noch immer Bagage. In größter Aufregung hatten die Bewohner des Hofes gewartet. Der Alte hatte unzweifelhaft gehofft, am Abend Rothröcke in's Quartier zu bekommen; das war freilich vereitelt. Dennoch empfing er mich mit unverstellter Freude; und weil Friedrich mit der Escadron abgezogen war, führte er eigenhändig mein Pferd in den Stall und versorgte es. Auch „Mutter" (so titulirten alle Husaren die Hausfrau) war sichtlich darob erfreut, daß mir kein Leid geschehen war, und Carolinen hatte ich schon von fern zugerufen: Alles gesund! Sie war sehr blaß und ich sah welchen Tag sie durchlebt und durchkämpft hatte. Daß die Pflicht nicht gesiegt hatte, sagte mir das Aufleuchten ihres Auges bei meinem Zuruf.

Als wir allein waren küßte sie mir voll Dank die Hand und sprach:

„Herr Lieutenant, ich habe ja den ganzen Tag auf den Knieen gelegen und Gott gebeten, daß er ihn beschützen möge."

V. Zum Beschluß.

Am folgenden Tage hatte ich auf Piquet zu ziehen. Wie ruhte ich auf meinen Lorbeeren! Es

war ganz wie im Othello I, 3 — nur daß ich die Gefahr, die ich bestand, nicht im Palazzo Brabantio erzählte, sondern Mittags in Alsgaard bei der Flasche Champagner, welche Friedrich vorsorglicher Weise heute in der Satteltasche mitgebracht hatte.

Als ich aber am dritten Tage Nachmittags vom Piquet heimkehrte, da trat der alte Jeß Jenssen mit gramerfülltem Antlitz an mich heran und theilte mir mit, sein zukünftiger Schwiegersohn Peter Petersen liege sterbend im Hospital zu Gravenstein und habe verlangt Caroline noch einmal zu sehen. Er bat mich dringend ihn und Caroline auf der Fahrt nach Gravenstein zu begleiten, weil er fürchtete sonst keinen Zutritt zu dem verwundeten Gefangenen zu bekommen. Sofort hieß ich ihm seinen Wagen anspannen zu lassen.

Diese Fahrt war eine der traurigsten meines Lebens. Caroline war in schwarzer Kleidung und vom tiefsten Schmerze zerrissen. Laut weinend nahm sie von der Mutter Abschied, und nur das ernste, befehlende Zureden des Alten zwang sie endlich in mühsame Fassung.

Lange und eindringlich sprach der Vater mit ihr; ich saß auf dem vorderen Sitze neben dem Knechte, und hörte nur an dem Tonfall der Rede und an dem oft unterdrückten, aber zuweilen aus-

brechenden Weinen des Mädchens, wie Trauriges hinter mir erörtert wurde.

Endlich schwiegen Beide. Ich fühlte mich nicht berufen, das Schweigen zu brechen. So kamen wir um fünf Uhr Nachmittags nach Gravenstein, wo in den weiten Räumen des Schlosses das Lazareth für die Division des Sundewitt eingerichtet war. Ich suchte den dirigirenden Arzt auf; auf meine Bitte gestattete er sofort, daß Caroline und ihr Vater das Zimmer betreten durften, worin Peter Petersen neben einem andern Dänen lag. Ich fragte ihn, welche Vorsorge zu treffen wäre, um den Verwundeten nicht zu sehr aufzuregen.

„Keine," antwortete er; „der erlebt doch den Abend nicht."

Ich trat mit dem Arzte in's Zimmer und an das Bett. Sofort erkannte ich in Peter Petersen den Unterofficier wieder, welchen ich aus dem brennenden Hause hatte retten helfen. Ein des Dänischen kundiger Krankenwärter eröffnete ihm, was uns hergeführt. Voll Dankbarkeit drückte er matt mit seiner heißen Hand die meinige.

Nun holte ich den Alten und Caroline. Mit einem Blicke voll unsäglicher Angst fragte sie mich, ehe sie das Zimmer betrat:

„Wird er leben bleiben?"

Mir traten die Thränen in die Augen. Sie verstand mich.

„Ich will ihm Alles sagen,“ rief sie, „vielleicht vergiebt er mir.“

„Thun Sie das, Caroline, es ist das Beste.“

Ich öffnete die Thüre. Mit einem herzzerreißenden Schrei stürzte sie an mir vorüber und sich auf das Bett des Unglücklichen; der Alte trat langsam näher; ich zog mich scheu zurück, — denn ich hatte kein Recht, bei dieser Stunde des Jammers gegenwärtig zu sein.

Wohl zwei Stunden hatte ich in Gravenstein theils beim Oberarzt, theils bei meinem Freunde, Herrn Ahlemann, verbracht, da fuhr in einem leichten Wagen, von Flensburg kommend, mein Regimentsarzt vorbei. Ich rief ihn an und bat ihn, mich mitzunehmen. Er setzte mich eine Viertelstunde von meinem Quartier entfernt ab und ich kehrte zu Fuß heim. Erst in später Nacht hörte ich auch den Wagen des Hausherrn wieder auf den Hof fahren.

Tiefe schwere Stille lag am folgenden Tage über dem Hause; ich sah nur eine alte Magd, sonst Niemand.

Hermann ging mir aus dem Wege, und ich meinerseits vermied mit ihm zusammenzutreffen.

Nicht einmal nach Alsgaard zu reiten konnte ich mich überwinden, so furchtbar war ich erschüttert.

Am dritten Tage ganz früh trat der Alte herein. „Er ist gestern gestorben,“ sprach er, „und wir wünschen, daß er auf unserm Kirchhofe neben seinen Eltern begraben wird. Nicht wahr, Herr Lieutenant, Sie sind dabei gegenwärtig? ich bitte Sie herzlich darum.“

„Gewiß, lieber Freund, es ist mir eine Ehre, einen gefallenen braven Soldaten mit bestatten zu dürfen. Wann soll das Begräbniß sein?“

„Morgen Abend.“

„Gut, ich werde nicht fehlen.“

„Und dann habe ich noch eine Bitte.“

„Und welche?“

„Sprechen Sie mit Caroline. Sie thut ja Alles was Sie wollen. Bis gestern Abend ging es, aber seit die Todesnachricht da ist geberdet sie sich wie unsinnig. Ich glaubte oft, sie machte sich nicht viel aus Peter Petersen; nun sehe ich aber doch, daß ich mich geirrt habe. Freilich war er ein prächtiger Bursche.“

„Auch das will ich thun — aber nicht heute — lassen Sie erst das Begräbniß vorüber sein.“

„Wie Sie wollen. Aber, Herr Lieutenant, sagen Sie selbst, habe ich nicht Recht gehabt als ich den

Tag verfluchte, wo die Deutschen in's Land gekommen sind?"

Voll tiefer Rührung ergriff ich seine Hände, drückte sie in den meinigen und sprach:

„Stellen Sie Alles Gott anheim! — er weiß, weshalb er Ihnen diesen Schmerz schickt und wird ihn in Segen verwandeln, wenn Sie ihn geduldig tragen."

Schweigend verließ der Alte das Zimmer. Ich aber ritt zum Regiments-Commandeur und bat ihn, anzuordnen, daß Peter Petersen von uns mit militärischen Ehren begraben werde. Gern willigte der Oberstlieutenant ein und ich wurde auf meine Bitte commandirt, das Trauercommando zu führen.

Auf dem väterlichen Hofe Petersen's stand in der geöffneten Eingangsthüre des Hauses der reich mit Blumen geschmückte Sarg. Mein Zug marschirte auf. Die Regimentsmusik spielte den ersten Theil des üblichen Trauermarsches, während die als Träger beorderten Husaren den Sarg auf den Wagen hoben; ich ließ den Zug präsentiren. Unter den Klängen der Musik ging es dann nach dem wohl eine Viertelstunde entfernten Kirchhofe am Walde. Das ganze Dorf begleitete uns.

Pastor Petersen sprach ergreifende Worte am Grabe. Als er geendigt, trat plötzlich Caroline,

auf ihren Vater gestützt, heran, knieete nieder und betete lange und inbrünstig. Kein Laut störte die athemlose Stille. Dann legte sie ein reich gesticktes weißseidenes Kissen auf den Sarg und verschwand ohne ein Wort zu sagen am Arme des Vaters.

Nun senkte sich der Sarg; eine dreifache Salve aus den Carabinern hallte über das Grab, der Prediger sprach ein Vaterunser und dumpf fielen die Schollen in die Grube. Ich habe manchen Cameraden mit begraben, selten war ich dabei so ergriffen als hier, am Grabe eines Feindes.

Am folgenden Tage versuchte ich Caroline zu sehen. Sie saß in ihrem Zimmer, welches ich zum ersten Male betrat, in einem alten Lehnstuhle, die Mutter neben ihr. Fahle Blässe bedeckte ihre Züge — aber sie war ruhig.

Ich sprach lange und theilnehmend zu ihr; die Mutter verstand es ja nicht, obschon sie mir zuweilen mit dankbarem und ermuthigendem Blicke zuwinkte. Ich sagte ihr, Gott habe auf einfache Weise den Knoten gelöst — ihr Schmerz werde vorüber gehen und die Möglichkeit künftigen Glückes liege vor ihr. Sie möge nur aufrichtig und warm zu Gott beten.

„Glauben Sie wirklich, daß Gott unsere Gebete erhört?" sprach sie.

„So gewiß, Caroline, als ich Sie jetzt vor mir sehe."

„Dann bin ich verflucht!" rief sie plötzlich wieder mit dem Ausdruck heftigster Leidenschaft, und barg ihr Gesicht in die Kissen, indem sie die Hände rang.

Ganz starr vor Schreck und mit der Miene bittern Vorwurfs sah die Mutter mich an.

„Caroline," rief ich, „sprechen Sie nicht so! Was ist denn geschehen, daß Sie so gegen sich selbst rasen?"

„Das will ich Ihnen sagen. An dem Tage, als das Fanal brannte und Sie fortritten, da habe ich Gott wohl hundert Mal angefleht, er möchte mich von Peter Petersen befreien, weil ich den Andern liebte, und da hat mich Gott erhört, und ihn die Kugel treffen lassen."

„Caroline, wie können Sie das glauben!"

„Nun, Sie haben eben selbst gesagt, Gott erhörte unsere Gebete — wollen Sie es jetzt etwa abstreiten?"

Ich wußte Nichts zu erwidern. „So beten Sie nicht, sondern hoffen Sie schweigend auf seine Gnade," sprach ich.

„Gott kann mir nicht gnädig sein. Ich habe mich zu schwer versündigt an Peter Petersen, der

mich sehr lieb gehabt hat und ein braver Soldat gewesen ist, wie ich nun von ihm selbst weiß."

„Und haben Sie Peter Petersen Alles gesagt, Caroline?"

„Ich habe ihm Alles gesagt."

„Und hat er Ihnen vergeben?"

„Nein, das hat er nicht gethan. Ich glaube, zuletzt als ich ihn immer wieder anflehte, da wollte er wohl, aber er konnte nicht mehr sprechen — ich weiß nicht, ob er mir verziehen hat!"

Hier war Nichts auszurichten, um so mehr, als Caroline im Grunde Recht hatte. Ich zog mich leise zurück und nahm mir vor sie ruhiger werden zu lassen, ehe ich mich ihr wieder mit Trost näherte.

Ich habe sie nicht wieder gesehen. Am folgenden Tage, während ich auf Piquet war, hatte sie der Vater auf ihre dringende Bitte zu Verwandten nach Flensburg gebracht.

Noch drei Wochen lag ich auf dem freundlichen, nun so verödeten Gehöfte zu Brarup in Quartier. Dann wurden wir nach Dyndt auf der Halbinsel Broacker verlegt. Der Ausfall aus Friedericia führte mich bis Kolding hinauf; aber schon am 23. Juli begann in Folge der Berliner Convention der Rückmarsch nach Deutschland, und am 13. Au=

gust zogen wir, nicht geschlagen aber tief gedemüthigt, und voll Grimm im Herzen, in die heimathliche Garnison ein.

Hermann war noch vor Beginn des Rückmarsches zu einer andern Schwadron versetzt, ich glaube auf seinen eigenen Wunsch; ich sah ihn selten.

Einmal, im Laufe des Winters, fragte ich ihn: „Nun, wie steht es mit Ihnen und Caroline?“

„Ich habe dem Alten versprochen, ein ganzes Jahr lang nicht zu schreiben. Wenn das Jahr um ist, wird sich das Weitere finden.“

Das schien mir ganz in der Ordnung. Wenige Monate später erhielt er eine gute Anstellung im Eisenbahndienst, und ich verlor ihn gänzlich aus den Augen. Ich zweifelte nicht, er würde mich zuerst von Allem in Kenntniß setzen, wenn er Caroline wirklich heimführte; ja ich sah deutlich voraus, welche weitere Ehren mir unfehlbar daraus erblühen würden. Aber ich erfuhr Nichts. Zuletzt vergaß ich die ganze Sache.

Es war im Herbst des Jahres 1871, als ich eines Tages langsam zu Fuße durch den Wald

wanderte, um der Bibliothek zu W. einen Besuch abzustatten.

Da stand vom Rande des Weges ein alter Mann auf, mühsam sich auf einen Stock stützend, kam auf mich zu und grüßte mich mit den Worten:

Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Major?"

Ich kannte ihn nicht.

„Ich bin Hermann — wir waren zusammen in Schleswig-Holstein."

Er war es, grau, verwittert, gelähmt!

„Es thut mir von Herzen leid, Sie in so traurigen Verhältnissen zu finden; was sind Sie und wo leben Sie?"

„Jenes Häuschen mit dem kleinen Garten gehört mir. Ich bin beim Rangiren der Waggons auf dem Bahnhofe verunglückt, und lebe von meiner kleinen Pension. Auch durch Abschreiben für das Gericht verdiene ich Etwas."

„Sind Sie verheirathet?"

„Nein, ich habe Niemand auf der Welt als meine Schwester, eine Wittwe, die bei mir wohnt."

„Und Caroline?" fragte ich zögernd.

Seine Augen füllten sich mit schweren Thränen. „Sie ist todt," sprach er, „dies Andenken trage ich von ihr. Dabei zeigte er mir ein schönes gol-

denes Kreuz, welches er aus der Busentasche zog. — „Heirathen wollte sie mich nicht, so lieb sie mich auch hatte — unserer Ehe würde der Segen Gottes fehlen, denn sie allein sei schuld an Peter Petersen's Tode, und er habe ihr nicht verziehen — dabei ist sie geblieben. Ich weiß nicht wer ihr das in den Kopf gesetzt haben mochte. Der Vater nicht, der hat ihr selbst zuletzt zugeredet mich zu nehmen. Als mich dann das Unglück auf dem Bahnhofe traf, da gab ich natürlich selbst die Sache auf. Sie hat mir vor fünf Jahren, als sie starb, dreitausend Thaler vermacht; die nahm ich weil ich bittere Noth hatte, und davon habe ich das kleine Haus gekauft. Aber glauben Sie mir, Herr Major, ich hätte es nicht genommen, wäre ich nicht ein Krüppel gewesen, und hätte ich nicht meine arme Schwester mit zu erhalten gehabt. Kommen Sie doch herein, Herr Major, und erfrischen Sie sich etwas; Sie sind vom Gehen erhitzt und gewiß durstig."

Das that ich. — Im Geiste durchlebten wir im eifrigen Gespräche noch einmal die schöne Zeit unserer Jugend. Auch ich hatte Schiffbruch gelitten — ich hatte meinen Beruf verloren, und stand im Begriff, für immer die Heimath zu verlassen, welche mir nur noch Bitteres bot. Doch

ich war körperlich und geistig noch rüstig, und nach menschlicher Berechnung vor Noth gesichert. Warum mußte es denn nun diesem Manne so hart ergehen, der vielleicht besser und pflichttreuer gewesen war als ich? — —

Lange saßen wir beisammen; dann wanderte ich in der Nacht durch den Wald heim, immer wieder mich fragend: Warum das? —

Und es ging wie der Dichter sagt:

Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort!

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Mylius, Otfried, Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Brosch. 7 *M.* 50 *Pf.*

Polko, Elise, Auf dunklem Grunde. Roman. Brosch. 2 *M.*

——— Eine deutsche Fürstin: Pauline zur Lippe. Mit Portrait. Roman. Brosch. 2 *M.* 50 *Pf.*

Ring, Max, In der Schweiz. Roman. 2 Bde. Brosch. 3 *M.*

——— Verirrt und Erlöst. Roman. 3 Bde. Brosch. 2 *M.* 25 *Pf.*

——— Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes. Roman. 2 Bde. Brosch. 1 *M.* 50 *Pf.*

——— Milton und seine Zeit. Roman. 4 Bde. Brosch. 3 *M.*

——— Hinter den Coulissen. Roman. 2 Bde. Brosch. 1 *M.* 50 *Pf.*

Robiano, L. v., Die Rose von Heidelberg. Histor. Roman. 4 Bde. Brosch. 7 *M.* 50 *Pf.*

——— Ebba Brahe. Roman. 3 Bde. Brosch. 9 *M.*

Rohlfs, Gerhard, Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrika's. Mit dem Portrait des Verfassers. Brosch. 4 *M.* 50 *Pf.*

Stahl, Arthur, Aus guter, alter Zeit. Roman. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

Temme, J. D. H., Erzählungen. 6 Bde. Brosch. 7 *M.* 50 *Pf.*

——— Die Heimath. Ein Schweizer Roman. 3 Bde. Brosch. 6 *M.*

——— Die Frau des Rebellen. Roman. 2 Bde. Brosch. 3 *M.*

——— Das Recht auf Erden. Roman. Brosch. 4 *M.* 50 *Pf.*

——— Der Studentenmord in Zürich. Kriminalgeschichte. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

——— Der Pole. Roman. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

——— Im Franziskanerthurm. Roman. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

——— In der Gallus. Roman. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

——— Allerlei Reisegesellschaft. Novelle. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

——— Im Amthause zu Sinningen. Roman. 2 Bde. Brosch. 7 *M.* 50 *Pf.*

——— Die Präsidentin. Kriminalgeschichte. Brosch. 3 *M.* 75 *Pf.*

Winterfeld, A. v., Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman. 4 Bde. Brosch. 6 *M.*

Aus meinem

Garnison-, Feld- und Reiseleben.

Erinnerungen eines norddeutschen Officiers.

Von

J. v. Unger.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1878.

Inhaltsverzeichniß.

Pyrmonter Tagebuchblätter.

1851.

Es ist eine kurze einfache Geschichte, welche ich heute erzählen will. Sie enthält eigentlich gar Nichts; und doch bedrückt mich noch oft die Erinnerung an sie. Vielleicht wird mir leichter wenn ich sie niederschreibe.

„Glaub' mir, ein Arzt will auch einmal Ruhe haben," sprach mein Freund, der Hofmedicus G.; — „ich schicke dies Jahr alle meine Kunden nach Pyrmont. Du kannst auch dorthin gehen, — es wird Dir nicht schaden."

Ich war eigentlich gesund wie ein Fisch. Da aber der Hofmedicus meinte, es würde mir nicht schaden, und da es offenbar vornehm war in ein Bad zu gehen, so folgte ich seiner Weisung.

Es war denn auch wunderschön in Pyrmont. Die herrliche Lindenallee wird von keiner andern

der Welt übertroffen. Schön geformte, prachtvoll bewaldete Berge umkränzen das liebliche Thal von allen Seiten. Schmeckte auch der Brunnen erheblich nach Tinte, so war die Gesellschaft, den Großherzog von Schwerin und seine liebenswürdige Gemahlin an der Spitze, eine ausgesucht gute. Ich fand viel alte Bekannte und machte viel neue Bekanntschaften. Noch lieber als die eleganten Diners mit Champagner, welche bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit arrangirt wurden, war mir freilich das Umherstreifen in den schier endlosen Buchen- und Eichenwaldungen, und das Besteigen der hohen Bergkuppen. Namentlich auf dem Arminiusberge in den Resten der uralten Umwallung Abends allein im Mondschein zu liegen, während Nebel das Thal erfüllte, das war wahrhaft ossianisch. Die Andern lachten mich natürlich aus, und ich mit eben so viel Recht sie. Im Grunde war mir's recht lieb als die Gesellschaft sich zu lichten begann, und der große Train aufhörte. Die Uebrigbleibenden schlossen sich um so enger aneinander. Wir kamen überein, unseren Kreis thunlichst nicht wieder zu vergrößern. Vor Allem wurde den übrig gebliebenen jungen Männern, dem Referendar v. K. aus Potsdam und mir, von dem Haupte unseres Cirkels, der Geh.

Räthin v. M., nachdrücklich eingeschärft, uns von jeder neuen Damenbekanntschaft fern zu halten.

Eben hatten wir uns auf der morgendlichen Brunnenpromenade getrennt, und ich wanderte mit Herrn v. K. langsam meinem Hause zu, da erschien im andern Ende der Allee ein von einem Diener geschobener Rollstuhl. In ihm saß ein alter Herr mit schönem weißen Barte; daß er ein alter Officier war, sah man auf den ersten Blick. Neben dem Wagen ging eine Dame mit maigrünem Hut, maigrünem Sonnenschirm, maigrünem Kleide und maigrünen Handschuhen, welche den Eindruck tadelloser Einfachheit und Eleganz machte. Sie hatte die rechte Hand auf den Arm des alten Herrn gelegt und war sichtlich um ihn bemüht.

„Einen Augenblick!" rief der Referendar; „dort kommt meine Maigrüne wieder."

„Sie vergessen was soeben abgemacht ist, lieber Freund."

„Nun, ansehen ist doch erlaubt, und die Grüne ist wirklich reizend."

„Wer ist sie denn?"

„Das weiß ich nicht; aber seit drei Tagen erscheint sie jedesmal mit dem Alten, sobald die Promenade leer und für den Rollstuhl Platz wird.

Offenbar ist sie seine Tochter, aber den Namen habe ich noch nicht erfahren."

„So lassen Sie es sein und kommen Sie; der Kaffee wartet in meiner Laube."

Ziemlich widerwillig ließ sich K. von mir aus der Allee ziehen; ich war nicht wenig stolz, einen solchen Beweis von Selbstüberwindung gegeben zu haben; ich wußte nur noch nicht recht, wie ich aus dieser Tugend am besten Capital schlagen sollte; denn die Tugend um ihrer selbst willen zu üben war ich damals zu jung.

Zur rechten Zeit klappte ich in Kugler's Kunstgeschichte das Capitel von den Selinuntischen Metopen zu, zu welchen mich diesmal meine Reise in ihrem weitern Verlaufe führen sollte; denn die Geheimräthin v. M. hatte uns zum Kaffee auf vier Uhr Nachmittags nach dem reizenden Plätzchen an der Dunsthöhle eingeladen. Langsam wanderte ich durch die Anlagen. Tiefe Stille herrschte rings umher; hier und da saß unter den schönen alten Kastanien ein Curgast mit einem Buche in der Hand, oder eine Dame mit der Arbeit. Ich dachte eben an die Hundsgrotte Neapels und an die schönen, mir noch unbekannten Gestade seines Golfes. Darum frappirte es mich nicht wenig, als ich in der dicht an den Fußweg stoßenden

Laube eines Gartens von einer tiefen weichen Frauenstimme die Worte vernahm:

Des schönsten Busens Form seh' ich bewahren
Dich, graue Lava, Aphroditens Becher.
Der Liebe Trank, den ewig feuerklaren,
Schlürf' ich aus dir, ein durst'ger Liebeszecher.

Es paßte so ganz in meine Stimmung, daß ich stehen blieb, zu lauschen. Mit schönem, ruhigem und verständnißvollem Vortrage wurde das Gedicht zu Ende gelesen.

„Wirst Du heute meinem Lieblingsdichter Gerechtigkeit widerfahren lassen?" fragte die Stimme nach einer Pause.

„Das Gedicht ist schön," war die Antwort; „aber ich bleibe dabei: Reflexion ist keine Poesie, und darum ist mir Anastasius Grün unsympathisch."

„Sage lieber, Papa, weil er ein Oesterreicher ist."

„Clara, soll ich Dir den Vorwurf zurückgeben?"

Eine Pause trat ein; dann stand die Sprecherin auf und ging dem Hause zu — es war die Maigrüne.

Das kurze Gespräch hatte lebhaft meine Neugierde angeregt; vor Allem hatte mich der tiefe dunkle Klang der Stimme der Vorlesenden angezogen. Ich verweilte noch einige Zeit vor dem Garten, in der Hoffnung die Leserin werde zurück=

kehren; aber vergebens. Vielleicht hatten die Worte des Vaters sie verletzt.

Etwas zerstreut erreichte ich die Dunsthöhle. Frau v. M. erwartete in Gesellschaft ihrer Nichte, des Fräulein v. T., die beiden jungen Herren mit warmem Kaffee und noch wärmerer Ungeduld. Sie war eine schöne stattliche Blondine, welcher die Nichte eigentlich als Folie diente; dies war freilich schwer vereinbar mit dem andern Zwecke, welcher die Tanten so häufig bewegt die Nichten mit sich in's Bad zu nehmen. Der Nachmittag war köstlich, das Plätzchen entzückend. Wir ließen uns die Dunsthöhle öffnen und betäubten uns ein wenig mit dem champagnerartigen Gase. Frau v. M. frischte ihre italienischen Erinnerungen auf; ich mußte ihr versprechen, die Rückreise von Neapel über Dresden zu nehmen, um zu berichten ob ich Alles so gefunden, wie sie es beschrieb — kurz, es wäre reizend gewesen, hätte mir nicht beständig das Gedicht von Anastasius im Sinne gelegen. Glücklicherweise nahm mir der Referendar die Mühe der Unterhaltung ab, und meine Zerstreutheit blieb unbemerkt. Ich war aber im Grunde herzlich froh, als wir bald nach Sonnenuntergang die Damen wieder in ihrer Wohnung abliefern durften.

Der Abend war so schön, daß ich mich nicht

entschließen konnte, mich in den heißen Salon der Restauration zu wagen; ich wanderte nach dem Königsberge hinauf. Als ich gegen zehn Uhr wieder durch die Anlagen schritt, glaubte ich in der Entfernung Gesang zu vernehmen. Ich eilte den Tönen nach und stand bald wieder vor dem Hause, wo ich heute früh das Lesen belauscht hatte. Ein Fenster war geöffnet. Eben als ich anlangte, verstummte der Gesang; aber nach kurzer Pause erklangen die einleitenden Accorde des Schubert'schen „Am Meer". Es war keine große, aber eine wunderbar weiche Stimme, welche das Lied in schöner einfacher Weise sang. Zum ersten Male hörte ich das unglückselige Weib nicht schonungslos in die Welt hinausschmettern, sondern mit verhaltener Leidenschaft singen, als wäre es selbst im Innern noch viel unglücklicher als der vor ihr knieende Dichter. Dann schloß die Sängerin rasch das Clavier, und das Fenster ward dunkel.

Nachdenklich wendete ich mich heimwärts und suchte vergeblich dem was ich gesehen und gehört hatte eine bestimmtere Gestalt zu geben. Doch war ich fest entschlossen, dies so sympathische Talent für die noch kurze Dauer meines Aufenthaltes mir dienstbar zu machen.

Am folgenden Morgen ging ich sehr zeitig in

der Allee mit dem Höchstcommandirenden im Fürstenthum Waldeck, Major v. D.

„Ich habe gestern einen traurigen Anblick gehabt,“ sprach er. „Mein ehemaliger Abtheilungschef im großen Generalstabe ist hier. Noch vor zwei Jahren war er ein ganz rüstiger Mann; jetzt ist er völlig gelähmt und wird im Rollstuhl gefahren. Man möchte weinen, wenn man das sieht.“

„Ist das der ältere Herr mit dem schönen weißen Schnurrbart, den eine junge Dame begleitet?“

„Ja wohl, der Oberst v. D.; er ist, wie er mir sagt, pensionirt und lebt irgendwo in Pommern. Ein Glück, daß er die Tochter bei sich hat, die wie ein Engel für ihn sorgt und ihn nie verläßt.“

„Wollen Sie mich ihm bekannt machen?“

„Sehr gern, sobald er in die Allee kommt. Sie werden es nicht bereuen, wenn Sie sich um ihn bekümmern; er ist ein etwas schroffer, aber höchst gescheidter Mann, und sein Werk über den Feldzug von 1814 werden Sie ohne Zweifel gelesen haben.“

Das hatte ich nun freilich nicht; aber ich hoffte auch ohne das mit dem Oberst fertig zu werden.

Es galt heute früh nur, mich rechtzeitig aus

den Schlingen der Frau v. M. zu ziehen und den Referendar abzustreifen. Beides gelang mit Hülfe des Majors prächtig. Aber als die Brunnen-promenade sich ihrem Ende zuneigte und ich richtig berechnete, das maigrüne Kleid müßte nun bald erscheinen, da trat an den Major plötzlich Fräu-lein v. D., die Hofdame der regierenden Fürstin von Waldeck, heran und beschied ihn trotz der frühen Morgenstunde eiligst auf's Schloß zur Ge-bieterin.

„Nun erst recht!" sagte ich mir, als in diesem Augenblicke der Rollstuhl und die maigrüne Ge-stalt in der Allee erschienen. Während die Andern sich in üblicher Weise mit Weißbrod versorgten und dann allmälig sich verloren, etablirte ich mich vor dem Kaffeehause und behielt das Paar im Auge. Vergeblich aber zermarterte ich mein Gehirn, mich ihm in passender Weise zu nähern. Endlich verließ der Rollstuhl die Allee. Ich folgte aus der Ferne. Da trennte sich die Dame in Begleitung des Dieners von dem Kranken, nachdem sie ihn unter dem Laubdache einer schönen Kastanie untergebracht, und schlug den Weg nach dem wenige Minuten entfernten Hause ein. Auf einem Umwege näherte ich mich nun dem Stuhle, trat höflich grüßend heran und sprach:

„Entschuldigen Sie, Herr Oberst, daß ich Sie anrede; aber ich sehe Sie hier ganz allein und von jeder menschlichen Hülfe entfernt und komme zu fragen, ob ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann?"

„Ich danke Ihnen," erwiderte er kurz und abweisend; „mein Diener wird gleich zurückkommen."

Im Bewußtsein, eigentlich eine Komödie gespielt zu haben, zog ich mich einigermaßen verwirrt zurück, indem ich wiederum höflich grüßte und ziemlich ungeschickt die Worte herausbrachte: „Nehmen Sie, bitte, den guten Willen für die That."

Als ich einige Schritte gemacht, wendete ich mich nochmals um. Das Zeitungsblatt war seiner Hand entfallen und er mühte sich vergebens, es vom Boden aufzuheben. Rasch sprang ich wieder hinzu und überreichte es ihm.

„Sie sehen, Herr Oberst, daß ich doch vom Schicksal nicht ohne Absicht in diesem Augenblicke in Ihre Nähe geführt bin. Wollte Gott, ich hätte Ihnen einen anderen Dienst leisten können, als diesen."

„Ja, ja, es ist hart," sprach er halb zu sich selbst, „es ist sehr hart."

„Gestatten Sie mir," setzte ich hinzu, „Ihnen

auszusprechen, wie tief es mich betrübt, einen Mann, dessen Namen einen so guten Klang hat, hier in solchem Zustande zu finden."

Er wollte Etwas erwidern, winkte aber nur abwehrend mit der Hand und sagte dann:

„Sie sind Officier?"

„Ja, Herr Oberst, ich bin der Lieutenant v. U. vom braunschweigischen Husaren-Regimente."

„Vom braunschweigischen Husaren-Regimente," wiederholte er langsam, „vom braunschweigischen Husaren-Regimente. Sagen Sie, trägt das Regiment noch die schwarze Uniform wie damals bei Waterloo?"

„Sie trägt sie jetzt wieder zur Erinnerung an seinen alten Kriegsruhm."

„Und mit Recht," rief er und streckte mir die Hand entgegen; „denn was wäre aus dem Heere der Verbündeten geworden, hätten nicht die braven Braunschweiger am 16. Juni den vordringenden Kaiser aufgehalten. Ich hatte an jenem Tage als Ordonnanzofficier den Herzog Friedrich Wilhelm aufzusuchen; als ich bei den Schwarzen ankam, war er eine Stunde zuvor gefallen. Das war ein Heldenfürst wie kein Anderer damals in Deutschland! Bitte, nennen Sie mir noch einmal Ihren

Namen und leisten Sie dem armen gelähmten Manne noch einige Augenblicke Gesellschaft."

„Mit großem Vergnügen, Herr Oberst."

„Sie tragen also wieder die schwarze Uniform. Ja, ja, ich habe an jenem Tage Ihr Regiment noch dreimal zur Attaque vorgehen sehen, und ich muß sagen mit unvergleichlicher Bravour. Ein englisches Dragonerregiment kam in voller Auflösung zurück, da hieben die Braunschweiger rücksichtslos auf diese ein und bahnten sich einen Weg durch sie. Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Camerad!"

Ich schämte mich im Herzensgrunde, daß ich an diesem verdienten Lobe so gar keinen Antheil hatte, und doch wie stolz war ich zu gleicher Zeit darauf!

„Da kommt meine Tochter Clara; erlauben Sie mir, Sie ihr vorzustellen."

Clara näherte sich in Begleitung des Dieners; er trug für die Beiden den Kaffee, welchen sie unter dem Kastanienbaume trinken wollten; sie hatte ein Buch und den gestickten Cigarrenkasten in der Hand.

„Sieh hier einen jungen Officier von den braunschweigischen Husaren, liebe Clara; ich habe ihn gebeten, uns noch einige Augenblicke zu schenken."

Clara begrüßte mich mit eleganter Unbefangenheit. „Ich bin jedem dankbar, der mir das Amt erleichtert, meinem Papa sein Unglück weniger fühlbar zu machen.“

„Die Art und Weise, wie Sie diese Pflicht üben, gnädiges Fräulein, läßt fast auf das Gegentheil schließen.“

„Und weshalb?“

„Wir haben Sie aus der Ferne beobachtet, und es ist nur eine Stimme darüber, daß man nicht aufmerksamer und liebevoller sein kann, als Sie es sind.“

Clara erröthete. „Und glauben Sie, daß ein Mann sich mit einer ausschließlich weiblichen Gesellschaft zufriedenstellen kann, wenn er nur körperlich krank und dabei geistig so frisch und kräftig ist als mein Papa?“

„Habe ich je geklagt, Clara?“ fragte der Oberst im Tone des Vorwurfs.

„Nein, Papa,“ rief sie, den Arm um seinen Hals schlingend; „aber ich weiß nur zu gut, wie schwer es Dir wird die Einsamkeit unseres Landlebens zu ertragen.“

„Du bist ungerecht, Clara; alle unsere Nachbarn sind voll Aufmerksamkeit und Rücksicht gegen uns.“

„O ja, Papa; wenn Du ihnen guten Rothwein

giebst, so erzählen sie Dir stundenlang von ihren Fettochsen und von Drain-Röhren, und es ist rührend wie Du zuhörst."

„Nun," sprach ich, „die Prosa des Lebens hat auch ihr Recht, und zwar ein recht breites, und vor Allem auf dem Lande in Pommern. Aber sie ist leichter zu ertragen, wenn Jemand da ist, der das Schöne in den Kreis des täglichen Lebens hineinzuführen weiß, wie Sie es thun."

Sie schlug verwundert die Augen von dem Arrangement des Kaffeetisches zu mir auf und fragte: „Wie meinen Sie das?"

Es lag etwas wunderbar Unregelmäßiges in diesen Augen, ich konnte nicht unterscheiden, worin es bestand; jedenfalls aber gab dies dem edel geschnittenen Gesichte einen Ausdruck, den man pikant hätte nennen können, wäre er nicht zugleich so völlig einfach und natürlich gewesen. Lange schwarze Wimpern bedeckten die Augen, und die dunklen feinen Brauen im Verein mit dem dunkelbraunen Haar deuteten darauf, daß nicht rein germanisches Blut in Claras Adern floß.

So fest sah sie mich an, daß ich in Verwirrung gerieth.

„Halten Sie mich nicht für indiscret," erwiderte ich; „aber ich muß Ihnen gestehen, daß die Art

und Weise, wie Sie gestern Abend Schubert sangen, mich sehr frappirt hat."

„So? — Sie haben gehorcht? Hätte ich das gewußt, so würde ich das Fenster geschlossen haben."

„Wenn Sie wüßten, welche Freude Sie mir damit bereiteten, so würden Sie mich hereingeholt und das Clavier nicht so bald geschlossen haben."

„Sie treiben selbst Musik?"

„Ich verstehe Musik zu hören, weiter Nichts."

„Dann will ich Sie bitten meinem Singen zuweilen zuzuhören, und zwar nicht blos aus der Entfernung. Ich singe zwar am liebsten meinem Papa vor, aber es freut mich doch, wenn auch Andere Freude daran haben. Nur muß ich freilich bevorworten, daß mein Instrument herzlich schlecht ist."

„Warum singen Sie nicht im Conversationszimmer? Dort steht ein recht guter Flügel."

„Papa wird es schwer dorthin zu kommen und ganz allein wage ich mich nicht gern mit meinen Leistungen unter die fremden Gesichter."

„So erlauben Sie, daß ich Sie mit Frau v. M. bekannt mache; sie wird sich freuen, wenn Sie sich unter ihren Schutz stellen wollen."

„Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein."

Alles dies sprach Clara mit einer Ruhe und

Einfachheit, welche die Dame der großen Welt bekundete. Bei jeder Andern würde es mich frappirt haben, nach einer Bekanntschaft von wenigen Minuten zu einer Art von Intimität zugelassen zu sein — hier schien es mir völlig natürlich. Ich dachte auch gar nicht weiter darüber nach. Wie gern wäre ich nun noch eine Viertelstunde sitzen geblieben — aber was konnte ich heute noch gewinnen? Darum zog ich vor mich rasch zu entfernen.

„Ich bitte um die Erlaubniß, Herr Oberst, Ihnen meinen Besuch machen zu dürfen," sprach ich aufstehend.

„Thun Sie das nicht; unsere Behausung ist sehr eng, und hier im Freien plaudert sich's viel besser; wir bringen einen großen Theil des Tages unter diesem Kastanienbaume zu. Ich hoffe Sie bald wiederzusehen, wenn Ihre Zeit es gestattet." —

In der Laube meines Gartens fand ich den Morgenkaffee sehr kalt geworden, und das heutige Pensum aus dem Kugler wollte durchaus nicht in meinen Kopf. Vergeblich suchte ich nach der Antike im Museo Borbonico, welche Anastasius zu jenem schönen Gedichte begeistert hatte, und immer klangen vor meinem Ohr die Worte:

Des Busens schönste Form seh' ich bewahren
Dich, graue Lava, Aphroditens Becher.

Mir steckte Etwas im Kopfe, was mich im hohen Grade zerstreute. Aber es war nicht die Begegnung von heute Morgen, sondern eine Erinnerung, welche ich vergeblich versuchte zur Klarheit herauszuarbeiten. Völlig gewiß war es mir, daß ich Clara schon früher gesehen hatte; doch mein sonst so scharfes Gedächtniß ließ mich diesmal völlig im Stich. Das Gesicht, eins von denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gesehen, war mir deutlich erinnerlich; ich verband sogar damit die Erinnerung, daß sie blaßgrün gekleidet war; aber sonderbarer Weise wußte ich eben so gewiß, daß ich die Stimme früher nie gehört. Ein solches sich nicht Besinnenkönnen ist unendlich peinigend. Endlich gab ich das Nachdenken auf, warf die Bücher beiseite, lief hinaus auf den Schellenberg und kam fast eine Stunde zu spät zu Tische.

„Machen Sie rasch!" rief mir der Referendar zu, „um drei Uhr kommen die Esel und wir reiten nach dem Mühlenberge und trinken dann irgendwo Kaffee."

„Sehr gern," erwiderte ich, indem ich eine jener conventionellen Lügen hervorbrachte, welche

man unbedenklich ausspricht, und welche im Grunde ebenso verwerflich sind als jede andere. Ich bestieg meinen Esel, noch dazu mit einem Damensattel, und nun ging's los. Nie hatte ich auf einem Esel gesessen und nie auf einem Damensattel — und ach! wie wurden hier alle meine Reitkünste zu Schanden! Murrjahn, so hieß er, hatte offenbar ganz andere Begriffe von Tempo, als die übrige Gesellschaft, welche lustig zu jagen anfing, sobald wir die von der Chaussee sich abzweigende Kirschbaumallee erreicht hatten. Er überlegte, ob es nicht einfacher sei umzukehren und sich von der Partie auszuschließen. Auf meinen Hülferuf kehrte einer der Treiber um, und bearbeitete ihn so kräftig mit der Peitsche, daß er stehen blieb, dreimal energisch hinten ausschlug, die Gurten des Sattels sprengte und mich, den Cavalleristen, unter dem schallenden Gelächter der übrigen Gesellschaft ganz rasch nebst dem Sattel auf den Rasen beförderte. Der Sattel wurde wiederum befestigt und ich mit einem tüchtigen Stocke zur Selbsthülfe versehen. Der Erfolg war ein sehr trauriger. Denn als ich dem wiederum zurückbleibenden Murrjahn nun meinerseits einige derbe Hiebe applicirte, lief er schnurstracks auf den nächsten Kirschbaum zu und versuchte mich abzustreifen. Dies gelang zwar

nicht; aber meine weiße Hose war total ruinirt. Die vorauseilende Gesellschaft lachte noch unmäßiger als zuvor; ich aber sprang im Aerger herab, schürzte die Zügel zusammen, wendete ihm den Kopf heimwärts und reichte ihm mit voller Kraft noch einige Jagdhiebe, worauf er wiederum dreimal hinten ausfeuerte und sich im Galopp nach Hause verfügte. Freilich mußte ich nun zu Fuß die Cavalcade begleiten; aber das gab mir einen vortrefflichen Vorwand zurück zu bleiben und mich einsam an der herrlichen Waldlandschaft zu erfreuen, statt die unausstehliche Conversation einer „Landpartie mit Damen" zu machen. Erst in Holzhausen erreichte ich die Gesellschaft wieder, welche sich dort unter Anleitung zweier mecklenburgischer Grafen mit Kegeln belustigte. Es verbesserte meine Laune nicht, daß sich jetzt alles Interesse um die Acht um den König drehte, welche der eine der beiden Obotritengrafen consequent warf. Ich war froh als Frau v. M. endlich zum Aufbruche trieb und nur mit Widerstreben sagte ich zu, zum Souper in der Restauration zu erscheinen, wo als Zeichen der Trauer über die morgen bevorstehende Abreise der Grafen Champagner getrunken werden sollte.

Eine wahre Wohlthat war es mir, als ich zu Hause den so eben vom Buchhändler gesendeten

dritten Theil von Stahr's Italien fand. Mit Inbrunst vertiefte ich mich in das Buch; im Geiste wandelte ich mit dem Verfasser auf dem Forum, im Vatican, in den herrlichen Sabiner- und Albanerbergen und an den Felsgestaden Siciliens.

War es zu verwundern, daß ich erst in weitem Bogen durch die Anlagen wanderte, ehe ich mich wieder in die Gesellschaft stürzte, und daß mein Schritt sich beschleunigte, als ich in der Ferne dasselbe Fenster erleuchtet sah wie gestern Abend? Es stand offen; ich vernahm Clara's Stimme, welche dem Vater vorzulesen schien. Die Sommernacht war lau und duftig — warum sollte ich nicht eine Viertelstunde auf der Bank unter dem nahen Kastanienbaume zubringen?

Ich hatte richtig gerechnet. Nach einiger Zeit verstummte die Leserin; ich hörte Accorde auf dem Clavier anschlagen. Dann begann Clara aus den Matinées musicales von Rossini zu singen. Offenbar übte sie; aber an der Art und Weise erkannte ich sofort das Verständniß der Sache. Dann ging sie zu den Müllerliedern über und schloß mit dem Ständchen. Hörbar wurde das Clavier und gleich darauf auch das Fenster geschlossen.

Und jetzt sollte ich gehen und Champagner trinken, fade Witze anhören und um nicht zu be-

leidigen, eben so fade machen — nicht um eine Welt hätte ich das gekonnt! Zwar war es dunkel, aber die Sterne funkelten in seltener Pracht. So wandte ich denn meine Schritte, statt zur Restauration, wiederum auf den Königsberg.

Ich mag wohl spät nach Hause gekommen sein; wenigstens verschlief ich am andern Morgen gründlich die Brunnenstunde. Frau v. M. empfing mich ziemlich ungnädig. Indeß in Anbetracht, daß die beiden hervorragendsten épouseurs heute früh Pyrmont verlassen hatten und der Kreis sich bedenklich zu reduciren begann, ohne daß irgend ein Resultat erzielt war, mochte sie es doch nicht mit mir verderben und nahm mich bald wieder zu Gnaden an. Ja, es gelang mir ohne Mühe, sie und die Nichte so lange in der Allee festzuhalten, bis ich den Rollstuhl erscheinen sah. In völlig ungezwungener Weise vermittelte ich nun die Bekanntschaft der drei Damen. Frau v. M. erbot sich höchst liebenswürdig, Clara für die Dauer ihrer Anwesenheit unter ihre specielle Protection zu nehmen, und wußte es während der Viertelstunde, welche wir in der Allee zubrachten, sehr geschickt so einzurichten, daß ich nicht ein einziges Wort an

diese richten konnte, sondern mit Fräulein v. T. hinterher trollen mußte. Zum Schluß sagte sie mit gewinnendstem Lächeln: „Nicht wahr, Herr v. U., Sie begleiten uns heute nach unserer Wohnung? Marie hat die für Sie bestimmte Ansicht der Kirche von Lügde fast fertig, und möchte Ihr Urtheil hören.“

Ich war wüthend; aber es half Nichts, ich mußte mit. Fast eine Stunde dehnte sich der Kaffee der Frau v. M. und die Erörterung über die Kirche von Lügde. Nur zu gut hatte die Geheimräthin durchschaut, daß ich nach der Allee zurückzukommen trachtete, und hielt mich nun unbarmherzig fest. Zuletzt resignirte ich mich und wurde liebenswürdig.

Und dies blieb nicht unbelohnt. Denn als ich durch die Anlagen nach Hause wanderte, sah ich in einiger Entfernung unter dem Kastanienbaume den Rollstuhl und auf der Bank daneben eine Dame mit einem Buche in der Hand. Niemand konnte mir wehren dort einen Besuch abzustatten, und die Geheimräthin war wider Willen die Vermittlerin eines angenehmen Sommermorgens für mich geworden.

Zum ersten Male fand ich Gelegenheit, Clara genauer zu betrachten. Die Worte des Referen-

dars von heute früh: „Sagen Sie, ist Fräulein v. D. schön oder häßlich?“ hatten mich sehr frappirt. Konnte denn darüber ein Zweifel sein? Allerdings. Sie schien angegriffen; ein leidender Zug lag um den Mund. Hatte ich sie gestern für zwanzig Jahre alt gehalten, so mußte ich ihr heute vierundzwanzig zuerkennen. Der Schnitt des Gesichtes wäre etwas jüdisch zu nennen gewesen, hätte nicht den Augen völlig jener herausfordernde sinnliche Ausdruck gefehlt, welcher die Töchter Juda's für viele Christen so verlockend macht. Es lag in ihnen etwas Tiefernstes, mit dem dunklen weichen Organ auf's Innigste Harmonirendes. Und nun sah ich ganz deutlich, das eine Auge war braun, das andere dunkelgrau. Wo hatte ich dies Gesicht gesehen? Es mußte in Venedig gewesen sein, das wurde mir jetzt deutlich erinnerlich, und doch konnte ich mich durchaus nicht auf einen näheren Umstand besinnen. Indeß, wer hinderte mich zu fragen?

Nach den ersten durch den Anstand gebotenen Fragen über Befinden, Wetter und Doctor Valentiner steuerte ich dann auch ohne Verzug auf mein Ziel los.

„Leider wird mein Bleiben hier nicht mehr von langer Dauer sein,“ sagte ich; „ich stehe im Be-

griff mich nach Italien aufzumachen, um den nächsten Winter dort zuzubringen, und habe etwas Ungeduld. Sie werden das natürlich finden, denn unzweifelhaft denken auch Sie an Italien mit Sehnsucht zurück."

„Wer hat Ihnen gesagt daß ich dort war?" erwiderte Clara, indem sie mich verwundert ansah.

„Niemand; aber ich habe Sie mit meinen eigenen Augen in Venedig gesehen."

„Sie, mich in Venedig?" rief Clara mit dem Ausdrucke großer Verwirrung; wann sollte das gewesen sein?"

„Im Herbste 1847."

„Das ist unmöglich. Papa und ich wir haben den vorigen Winter dort zugebracht, und früher war ich nie da.

„So war es Ihre Doppelgängerin."

„Sie haben sich getäuscht oder Sie verwechseln die Orte. Jenen Winter vor der Revolution haben wir in Berlin verlebt."

„Und ich habe Sie in Venedig gesehen."

„Natürlich beruht das auf einer Verwechselung," sprach sie lachend; „es ist im Grunde durchaus nicht schmeichelhaft für mich."

„Glauben Sie wirklich, daß man Sie vergessen oder verwechseln kann?"

„Das ist nun wieder zu schmeichelhaft. Aber, mag das sein wie es will, ich liebe Italien sehr und freue mich in Ihrer Seele, daß Sie es wiedersehen werden.“

Jetzt befanden wir uns en pays de connaissance. Ich konnte mein Paradepferd vorreiten, und that dies redlich und mit dem Anscheine größter Bescheidenheit. Clara kannte nur Oberitalien; wir hatten also ein weites Feld für gemeinschaftliche Reminiscenzen, und ich ein noch Weiteres für Beschreiben von Unbekanntem. Es war auch eine Freude, sie sprechen zu hören. Sie war in Geschichte und Kunst gut orientirt, und gleich mir gab sie der schönen Natur der italienischen Seen bei Weitem den Vorzug vor allen Tizians und Leonardos. Der Oberst war sichtlich erfreut, die Tochter so angenehm unterhalten zu sehen, die sonst an seinen Rollstuhl gebannt und dadurch vom Badeleben so ganz abgeschnitten war. Mir aber ging förmlich das Herz auf, daß ich einmal die insipide Conversation des Courmachens abstreifen und von dem reden konnte, was meinen Sinn so sehr erfüllte.

Wohl zwei Stunden mochte ich unter dem Kastanienbaume verbracht haben, da kam der Briefträger mit Briefen; auch für mich holte er einen

aus der schwarzen Ledertasche. Die Discretion gebot mir, mich zurückzuziehen.

Beim Abschiede konnte ich nicht umhin Clara, welche mich einige Schritte begleitete, zu sagen:

„Warum sangen Sie gestern Abend nicht «Am Meer»?"

Betroffen sah sie mich an. Dann lächelte sie und erwiderte: „Wenn Sie es wünschen, werde ich es heute Abend thun."

„Um halb neun Uhr?"

„Ja, um halb neun Uhr."

Wie leicht verständigt man sich doch, wenn man sich versteht!

Und nun ging ich mit doppeltem Eifer an den langweiligen Kugler.

Aber wunderbar, wie das Glück den Menschen gut macht! Heute früh beim Kaffee hätte ich die blonde Geheimräthin morden können, und die landschaftzeichnende Nichte dazu; beim Mittagsessen floß ich von Liebenswürdigkeit über, und proponirte von freien Stücken, daß wir auf der Saline gemeinschaftlich mit den Comtessen S. den Kaffee trinken sollten. Es ging denn auch so lustig wie möglich zu. Der Referendar, ein höchst gescheidter Mensch mit einer köstlichen sarkastischen Ader, überbot mich heute noch in Albernheiten, welche ich ohne sein

verständnißinniges Augenzwinkern eben so gut für baare Münze genommen haben würde, als die Anderen. Die Geheimräthin aber belohnte mich, als ich mich vor ihrem Hause mit einer scherzhaften Redensart von ihr verabschiedete, durch einen herzhaften Schlag mit dem Knicker, welcher offenbar bedeutete: Nun mache aber endlich Ernst! — Auch lehnte sie ab, ihre Handschuhe von mir zurückzunehmen und forderte mich auf, sie ihr morgen zu bringen.

„Sie kommen doch noch mit in's Kaffeehaus?“ sprach der Referendar.

„Nein, lieber Freund; ich bin ermüdet und muß zu Hause noch schreiben.“

„So so, Sie sind ermüdet und müssen zu Hause noch schreiben; das läßt sich hören. Auf Wiedersehen also morgen früh.“

Rasch zog ich mich um und eilte zu dem geöffneten Fenster. Im Dunkel stand ich an den Baum gelehnt und horchte den Liedern Mendelssohn's und Schubert's. Es war wie gestern, und doch so ganz anders; denn heute sang Clara für mich, und wunderbarer Weise, sie sang alle meine Lieblinge. Dann erklangen italienische Weisen und wir fuhren im Geiste zusammen über die Lagunen und wandelten an den schönen Seen.

Fast schreckte ich zusammen, als mit hörbarem Schlage das Clavier geschlossen wurde. Die schlanke Gestalt neigte sich mit graziöser Handbewegung aus dem Fenster, ehe sie es zumachte. Wie im Traum wandelte ich nach Hause und vernahm zu meinem großen Aerger, daß der Referendar nach mir gefragt hatte und sehr verwundert gewesen war, mich nicht zu treffen.

Es folgten zwei graue Regentage. Clara erschien nicht in der Allee; zu der Mittagsgesellschaft gehörte der Oberst überhaupt nicht, da er die Treppe zum Speisesaale der Restauration zu steigen sich scheute. Ich war in Verzweiflung. Nicht einmal in den Bergen und Wäldern konnte ich mich zerstreuen. Und diese zwei Nachmittagsstunden, welche ich regelmäßig der Geheimräthin opfern mußte, um sie bei guter Laune und auf falscher Fährte zu erhalten! Aber die Abendstunde, wo ich unter der schützenden Kastanie den Tönen lauschte, entschädigte mich reichlich.

Endlich, am dritten Tage, stieg hell leuchtend die Sonne herauf. Ich war zeitig in der Allee, und kaum hatte ich die Damen meiner Bekanntschaft begrüßt und mich durch Comteß Marie W. dem

gestern zur Cur angelangten Philosophen Schelling vorstellen lassen, da erschien eine maigrüne Toilette und näherte sich uns raschen Schrittes.

„Mein Papa ist heute behindert, darum hat er mich allein geschickt," sprach Clara; „wie freue ich mich doch nun einmal, die ganze Badegesellschaft versammelt zu sehen."

„Da sehen Sie was Rechtes!" sprach ich einigermaßen piquirt; es kam mir fast wie eine Beeinträchtigung meines Rechtes, Clara allein zu haben, vor.

„Sie rechne ich nicht dazu," erwiderte sie; „Sie sehe ich eben so gern nicht, als daß ich Sie sehe."

Das bezaubernde Lächeln, womit sie diese Worte begleitete, ließen nicht den geringsten Zweifel, daß sie von den Stunden sprach, wo ich ihr unsichtbarer Zuhörer unter dem Kastanienbaume war.

Die Geheimräthin warf mir einen lauernden Blick zu; Claras Worte waren entweder ungezogen oder doppelsinnig. Sie bemächtigte sich denn auch sofort Claras, machte sie allen Anwesenden und Ankommenden bekannt, und spielte die mütterliche Freundin mit solchem Geschick, daß ich nicht ein einziges Wort des Dankes anzubringen im Stande war.

„Ich begleite Sie zu Ihrem Hause, Fräulein v. D.," rief sie, als diese Miene machte, sich zu

verabschieden, „es ist gar kein Umweg für uns. Komm, Marie, wir müssen auch noch unser Weißbrod einkaufen.“

„Was werden Sie heute beginnen, gnädiges Fräulein?“ fragte ich, einen letzten Anlauf nehmend.

„Nichts,“ antwortete Clara. „Mein Vater ist zu unwohl, um in's Freie zu kommen. Den Tag über beschäftigt er sich mit seinen Büchern; Abends lese ich ihm vor, und nach dem Thee da sitzen wir dann still und alleine.“

Hätte die Geheimräthin den Sinn des Citates verstanden, sie würde mich weniger gnädig zum Damenkaffee bei der Dunsthöhle auf den Nachmittag eingeladen haben, als sie nun that.

Mit dem Studium der Peripteren und Pseudoperipteren wollte es heute wieder gar nicht vorwärts. So war es mir denn zwar überraschend aber durchaus nicht unlieb, als um elf Uhr ein Lakai mich zur Hofdame der Fürstin auf's Schloß beschied. Das Schloß in Pyrmont ist ein ziemlich unscheinbares viereckiges Gebäude, von einem Wassergraben mit Zugbrücke umgeben. Ich hatte es bis dahin nicht betreten. Mit einem gewissen Respect überschritt ich die Zugbrücke, um zu dem Wohnsitze Emma's von Gottes Gnaden zu gelangen. Unter der Wölbung der Einfahrt stand eine Schild-

wache in einer Haltung, welche der Major v. D. sicher mit vierundzwanzig Stunden schwarz belohnt haben würde, hätte er sie gesehen.

„Ich wünsche die Hofdame Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin zu sprechen, wo komme ich zu ihr?"

„Weiß ich nicht," war die Antwort.

„Wo ist der Wachtcommandant?"

„Der ist fortgegangen."

Jetzt riß mir die Geduld. „Wo ist das Wachtlocal?" rief ich im Aerger.

„Da!" sprach er, mit dem Daumen der rechten Hand auf eine Seitenthür weisend.

Ich trat in den niederen Raum. In einer entsetzlichen Tabacksatmosphäre saßen drei andere Kriegsknechte, mit deutschen Karten Solo spielend.

„Ich wünsche den Wachtcommandanten zu sprechen."

„Das bin ich," antwortete einer der Spielenden, ohne vom Spiele aufzusehen.

„Ich bin der Lieutenant v. U. und wünsche zu wissen, wo ich die Hofdame Fräulein v. D. finde."

„Die wohnt auf Nr. 14."

Nun wurde es mir zu arg. „Sie hören, daß ich Officier bin; jetzt stehen Sie auf und stehen

Sie unter Stillgestanden, wenn Sie mit mir sprechen."

Das half. Der Gefreite schnellte eiligst in die Höhe und nahm eine militärische Positur an.

„Können Sie mich hinaufführen und veranlassen, daß ich angemeldet werde?"

„Ja wohl, Herr Lieutenant, ich werde Sie sogleich selbst melden."

Nach einigen Minuten war er wieder unten und führte mich über einige Treppen und geweißte Corridore mit numerirten Zimmern auf Nr. 14, wo die Hofdame mich empfing.

Ich war sehr ärgerlich, mußte aber doch selbst herzlich lachen, als ich Fräulein v. D. beschrieb, auf welche Weise ich mir den Weg zu ihr hatte bahnen müssen.

Sie ihrerseits ging ohne Umschweife auf ihr Ziel los. Sie hatte gutes Zutrauen zu mir, denn wir hatten uns mehr als eiumal unser Herz ausgeschüttet über die wenig beneidenswerthe Existenz der Hofschranzen, zu denen ich auch eine Zeitlang gehört hatte. — „Die Fürstin wünscht zu wissen, wann Sie abreisen?"

„Nun, am nächsten Freitage."

„Das geht nicht, die Fürstin wünscht das nicht."

„Ich? was habe ich denn gethan, daß man solchen Werth auf meine Person legt?"

„Gar Nichts; antworten Sie nur, wann beabsichtigen Sie abzureisen?"

„Nun, am nächsten Freitage."

„Das geht nicht, die Fürstin wünscht das nicht."

„Aber, gnädiges Fräulein, wie sollte Ihre Durchlaucht dazu kommen, sich um die Abreise eines Mannes zu kümmern, von dessen Existenz sie kaum Etwas wissen wird?"

„Glauben Sie das nicht! Die Fürstin beabsichtigt am Freitage, wo ihre Tochter, die Erbprinzessin von Bückeburg, hierher kommt, in den Anlagen einen gemischten Kaffee zu geben, und wünscht, daß Sie es übernehmen, für die Unterhaltung der Gesellschaft zu sorgen. Der Hofmarschall von P. ist krank, und sie erwartet diese Gefälligkeit von Ihnen."

„Aber um Gotteswillen, wie ist die Fürstin auf mich gefallen?"

„Sehr einfach. Sie haben mir erzählt, wie ausgezeichnet Sie im vorigen Winter in Ihrer Heimath beim Arrangement der Hofbälle mitgewirkt haben, das habe ich der Fürstin wiedererzählt."

So muß es kommen, sagt Neumann. — Wer hatte mich auch geheißen, mit meinen Leistungen

confidentiell gegen die Collegin zu renommiren! — „Ich kann wahrhaftig nicht bleiben," rief ich verzweiflungsvoll.

„Dann ist die Fürstin entschlossen, die Fête aufzugeben; — wollen Sie nun bei Ihrer Weigerung bleiben? Sie bringen mich in eine entsetzliche Situation, wenn Sie den Plan zerstören — mir zur Liebe bringen Sie das Opfer, ich bitte Sie recht herzlich!"

In ihren Augen standen wirklich zwei Thränen — wie hätte ich die arme kleine Hofdame im Stich lassen dürfen!

„Gut, ich bleibe."

„Rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit," rief sie, mir die Hand schüttelnd. „Ich werde sogleich die Fürstin in Kenntniß setzen. Morgen früh am Brunnen erfahren Sie das Nähere."

Rasch trat ich den Rückzug an — freilich mit dem Gefühle einer verlorenen Schlacht im Herzen. Doch die Aussicht auf den Kaffee bei der Dunsthöhle tröstete mich. —

Der Nachmittag kam, sonnig und klar. Wir holten die Geheimräthin nebst Nichte und dann auch Clara ab; die andern Eingeladenen hatten abgelehnt. Mir war das ganz recht. Je kleiner

der Kreis, desto mehr komme ich zur Geltung. Heute aber hatte ich mir vorgenommen zu gefallen.

Die Geheimräthin war eine kluge Frau und im Gespräche angenehm und sehr schlagfertig; freilich konnte sie es durchaus nicht vertragen, wenn man sich in ihrer Gegenwart mit einer Andern beschäftigte. Es war für mich keine leichte Aufgabe, mit der Geheimräthin und doch im Grunde zu Clara zu sprechen. Aber Clara folgte meinen Intentionen vortrefflich. Ohne das Geheimniß unserer allabendlichen musikalischen Zusammenkünfte zu verrathen, explicirten wir uns vollkommen deutlich über deren Fortsetzung und tauschten unsere Ideen über Musik aus. Selten sprach Clara dazwischen und doch nahm sie weit wärmeren Antheil an der Unterhaltung, als die Geheimräthin, welche die Musik nur als Modesache, nicht als Herzenssache liebte. Die Nichte wurde dem Referendar aufgehalst, der sich aus Freundschaft für mich in aufopferndster Weise der Mühe unterzog, ihr eingeschüchtertes Schweigen zu lösen. Die Situation glich fast einem Lustspiel. Die Tante sorgte ziemlich handgreiflich dafür, daß zwischen Clara und mir keine Annäherung stattfand; ja der ganze Kaffee hatte offenbar keinen andern Zweck gehabt, als das Heft in die Hand zu bekommen; und nun verständigten

wir uns vortrefflich über sie hinweg, ohne daß sie es merkte, und amüsirten uns obenein köstlich dabei. Auch die Geheimräthin war in Italien gewesen; wir durften daher ohne Verletzung der Höflichkeit von dem Lande sprechen, wo die Citronen blühen; und da sie behauptete, das Italienische ganz gut zu verstehen — obschon sie so gut wie gar Nichts davon verstand — so hatte ich zuletzt den Muth Leopardi's Gedichte herauszuziehen, von denen ich Clara gesprochen hatte, und einige der schönsten vorzulesen. Die Geheimräthin war im Innern wüthend, besonders als sie merkte daß die Nichte und der Referendar lachten; ich aber war durch Clara's verständnißvolles Zuhören so angeregt, daß ich ihre Gegenwart völlig vergaß und meinem Dichter alle Ehre machte. Ziemlich giftig befahl Frau v. M. endlich den Aufbruch — mir viel zu früh. Beim Abschiede dankte mir Clara herzlich und sprach: „Ich werde suchen Ihnen die Freude zu vergelten, die Sie mir bereitet haben. — An diesem Abende sang sie entzückend, und als sie das Fenster schloß, fiel eine duftende weiße Nelke herab vor meine Füße.

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zu ihrem Besten dienen.

Die Staatsministerin Gräfin v. S., Excellenz, meine langjährige Gönnerin, und ihre beiden Töchter betrachteten uns Niedriggepflanzte als ein im Grunde höchst überflüssiges Unkraut, höchstens bestimmt, von ihnen zertreten zu werden, und dabei den Weihrauch der Anbetung emporzusenden. Eigentlich war mir die alte Excellenz wegen ihrer ruhigen Weisheit ziemlich fatal; doch hätte ich sie küssen mögen, als sie morgens bei der Promenade mich aufforderte, eine Partie nach dem Bamberge zu machen, und auch Clara dazu einlud. Mit der Geheimräthin hatte sie irgend eine Differenz gehabt; Tante und Nichte mußten also heute zu Hause bleiben. Diesmal hatten wir gute Pferde, es ging flott vorwärts. Ich machte Clara mein Compliment über ihre gute Haltung. Sie lachte und sagte:

„Könnten Sie mich doch zu Hause sehen! ich bin in Wahrheit eine gute Reiterin. Das ist bei uns Familientradition."

„Wie so?"

„Nun, es wird erzählt, eine meiner Vorfahrinnen habe dem Könige Gustav Adolph das Leben dadurch gerettet, daß sie sich auf ein ungesatteltes Pferd warf und ihn glücklich einholte, ehe

er in den ihm von den Kaiserlichen gelegten Hinterhalt fiel. Zur Belohnung wurde die Familie in den Schwedischen Reichsfreiherrnstand erhoben.

Gern glaubte ich es ihr. Wir erreichten bald den kühlen Waldesschatten und nun ging es langsam auf duftigen, gewundenen Waldwegen dahin, während die kleine Caravane sich rasch in eine lange Reihe auseinanderzog. Ich bildete mit Clara die Nachhut. Wie ging uns Beiden hier im Walde das Herz auf! Wir ließen die vornehme Gesellschaft reiten und freuten uns der herrlichen Natur.

„Ach, kennten Sie doch die prächtigen Buchenwälder meiner Heimath, der Ostseeküste," sprach Clara, „das ist fast noch schöner als Italien."

„Ich kenne sie und liebe sie eben so sehr, als das Land im Süden, dem ich nun wieder entgegeneile."

Clara seufzte. „Wann kommen Sie aus Italien zurück?"

„Im nächsten Frühling."

„Und wird Sie nicht vielleicht der Sommer einmal in unsere Gegend führen? Wir besitzen zwei Güter, Passart und Stolzenhagen; das eine davon liegt nahe am Meere. Papa wird dort einen Thurm bauen lassen, von dem man den Blick auf's Meer hat, und in diesem wieder eine

Wohnung für mich einrichten. Das soll mein Altentheil werden. Ich hoffe dann immer einen Theil des Jahres auf Reisen zuzubringen und die übrige Zeit dort mit meinen Erinnerungen und meinen Freunden zu verleben. Wie würde ich mich freuen, Sie in meinem Thurme zu begrüßen!"

„Das klingt recht schön," erwiderte ich, „aber es ist ein müßiges Phantasiegebilde. Sie werden etwas ganz Anderes thun, als sich in Ihrem Thurme auf's Altentheil setzen."

„Warum sollte ich nicht?"

„Weil Sie heirathen werden und Ihr Mann sich bedanken wird, mit Ihnen in einem Thurme zu hausen."

„Heirathen? — das werde ich nie. Ich werde Papa bis zu seinem Tode pflegen und dann eine alte Jungfer werden, hoffentlich eine liebenswürdige. Sie sollen mir dazu helfen."

„Ich soll Ihnen helfen eine alte Jungfer zu werden? — Nun, ich gestehe, die Zumuthung ist stark. Machen Sie sich eher auf das Gegentheil gefaßt."

„Sie glauben ich scherze," sagte Clara mit bewegter Stimme. „Es ist mein tiefster Ernst. „Kennten Sie mein Schicksal, Sie würden meinen Entschluß nur billigen."

In diesem Augenblicke schlug ein Zweig ihr heftig in's Gesicht; sie hielt das Pferd an. Rasch war ich an ihrer Seite. Sie wischte mit der Hand über die Stirn und rief lachend: „Es ist Nichts!" Dennoch mußte der Schmerz wohl heftig gewesen sein, denn zwei Thränen liefen über die Wangen hinab.

„Und darf ich nicht wissen, was die Welt an Ihnen verbrochen hat, daß der Becher zu Grabe gehen soll, der keinen Durstigen getränkt hat?"

„Vielleicht erzähle ich's Ihnen in meinem Thurme. Aber was wird die Excellenz sagen, daß wir so unangemessen zurückbleiben?"

Mit diesen Worten gab sie dem Pferde einen Schlag, und bald waren wir zu meinem großen Bedauern wieder bei den Andern.

Ich war frappirt. Sollte dies ein Wink für mich sein, dem Lichte nicht zu nahe zu flattern? Es mußte wohl. Sie hatte Recht, und doch ärgerte es mich.

Wir gelangten auf eine reizende Waldwiese und lagerten uns dort. Ich fürchtete, der Referendar oder gar die Excellenz, welche einen äußerst scharfen Blick für Alles hatte, was nicht „passend" war, möchten über unser Tête-à-tête eine Redensart machen. Aber mit vollendeter Grazie schnitt

Clara dies dadurch ab, daß sie that, als wäre ich gar nicht in der Welt, und sich in zuvorkommendster Weise Allen widmete, nur nicht mir. Halb aus Trotz, halb aus dem Wunsche, an Selbstüberwindung und geselliger Form nicht hinter ihr zurückzustehen, folgte ich ihrem Beispiele, und bald waren auf der Waldwiese die schönsten Spiele im Gange und die Gesellschaft in heiterster Laune. Wir streiften alle Fesseln ab und tollten wie die Kinder. Selbst die Excellenz spielte mit, und die Lust erhöhte sich noch, als ihre beiden betreßten Diener erschienen und ein lucullisches Souper champêtre unter einer alten Buche auf weißen Servietten ausbreiteten. Der Frohsinn stieg so hoch, daß wir begannen gemeinschaftlich zu singen; es klang wundervoll durch die abendliche Waldesstille.

„Ich höre, Sie besitzen eine schöne Stimme, Fräulein v. D.,“ sprach die Gräfin; „lassen Sie dieselbe doch einmal allein hören.“

Clara warf mir einen fragenden Blick zu. Ich erwiderte mit einem unmerklichen Kopfschütteln. Sie singen zu hören, das wollte ich wenigstens vor den Andern voraus haben.

Ohne Zaudern erwiderte sie: „Entschuldigen Sie mich für heute, Frau Gräfin; ich muß heute Abend

zu Hause noch singen, und habe dringende Ursache, meine Stimme zu Rathe zu halten. Und wenn ich bitten darf, lassen Sie uns bald aufbrechen; ich möchte Papa nicht gern zu lange allein lassen."

Hätte sie nicht dies Alles mit völlig einfacher Natürlichkeit gethan, ich würde es für berechnendste Koketterie gehalten haben. So aber war ich glückselig, daß sie mir diese Herrschaft über sich einräumte. Darum begnügte ich mich damit, ihr die Worte zuzuflüstern: „Haben Sie Dank! — ich werde nicht fehlen" — und auf dem Rückwege meinen alten Bekanntinnen, den beiden Comtessen, die Cour zu machen, während Clara sich der alten Excellenz anschloß und der Referendar zwei junge Frauen aus Mecklenburg mit so glänzenden Schilderungen seines vorjährigen Pariser Aufenthalts unterhielt, daß diese sich nicht nur entschlossen, wegen seidener Kleider sofort dorthin zu schreiben, sondern auch um jeden Preis von ihren zu Hause gebliebenen Gatten eine Pariser Wintersaison zu ertrotzen.

Höchst befriedigt stiegen wir von den Pferden; die Damen und der Referendar viel zu ermüdet, um sich nicht sofort zurückzuziehen; ich, um nach kurzem Umwege mich zur Musik einzustellen. Pünktlich um halb neun begann diese, und wohl

bemerkte ich, daß meine gestern ausgesprochenen Ansichten von entscheidendem Einflusse auf das Programm waren. Die neuen Sachen gingen zum Theil mangelhaft; sie waren also mir zu Gefallen eingeübt und noch nicht fertig. Das befriedigte mich mehr, als die vollendetste Leistung es gekonnt hätte. Wiederum wurde mir zum Abschiede eine Nelke herabgeworfen; diesmal war es eine dunkelrothe.

Fast war es mir lieb, daß am Morgen des verhängnißvollen Freitages Clara mit ihrem Vater nicht auf der Promenade erschien. Ich wußte nicht, welchen Ton ihr gegenüber anschlagen. Sehr unzweideutig hatte sie mir entschiedene Schranken gezogen. Sollte ich diese respectiren oder sie zu durchbrechen suchen? Das Eine fühlte ich klar: resignirte ich mich zum Ersteren, so war es weise, mich ihr überhaupt nicht weiter zu nähern.

Es ist ein Unding, da wo Liebe möglich ist, sich freiwillig durch Vertrag auf die Freundschaft zu beschränken. Man quält sich eine Zeit lang nutzlos hin und bricht doch zuletzt den Pact.

Daß meinen Wünschen das Durchbrechen jener Schranken viel näher lag, darüber mich zu täuschen gab ich auf, als die Geheimräthin, welche ich höf-

licherweise bis zu ihrer Wohnung begleitet hatte, sagte: „Ich ersuche Sie, heute Abend mein Gast zu sein, und zwar im Conversationshause. Auch Fräulein v. D. wird kommen und Noten mitbringen. Holen Sie uns, bitte, um acht Uhr hierzu ab."

„Sehr gern, gnädige Frau. Aber sind Sie denn nicht von der Fürstin zu der heutigen Nachmittags-fête eingeladen?"

„Ihre Durchlaucht hat nicht die Güte gehabt, mich und Marie dazu zu befehlen," antwortete sie sehr spitz. „Um so mehr müssen Sie uns dann heute Abend davon erzählen."

Diese Aussicht war nun freilich nicht tröstlich. Indeß, ich sollte den Abend mit Clara verleben; also mußte ich diese Sorte der Unterhaltung schon in Kauf nehmen.

Im Laufe des Vormittags machte ich noch einen kurzen Besuch im fürstlichen Schloß auf Nr. 14, nahm von der Hofdame den Befehl Ihrer Durchlaucht entgegen, die eingeladenen Herren hätten in Anbetracht der Badefreiheit nicht in weißen, sondern in schwarzen Cravaten zu erscheinen, und hatte mit dem Referendar einen ziemlich heftigen Kampf, weil er darauf bestand, unter dem Vorwande des Unwohlseins sich von der Fête zu eclipsiren. Nachdem ich mich überzeugt, daß Clara

nicht mit dem Vater unter dem Kastanienbaume saß, brachte ich den Morgen mit Schreiben und den Vorbereitungen für die Reise hin, für den Fall, daß diese, wie beabsichtigt, wirklich am Sonntage stattfinden sollte. Bis dahin mußte sich freilich noch viel entscheiden.

Dann versuchte ich zu lesen. Aber es wollte nicht gehen. Eine fieberhafte Unruhe ergriff mich. Ich lief hinaus auf den Königsberg und streckte mich dort im Schatten eines Baumes nieder. Was war es denn, das mich so bewegte? Ich zwang mich, mir selbst Beichte abzulegen, und zwar mit schonungsloser Aufrichtigkeit.

Liebte ich Clara? — Und weshalb?

War sie schön? — Ja und Nein. Der Kopf war edel geschnitten, aber entschieden zu scharf, um Jedem zu gefallen. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt und die Frische der ersten Jugend fehlte ihr bereits; mir schien, als sei sie durch Schmerz gealtert. Die schöne, von weichem dunkelbraunen Haar eingefaßte Stirn war frei und offen; und doch lag in den nahe zusammentretenden Augenbrauen oft etwas Finsteres. Ich hatte sie nie lachen gesehen; aber ihr Lächeln war ruhig und anmuthig. Die verschiedene Farbe der Augen war ein entschiedener Schönheitsfehler, und doch zog

mich das Pikante, was darin lag, unwiderstehlich an. Die Gestalt war von schönem Ebenmaß; an ruhiger Haltung in den Bewegungen und an einfacher Eleganz der Kleidung übertraf sie, wie mir schien, jede andere junge Dame meiner Bekanntschaft. Daß ihre Bildung eine vorzügliche war, hatte ich rasch erkannt; ihr vortreffliches Herz zeigte sich in der rührenden Sorgfalt für den kranken Vater. Wenn er zwei Güter besaß und ihr einen Thurm am Strande erbauen lassen konnte, so mußten die äußeren Mittel jedenfalls nicht unbedeutend sein. Vor Allem aber herrschte zwischen ihr und mir eine Uebereinstimmung der Ansichten, und namentlich des Geschmackes, welche mich stets von Neuem überraschte, und welche sich sogar in der Ausdrucksweise kund gab.

Was hielt mich denn nun ab, mein Glück bei ihr zu versuchen? Bescheidenheit war es nicht, obschon diese leider mein Erbtheil ist. Ich konnte nicht zweifeln, daß Clara ein warmes Gefühl für mich empfand. Ihr klare Natur war meines Erachtens jeder Koketterie unfähig. Das nächtliche Singen und die rothe Nelke konnte ich mit Recht für Etwas mehr deuten, als die mir angetragene Freundschaft. Mit dreißig Jahren ist ein Officier von Bildung und gutem Aeußeren ziemlich des

Sieges sicher, wenn er muthig und ernstlich attakirt. Aber eben der Muth fehlte mir. Fürchtete ich eine Abweisung? Nein! So seltsam es klingt, ich fürchtete den Sieg. Denn hinter ihm stand etwas Unheimliches. „Kennten Sie mein Schicksal, Sie würden meinen Entschluß nur billigen" — hatte Clara gesagt. Und wenn sie sich mir hingab, dann mußte ich dies Schicksal mit in Kauf nehmen.

Es konnte in ihrem Leben nichts Niedriges oder Unedles sein; und doch, mir schien es als stände ich vor dem verschleierten Bilde zu Sais.

Ich sprang auf. Ich mußte mir Ruhe und Fassung um jeden Preis schaffen — o, hätte ich mein Pferd da gehabt, sie erreiten zu können! So lief ich denn, ohne recht zu wissen wohin, in den Wald. Bald fand ich mich auf der Waldwiese, wo wir gestern gerastet hatten. Gestern hatte ich als routinirter Weltmann hier Damen amüsirt — was war denn heute so anders? Ich setzte mich unter die Buche. Es war mir widerwärtig, daß nicht weit von da ein Bogen Papier lag, welcher deutliche Spuren trug, daß er beim gestrigen Souper ein gebratenes Huhn umschlossen hatte. Mit dem Stocke schleuderte ich ihn fort. Da lag unter ihm ein hellgrüner Handschuh. Hastig nahm ich

ihn auf, und das bekannte feine Parfüm beseitigte den letzten Zweifel, wem er gehörte. Ich will nicht leugnen, daß ich den Handschuh an meine Lippen preßte. Jetzt schien mir plötzlich Alles entschieden und klar.

An welchen Kleinigkeiten hängt doch oft das Schicksal eines Menschen! Hatte ich bis jetzt geschwankt — nun wollte ich dem verschleierten Bilde fest in's Auge sehen, und ich zweifelte nicht mehr, das dräuende Gespenst würde in Nichts zerrinnen.

Ich war jetzt ruhig. Es hatte gar keine Eile. Nichts trieb mich von dem Badeorte fort; was ich zu thun hatte lag klar vor mir und war das Einfachste von der Welt.

Es bemächtigte sich meiner sogar eine Art von Heiterkeit, als mir plötzlich einfiel, ich sollte heute Nachmittag um fünf Uhr in der Fête Ihrer Durchlaucht den liebenswürdigen Tonangeber spielen; ich sollte mit solchen Empfindungen im Herzen anderen Damen Conversation machen, während mein ganzes Sein mich zu Clara zog, die mit richtigem Sinne sich geweigert hatte, den Vater zwei Nachmittage nach einander zu verlassen. Wie jämmerlich erschien mir Jenes im Vergleich zu dem was mein Innerstes bewegte — aber eben deshalb auch wie leicht!

Wenige Minuten vor Fünf betrat ich im schwarzen Frack, mit paille Handschuhen und mit Lackstiefeln versehen, die Anlagen. Unter dem größten der schönen alten Bäume gewahrte ich eine gedeckte Tafel. Auf diese schritt ich los. Und richtig, als ich mich ihr näherte trat mir ein älterer Herr entgegen, gleichfalls im schwarzen Frack, mit Ordensband, und grüßte mich höflich. Ich erschrak Anfangs, denn er trug eine weiße Cravate. Doch hatte er Gott Lob! eine große rothe Nase, und mein Zagen schwand gänzlich, als er sich mir als den Stallmeister Ihrer Durchlaucht zu erkennen gab, welcher beordert sei den heute eingeladenen Herren die Honneurs zu machen. Er war weit mehr jovial als förmlich und gefiel mir bald ganz ausnehmend. Ich übernahm es nun die Bekanntschaft zwischen ihm und den allmälig anlangenden Curgästen zu vermitteln, und ich muß sagen, der Stallmeister zog sich brillant aus der Affaire die Gesellschaft zu empfangen und zu classificiren — freilich würde ein Nichtwissender darauf geschworen haben, die Gäste versammelten sich zu einem Zweckessen und der Hôtelbesitzer theile die Plätze ein. Wir erfuhren, die mit schönem Sèvre-Service und Blumenaufsätzen geschmückte runde Tafel, an welcher Stühle standen, sei für die Fürstlichkeiten und

die Damen hohen Ranges bestimmt; die nahe dabei in einer Reihe aufgestellten fünf Gartenbänke für die übrigen Damen, und der abseit befindliche kleinere Tisch für die Herren. Der Stallmeister, ein ziemlich wohlbeleibter Mann, wischte sich manchen Schweißtropfen von der Stirn ehe Jeder seinen Platz wußte. Endlich sagte er einem der zum Abhalten des profanum vulgus bestimmten Parkwärter Etwas in's Ohr; dieser entfernte sich eilig, und nach fünf Minuten rollten zwei Equipagen heran, die eine mit vier, die andere mit zwei Pferden bespannt, und hielten in geringer Entfernung, während wir ehrfurchtsvoll aufstanden. Plötzlich ertönte von der ganz nahe postirten Badecapelle mit schmetternder Blechmusik die fürstlich Waldeck'sche Nationalhymne: Heil Dir im Siegerkranz. Der Stallmeister stürzte zum vordersten Wagen, dessen Schlag ein Lakai geöffnet hatte, und mit seiner Hülfe entstieg demselben Emma von Gottes Gnaden, regierende Fürstin von Pyrmont und Arolsen, eine hochgewachsene imposante, obschon nicht mehr jugendliche Frau, und schritt mit edlem Anstande auf uns zu. Neben ihr ging ihre Tochter, die Erbprinzessin von Bückeburg, klein und von zartem Körperbau.

Wir verneigten uns voll Devotion. Die Fürstin

näherte sich der vornehmsten Dame der Gesellschaft, einer alten stocktauben Excellenz aus Oesterreich; plötzlich stockte sie und warf einen hülfesuchenden Blick nach der Hofdame, welche in Begleitung der Bückeburger Collegin soeben dem zweiten Wagen entstiegen war, und nun eilig herzulief. Offenbar hatte sie den Namen der Excellenz vergessen. Die Hofdame sagte ihr Etwas in's Ohr; aber dem Gesichte der gleichfalls sehr schwerhörigen Fürstin sah man deutlich an, daß sie durchaus nicht verstanden hatte. Dennoch trat sie in würdevoller Haltung auf die taube Excellenz zu und redete sie an. Aber selbst für einem mit dem feinsten Gehör Begabten wäre es völlig unmöglich gewesen, bei dem Getöse der Waldeck'schen Nationalhymne auch nur ein Wort zu verstehen. Beide mühten sich denn auch in komischster Weise ganz vergeblich ab; endlich sprang der Stallmeister in heller Wuth über den Rasen zur Musik, und diese schnappten in der Mitte des zweiten Theiles ab. Die Fürstin beendigte nun ihr Gespräch mit der Excellenz und ließ sich dann die daneben stehende Dame vorstellen. Aber diese war noch nicht mit ihrem tiefen Knix fertig geworden, da ertönte Nr. 2 des heutigen Programms, die schmetternden Fanfaren des Wartburgfestes aus dem Tannhäuser. Wiederum stürzte

der Stallmeister voll Ingrimm zum Musikmeister, und mit vieler Mühe brachte dieser die Trompeten, eine nach der anderen, zum Schweigen. Die Scene war überwältigend komisch und wir durften nicht lachen! Doch ging nun die Ceremonie des Cercle-Machens ohne weiteres Hinderniß von Statten. Die Fürstin und die Erbprinzessin unterhielten sich mit großer Liebenswürdigkeit mit Jedem der Eingeladenen, und nachdem wohl eine halbe Stunde so verstrichen war nahmen die Herrschaften an der runden Tafel Platz, mit ihnen die Bevorzugten unter den Damen.

Weniger bequem wurde es den Damen zweiter Classe, meist dem jugendlichen Alter angehörig. Sie wurden auf die neben einander gesetzten Gartenbänke postirt, und bildeten eine lange Reihe, welche jede Conversation in Gruppen ausschloß. Erheben durften sie sich nicht, das wäre gegen die Etikette gewesen; so mußten die Aermsten denn wohl anderthalb Stunden in dieser Ordnung verharren, und sich begnügen Dasjenige zu vertilgen, was die Lakaien ihnen servirten. Sie warfen sehnsüchtige Blicke nach dem Tische der Herren, wo es lustig herging. Dort präsidirte der Stallmeister; er präsentirte vortreffliche Cigarren und wußte bald eine heitere und ungenirte Laune zu verbreiten.

Die meisten der hier Sitzenden waren Gutsbesitzer und ehemalige Officiere. So waren wir denn bald im vollen Fahrwasser mit dem nie versiegenden Stoff: Pferde und Sport; es wurden Geschichten erzählt, die Niemand zu glauben verpflichtet war, und an die Jagdgeschichten schlossen sich durch leichte Ideenassociation eine Menge andere schöne Geschichten an. Die Bowle, welche bald aufgesetzt wurde, war vortrefflich und das Ganze glich bald keinem Dinge weniger als einem gemischten Kaffee bei Emma von Gottes Gnaden, regierender Fürstin zu Pyrmont und Arolsen.

Es dunkelte bereits, da erhob sich die Fürstin. Die auf den fünf Gartenbänken sitzende Jugend ballte sich nun rasch zum Knäuel zusammen, um sich für das Schweigen der letzten Stunde zu entschädigen, und zerstreute sich dann rasch in den nächstgelegenen Promenadenwegen. Wir ergriffen die Hüte in der Erwartung, die Fürstin würde sich zurückziehen und uns unserem Schicksale überlassen. Aber es stand Anderes im Buche des Schicksals. Die Erbprinzessin trat auf mich zu und that mir kund, ich hätte sofort Gesellschaftsspiele zu arrangiren, und sie wünsche sich daran zu betheiligen. Da saß ich schön in der Patsche! Indeß, hier half kein Besinnen. Ich schickte sofort die beiden Hofdamen

aus, um die flüchtig gewordene Jugend wieder einzufangen, engagirte rasch einige der älteren Damen zum Mitspielen, und nach fünf Minuten waren wir im vollen Train das Schnupftuch uns zuzuwerfen und Pfänder einzucassiren. Bald waren zwei Dutzend Pfänder zusammen, und ich muß sagen, die Vorsehung hat mir sichtbarlich beigestanden; denn die albernste Idee, welche ich beim Auslösen vorbrachte, wurde mit Eifer aufgegriffen und erregte herzliches Lachen — so stark war die Reaction gegen die auf den Gartenbänken ausgestandene Langeweile. Rasch und animirt verstrich so noch ein Stündchen; dann sprach mir die Fürstin den allerunverdientesten Dank für den gelungenen Nachmittag aus, verabschiedete sich von der Gesellschaft mit einer Allen geltenden Verneigung, und trat unter den wieder ertönenden Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz“ den Rückzug nach den bereit stehenden Equipagen an, welche sie und ihr Gefolge rasch von dannen führten. Ich aber kam mir vor, als schmückte mich selbst ein Siegerkranz.

Wie erschräk ich indeß, als ich nach der Uhr sah! Längst war die Zeit verstrichen, wo ich die Geheimräthin zum Souper und zur Musik im Conversationshause abholen sollte. Mit Hintansetzung jeder Rücksicht und zum größten Erstaunen des Stall-

meisters, welcher eben eine neue Bowle hatte aufsetzen lassen, machte ich mich eiligst aus dem Staube, und war herzlich froh wenige Schritte vom Festplatze entfernt Frau v. M. und die Nichte zu treffen, welche aus der Entfernung unsere Lustbarkeit beobachtet hatten.

Die Geheimräthin war in bissiger Laune, daß sie nicht zu den Erwählten gehört hatte. So bekam ich denn die gehörigen Spitzen über die lange Ausdehnung des fürstlichen Kaffees, und zum Schluß die Redensart: „Fräulein v. D. wird auch schon seit einer Stunde gewartet haben, daß wir sie abholen.“ Ich schüttelte dies ab wie ein Pudel das Wasser; die Aussicht, den Abend mit Clara zuzubringen, erhob mich weit über solche Bagatellen. Schweigend schritten wir auf Clara's Wohnung zu. Vor der Thüre des Hauses wandelte diese im weißen Burnus auf und ab, eine Notenmappe in der Hand.

„Sie haben wohl schon recht lange gewartet, Fräulein v. D.?“ fragte die Geheimräthin mit einem unheilverkündenden Tone.

„Ja, gnädige Frau, fast eine Stunde.“

„Das thut mir sehr leid, aber es ist nicht meine Schuld; der Kaffee der Frau Fürstin nahm gar kein Ende. Ich komme auch nur, um Ihnen

zu sagen, daß es jetzt zu spät ist um noch Musik zu machen und zu soupiren, und daß ich Sie bitten will mir an einem anderen Tage dazu die Ehre Ihrer Gegenwart zu gönnen."

Clara sah mich groß und verwundert an. Sie las auf meinem Gesichte die Empörung über diese Ungezogenheit. Noch ehe ich aber meiner Entrüstung Worte leihen konnte, sprach sie völlig ruhig und freundlich:

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau; es wird meinem Papa auch lieber sein wenn ich ihn heute Abend nicht verlasse. Sie sollen nicht um mein Singen betrogen werden," fügte sie hinzu, indem sie mir freundschaftlich die Hand reichte, und durch einen leisen Druck mir kund that, daß sie mich für unschuldig an dieser unerwarteten Wendung hielt.

„Sie begleiten uns doch wohl nach Hause?" sprach die Geheimräthin höchst erleichtert zu mir.

„Sie entschuldigen, gnädige Frau, ich bin wirklich etwas ermüdet — —"

„Sie ermüdet? — Das wird Ihnen Niemand glauben; und außerdem müssen Sie durchaus noch einmal die Zeichnung sehen, welche Marie für Sie in Arbeit hat; sie wünscht sie morgen zu vollenden."

Eben noch Triumphator, und eine Viertelstunde

darauf so schmählich besiegt! Und doch wagte ich nicht dem bestimmten Willen der Geheimräthin zu trotzen. Offenbar hatte sie das Geheimniß unserer Musikabende entdeckt, und das Ganze nur arrangirt, um diese zu stören. Ich mußte mit — ich mußte eine lange Conferenz in Betreff des Aquarells abhalten — ich mußte Thee bei ihr trinken, und ich mußte mit dem Pfeil im Busen lächelnd bis elf Uhr Conversation machen, um ihr wenigstens soviel als möglich die Freude des Triumphes meinerseits zu stören.

Das muß anders werden, sagte ich mir als ich bei Clara's nicht mehr erleuchteten Fenstern vorbei den Heimweg suchte, und zwar morgen!

Es war kein Wunder, daß ich am folgenden Morgen eine Viertelstunde früher auf der Promenade erschien, als unsere übrige Gesellschaft. Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, Clara würde dasselbe thun. Richtig, da kam sie, wieder in Maigrün von Kopf bis zu Fuß, und schritt direct auf mich zu, als wäre unser Zusammentreffen ein verabredetes. Sie war heute reizender denn je. Von freien Stücken streckte sie mit offener Miene gleich einem Verbündeten mir die Hand entgegen und sprach:

„Sie thaten mir herzlich leid gestern Abend, aber glauben Sie mir, ich selbst mir nicht weniger."

„Also zürnen Sie mir nicht und rechnen es mir nicht an, daß man Sie stehen ließ wie ein Schulmädchen?"

„Daß ich das nicht thue habe ich Ihnen schon gestern Abend bewiesen. Nun aber gewähren Sie mir auch eine Bitte, um mich für den verlorenen Abend zu entschädigen."

„Gern, wenn ich irgend kann."

„Ist es wahr, daß Sie schon morgen abreisen wollen?"

„Ich hatte die Absicht," erwiderte ich zögernd.

„Nun, so bleiben Sie mir zu Liebe noch einige Tage hier. Papa wird von heute Mittag an mit mir im Conversationshause speisen; dann singe ich Ihnen jeden Nachmittag dort so viel sie wollen, und die Geheimräthin soll mich wahrlich nicht daran hindern. Schweigen Sie jetzt und wenn wir am Ende der Allee sind, sagen Sie mir Ihre Antwort."

Nicht ohne heftige Bewegung brachte ich, als wir dort angekommen waren, die Worte heraus: „Ich muß morgen fort."

Sie blieb stehen, sah mich voll Erstaunen an und erwiderte: „Und weshalb?"

„Lassen Sie mich den Grund verschweigen.“

„Nein, ich muß ihn wissen, ich habe ein Recht dazu.“

„Gut! Sie wollen es! Es wäre auch Feigheit von mir, zu schweigen. Ich reise, weil ich Furcht vor Ihnen habe. Heute fühle ich noch die Kraft mich loszureißen, in drei Tagen werde ich sie nicht mehr haben.“

Clara schwieg. Wir wandelten mehr als die halbe Allee entlang, ohne daß ein Wort erklang. Endlich sprach ich: „Ich werde Ihnen also heute Lebewohl sagen und Sie um Erlaubniß bitten, Sie in Ihrem Thurme zu besuchen, sobald ich es ohne Gefahr können werde.“

Wiederum schwieg sie.

„Nur eine Bitte dürfen Sie mir zum Abschiede nicht abschlagen: schenken Sie mir ein kleines Andenken zur Erinnerung an die schönen Tage, welche ich hier mit Ihnen verleben durfte.“

„Schon wieder zusammen?“ ertönte die helle Stimme der Geheimräthin, welche aus einem Seitenwege plötzlich in die Allee und auf uns zutrat. „Na, na! was werden die Leute sagen! Sie sprechen gewiß wieder von Musik.“

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte Clara mit leise bebender Stimme, „diesmal von ganz etwas

Anderem. Herr v. U. will schon morgen abreisen, und da haben wir verabredet, heute Mittag noch einmal gemeinschaftlich im Conversationshause zu speisen, Papa wird auch kommen."

„So? abreisen?" rief die Geheimräthin sichtlich erleichtert. „Ach, das ist ja jammerschade. Nun, dann wollen wir heute Mittag noch einmal recht vergnügt zusammen sein. Marie wird Ihnen auch das Aquarell mitbringen."

Hatte die Frau keine Ahnung von dem, was in mir vorging, oder wußte sie es und wollte mich martern? Ich glaube das Letzte.

In diesem Augenblicke trat auch der Referendar an uns heran. Clara benutzte die dadurch entstehende Unordnung, um mir leise zu sagen:

„Seien Sie heute Mittag ein Uhr hier in der Allee." — Dann wandte sie sich andern Damen zu und setzte mit ihnen die Brunnenpromenade fort. Die Geheimräthin aber stellte sich als „weibliche Schildwache" vor meinem Herzen auf, und aus jedem ihrer Worte während des Auf- und Abwandelns klang es triumphirend: „Warte, den Mittag störe ich Dir!" —

Sehr bald entzog ich mich dieser Qual unter dem Vorwande des Einpackens. Ich unterzog mich diesem Geschäfte und den übrigen durch die Abreise

bedingten auch wirklich, obgleich ich selbst an die Abreise nicht glaubte.

Schlag ein Uhr betrat ich die Allee. Sie war völlig menschenleer, wie meist um diese Zeit; nur zwei Damen sah ich, halb durch Gebüsch verdeckt, auf einer Bank sitzen. Als sie meiner ansichtig wurden standen sie auf und kamen auf mich zu. Entsetzlich! es war die Geheimräthin und Fräulein Marie mit dem Aquarelle. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, in diesem Augenblicke auch nur die allergewöhnlichste Höflichkeit durch Heucheln einer geringen Freude über das Bild zu beobachten. Fast glaube ich es; denn die Damen waren äußerst vergnügt. Unter dem Vorwande Champagner kalt stellen zu lassen, eilte ich einen Augenblick in das Conversationshaus und belegte rasch Plätze mit Namenszetteln. Bald erschien auch der Oberst im Rollstuhl, von der Tochter sorgsam geleitet.

„Ich wurde vorhin verscheucht," sprach Clara als wir einen Augenblick abseit von den Andern standen; „es thut mir herzlich leid; aber ein kleines Andenken habe ich mitgebracht; zürnen Sie nicht, daß es so werthlos ist."

„So werfen Sie es rasch in meinen Hut."

„Man bewacht uns mit Argusaugen, es geht nicht — bei Tische wird sich Gelegenheit finden."

Bald ertönte die Glocke, welche zum Diner rief. Natürlich war ich Clara's Tischnachbar.

Ich wußte, mir stand nur wenig Zeit zu Gebote; es galt sie auszunutzen. Glücklicherweise bekümmerten sich die Andern wenig um uns. Der Oberst nahm die Geheimräthin völlig in Anspruch, der Referendar, welcher mich ohne irgend welche Explication verstand, die Nichte, und Alles ging vortrefflich.

Nie im Leben habe ich eine solche Tischconversation geführt. Scheinbar redete ich mit Clara von gleichgültigen Dingen, in Wirklichkeit aber hatte Alles eine Bedeutung. Wir sprachen uns darüber aus, wie frappirt wir Beide vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an über die Uebereinstimmung in Ansichten und Neigungen gewesen, die uns in dem großen Schwarme zueinander gezogen und aneinander gekettet. Rückhaltlos sagte ich ihr, was mir an ihr gefiel, und sie erwiderte meine Offenheit in gleicher Weise. Freilich gebrauchte ich dabei stets den Ausdruck: „Jene Dame", und sie umschrieb ähnlich meine Person; aber gerade, daß wir zu einander wie von dritten Personen sprachen, gab uns vollständige Unbefangenheit. Niemand ahnte, daß hinter dieser gleichgültigen und spielenden Form sich ein sehr leidenschaftlicher Inhalt verbarg.

Der ernste Ton, in welchem Clara sprach und der aufrichtige Ausdruck ihres schönen Auges schloß jeden Gedanken aus, daß sie mich nur aus Koketterie an sich zu fesseln suche. Mehr als einmal war ich im Begriff das Wort zu sprechen, welches uns trennen oder für immer vereinigen mußte — aber dräuend stand das verschleierte Bild zu Sais da. Und diesen Schleier zu heben, das wagte ich nicht zu beginnen in Gegenwart der Andern und ohne die Sicherheit dann ein Ende herbeizuführen, so oder so.

„Sie werden also den ganzen Winter in Italien zubringen?“ fragte Clara.

„Wenn ich überhaupt reise, so kann es vielleicht ein Jahr dauern; mein Herzog hat mir persönlich reichlichen Urlaub zugesichert.“

„Werden Sie nicht vergessen, sich in Neapel meiner zu erinnern?“

„Lassen Sie die Redensarten und sagen Sie, weshalb Sie danach fragen.“

„Man hat dort reizende Amulete aus Korallenzweigen; schicken Sie mir eins; ich verspreche Ihnen es zu tragen.“

„Wohin soll ich es senden?“

„Nach Berlin, Hôtel de France; dort werden wir den Winter hindurch wohnen.“

„Und werden Sie mir antworten ob Sie es empfangen haben?“

„Gewiß. Und dann habe ich noch einen Wunsch, der mir sehr am Herzen liegt; nur fürchte ich, er ist unbescheiden.“

„So eben haben Sie mich als einen Ihrem Herzen nahe stehenden Freund behandelt, Clara, und nun sprechen Sie von unbescheiden. Was soll ich davon denken?“

„Verzeihen Sie! es war so eine Redensart, deren ich mich schäme; im Gegentheil, ich will Ihnen mit dieser Bitte einen großen Beweis meines Vertrauens geben; aber das Ganze muß ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben.“

„Sprechen Sie, Clara.“

„Werden Sie auf der Rückreise Venedig berühren?“

„Da Sie es wünschen, natürlich.“

„So fahren Sie nach der kleinen Insel San Michele, nahe bei Murano, und fragen Sie bei dem Custode des dort befindlichen Kirchhofes nach dem Grabe des Baron von P. Ueberzeugen Sie sich ob das Grab gut gehalten und mit einer Inschrift versehen ist, und pflücken Sie für mich eine Blume darauf.“

„Sehr gern, — aber lassen Sie mich wissen, wer Baron von P. war."

„Es war ein junger österreichischer Officier von Windischgrätz-Chevauxlegers, der bei Novara schwer verwundet wurde, und den wir in Venedig kannten. Er hoffte dort Linderung seiner Leiden zu finden, und wohnte zugleich mit uns im Palazzo Giustiniani. Seine Hauptfreude war dabei zu sitzen, wenn Schiavoni mein Portrait malte."

Palazzo Giustiniani — Schiavoni — wie ein Nebel zerriß es vor meinen Augen. Es war allerdings Clara's Bild, von Schiavoni gemalt, was mich auf der Ausstellung dieses Sommers durch vortreffliche Behandlung so sehr erfreut hatte, — im Hintergrunde der Dogenpalast, — und darum war sie stets in meiner Erinnerung aufgetaucht im Zusammenhang mit Venedig.

Ich theilte ihr dies mit. Sie wußte Nichts davon und war höchlich entrüstet über Schiavoni. Ich stellte ihr vor, das sei allgemeiner Brauch bei den Malern, und namentlich habe Schiavoni ganz specielle Beziehungen zu meiner Stadt, wo sich eine Anzahl seiner besten Bilder befinde. Auch hätte ich mich sicher mit deshalb vom ersten Augenblicke zu ihr hingezogen gefühlt, weil sie mir als eine alte Bekannte erschienen sei; der Maler habe somit

weit eher ein Anrecht auf unsere Dankbarkeit als auf ihren Zorn.

„Sie haben Recht," sprach sie lachend; „und da ich Niemand verwehren kann mich selbst anzusehen, warum soll man nicht mein Bild ansehen? Sie sagen ja selbst, daß ich nicht häßlich bin. Der arme Baron P. hatte eine so große Freude an dem Bilde — es war seine letzte Freude im Leben."

Clara sprach dies mit sehr bewegter Stimme. Kein Zweifel — hier stand ich vor dem verschleierten Bilde.

Eben entkorkte auf Befehl des Referendars der Oberkellner den Champagner — wir waren dabei von Grab und Tod zu sprechen, und nun mußte ich mit heitern Worten die freundlichen Reden der Andern und die guten Wünsche für meine Reise erwidern. Es war recht gut, denn es gab mir Zeit mich zu fassen.

„Clara," sprach ich, nachdem wir uns wieder gesetzt hatten, „ich will wissen was Baron P. war, nicht den Uebrigen, sondern Ihnen."

„Ein sehr lieber Freund und ein vortrefflicher Mensch. In den letzten Wochen, die wir in Venedig zubrachten, schwand für ihn jede Hoffnung; er wußte, daß seine Tage gezählt waren, und auf sein Verlangen mußte ich ihm täglich singen: «Ob

sie wohl kommen wird». Ich habe ihm fest versprochen an sein Grab zu kommen, und da ich jetzt nicht kann, so schicke ich Sie statt meiner. Glauben Sie mir, es ist ein ehrenvoller Auftrag."

„Ich zweifle nicht daran, Clara, — aber bedenken Sie was in dem Auftrage liegt. Muß ich uach dem, was Sie andeuten, nicht glauben daß in jenem Grabe auch Ihr Herz liegt? Und wenn das der Fall ist, was muthen Sie mir zu!"

Clara schwieg.

„Soll ich nun noch statt Ihrer an jenes Grab gehen?"

Groß und klar hob Clara die Augen zu mir empor und sprach: „Ja!"

Wer half mir aus diesem Labyrinthe! Immer heftiger drängte es mich, den Schleier zu heben, und nur dichter zog er sich zu.

„Ich habe Ihnen Etwas für die Reise mitgebracht," rief mir jetzt die Geheimräthin zu, und ließ mir durch den Oberkellner auf einem Teller eine riesige goldpapierne Tüte mit Bonbons überreichen. „Denken Sie bei dem süßen Inhalte an die süßen Stunden, welche Sie hier genossen."

Mit verbindlichen Worten dankte ich; ich mußte wohl etwas sehr Kluges oder sehr Dummes vorgebracht haben, denn Alle lachten.

„Reichen Sie mir die Tüte," rief Clara leise, — „rasch!"

Ich that es; sie nahm ein Bonbon und warf, wie auswählend, ein anderes, in rosa Papier eingewickeltes, hinein. „Es ist nur eine Kleinigkeit," sprach sie, indem sie mir die Tüte zurückgab; „der Sinn, in welchem ich es Ihnen gebe, muß es Ihnen werth machen."

Die Unterhaltung wurde geräuschvoll; Alle sprachen mit mir, und nur mit Mühe gelang es mir dem Oberkellner einen Wink zu geben, mich unter einem Vorwande hinaus zu rufen. Mit nicht geringem Herzklopfen öffnete ich draußen in der Allee die goldene Tüte. Das rosa Papier umschloß ein kleines Medaillon in Herzform mit der Aufschrift: «Souvenir de Claire»; in ihm befand sich eine Locke ihres dunklen Haares.

Ich mußte mich sammeln. Das hatte ich nicht erwartet. Konnte dies ein Symbol der Freundschaft sein? Nach Allem, was vorhergegangen war, nicht. Und doch war Clara's Wesen mir gegenüber immer von solcher Ruhe und ernster Zurückhaltung gewesen, nie kalt, aber stets so entfernt von Leidenschaftlichkeit, daß ich mir sagen mußte, es wäre vermessen selbst dies als ein Zeichen von Liebe zu deuten. Ungestümer als je verlangte es mich nach

einer Lösung. Und doch mußte ich mindestens äußere Fassung erkämpfen, ehe ich den Saal wieder betrat.

Als ich zur Gesellschaft zurückkehrte befand sie sich, um den Kaffee zu nehmen, im Musiksalon. Es wurde mir schwer mich Clara zu nähern; ich hatte jetzt die Verpflichtung, mich Allen zu widmen. So konnte ich ihr denn nur die Worte zuflüstern: „Tausend Dank!“ — und ihr durch eine Bewegung der Hand andeuten, daß ich die Gabe auf meiner Brust tragen werde. Ihr Auge leuchtete voll Freude dabei auf; dann wendete sie sich lächelnd zu einem alten Herrn, welcher Etwas über die Verhältnisse einer Familie in Hinterpommern von ihr wissen wollte.

Wohl eine Stunde verging; die Gesellschaft begann sich zu lichten — was hatte ich erreicht — was lag noch vor mir? Meine Abreise war proclamirt — durfte ich gehen ohne eine Entscheidung?

Es war wirklich eine Eingebung des Himmels, daß der Referendar jetzt fast mit Gewalt Clara an den Flügel zog und sie bat zu singen. Ich begriff ihre Empfindung vollkommen. Sie hatte so oft Abends unter dem Schleier des Geheimnisses mir ihre schönsten Lieder gesungen, und sollte es

nun hier am lichten Tage unter gleichgültigen, ja lästigen Menschen.

„Wollen Sie hören?" fragte sie mich leise.

„Ja; es ist vielleicht das letzte Mal."

„So holen Sie dort vom Stuhle mein Schubert-Album und kommen Sie zu mir an's Clavier, mir umzublättern.

Ich brachte das Heft und setzte mich neben sie.

„Was soll ich singen? Ich möchte daß es nur ein Lied wäre."

„Sie haben jenem Todten in Venedig ein Lied voll Bedeutung gesungen. Was Sie mir singen wollen, sei lediglich Ihnen selbst anheimgestellt."

Clara öffnete das Notenbuch; sie schlug jedoch kein Lied auf, sondern begann ein willkürliches Vorspiel. Dies hatte die gewünschte Wirkung; sofort erhob sich unter den Uebrigen eine lebhafte Conversation. Namentlich war es der Referendar, der so sehr auf's Singen erpicht gewesen war, welcher jetzt den meisten Lärm machte. Wie dankte ich ihm im Innern dafür!

Als nun Alles im besten Zuge war, ging Clara mit leichter Wendung in eine andere Tonart über und begann das alte, jetzt fast der Vergessenheit anheimgefallene Lied:

Ich möchte Dir so gerne sagen,
Wie lieb Du mir im Herzen bist;
Nun aber weiß ich Nichts zu sagen,
Als daß es ganz unmöglich ist.

Ohne mich anzusehen sang sie auch den zweiten Vers; beim dritten aber zitterte ihre Stimme so heftig, daß sie ihn nicht vollenden konnte. Rasch schloß sie mit einigen Accorden das Lied. Glücklicherweise hatte Niemand es beachtet. Sie erhob sich um sich zu entfernen. Aber ich ergriff ihre Hand und zwang sie stehen zu bleiben. Das aufgeschlagene Notenheft verdeckte mich der übrigen Gesellschaft, als ich mich auf die Claviatur neigte und einen Kuß auf ihre Hand drückte. Wohl eine Minute lang ließ sie mir die Hand, ohne den Küssen zu wehren; dann erwiderte sie meinen Ungestüm durch einen raschen aber leidenschaftlichen Händedruck.

„Clara," rief ich, „zwischen uns muß es klar werden, und zwar heute noch."

„Ja, das muß es," erwiderte sie fast athemlos, — ich trage es auch nicht länger!"

„Kommen Sie um sieben Uhr zur Dunsthöhle, Clara; ich erwarte Sie dort."

„Ich komme!" rief sie nach kurzem Besinnen, entzog mir die Hand, schlug das Notenbuch zu

und ging in gefaßter Haltung auf den Oberst zu, mit dem sie wenige Minuten darauf das Zimmer verließ, nachdem sie sich in herzlichen Worten von Allen verabschiedet.

Weit umher im Walde war ich gelaufen, als ich gegen sieben Uhr mich der Dunsthöhle näherte. Die Sonne begann sich hinter den hohen Baumwipfeln zu senken und die Gegend mit goldigem Abendschein zu färben. Ich ließ mich auf einer Bank nieder, in der Hoffnung dadurch jeden Unberufenen am leichtesten zu verscheuchen. Gewaltsam kämpfte ich die Ungeduld nieder; ich wußte Clara würde kommen. Aber Alles blieb still. Plötzlich blitzte etwas Grünes durch den Wald. Ich eilte darauf zu — es war eine harmlose Bonne, die zwei Kinder spazieren führte. Meine Aufregung stieg. Konnte sie nicht kommen oder wollte sie nicht? Aber sie hattte ja selbst gesagt: es muß klar zwischen uns werden — ich trage es nicht länger! — Von dem Thurme der entfernten Kirche schlug es dreiviertel Acht — die Dämmerung begann. Um so besser — dann konnten wir unbemerkt und ohne Furcht vor Ueberraschung uns unterhalten.

Aber dort kommt sie!

Nein — ein völlig unbekanntes Gesicht tritt mir entgegen und fragt: „Sind Sie Herr Lieutenant von U.?"

„Ja wohl," erwiderte ich, fast außer mir vor Erwartung und Schreck.

„Dann habe ich Ihnen diesen Brief zu übergeben."

Ich riß ihr den Brief aus der Hand.

„Darf ich Sie bitten mir eine Ihrer Visitenkarten mitzugeben, zum Beweise, daß ich den Brief abgeliefert habe?"

In Eile gab ich ihr die Karte und eilte an die hellste Stelle des Ortes, um ihn zu öffnen. Nicht ohne Mühe entzifferte ich ihn beim allmäligen Einbruch der Nacht.

«Mein theurer Freund!

Ich komme nicht, weil ich nicht die Kraft fühle ruhig zu bleiben. Was ich Ihnen zu sagen habe und mehr noch, was Sie mir darauf erwidern wollen, muß in Ruhe und ohne die Aufregung des persönlichen Beisammenseins geschehen. Wenn Sie geendet haben, werden Sie mir danken daß ich schrieb, nicht kam.

Es ist ein demüthigendes Bekenntniß, welches ich Ihnen abzulegen habe, und doch bin ich mich

keiner Schuld bewußt. Nie habe ich etwas Unedles empfunden oder gethan, und doch stehe ich vor Ihnen wie eine Verbrecherin.

Hören Sie Alles; dann richten Sie gerecht, und wenn Sie es über sich gewinnen können, auch milde.

Sie wissen, daß wir den vorigen Winter in Venedig verlebt haben, wohin die Aerzte meinen kranken Vater geschickt hatten. Auch sagte ich Ihnen heute, daß wir dort mit Baron P. zusammen wohnten, welcher bald nach unserem Fortgange starb. Ich glaube, daß der unglückliche junge Mann eine tiefe Neigung für mich hatte, und daß der Kummer den Rest seiner Lebenskraft aufgezehrt hat. Leider konnte ich seine Zuneigung nicht erwidern — denn ich liebte einen Andern.

Ich habe nur eine Stunde Zeit, Ihnen diesen Brief zu schreiben; wozu soll ich auch Alles das wiederholen was mir damals so süß war und jetzt so bitter ist. In einer Soirée beim Erzherzog Albrecht, welche ich mit einer gleichfalls in Venedig wohnenden Tante besuchte, lernte ich den Grafen K. kennen. Er war aus den russischen Ostseeprovinzen gebürtig und Flügeladjutant des Kaisers. Der Ruf meines Vaters als militärischer Schriftsteller hatte ihn angezogen, und gern fand er auf

seine Bitte Zutritt in unserm Hause. Ich habe in der großen Welt gelebt; aber ich muß sagen, eine in jeder Beziehung so vollendete Persönlichkeit war mir noch nicht entgegengetreten. Mit männlicher Schönheit verband er die vornehmsten Manieren, einen überlegenen Geist, das reichste Wissen und die Bildung, welche vielfaches Reisen in fast allen Ländern und die Bekanntschaft mit all dem Schönen giebt, was sie enthalten. Vor Allem aber frappirte mich das Männliche seines Charakters. Jede Sache nannte er ohne Scheu beim rechten Namen, jedem Vorurtheile trat er furchtlos und entschieden entgegen. Es war ein Mann im ganzen Sinne des Wortes und damit harmonirte vollkommen, daß seine dunklen Haare an den Schläfen bereits sichtbar zu ergrauen anfingen und daß er die Jugend entschieden hinter sich hatte. Ich hätte in Wahrheit keinen Mangel an ihm zu bezeichnen gewußt, außer daß er eine mir unerklärliche Abneigung gegen Musik hegte. Bald war der Graf unser täglicher Hausgenosse. Mit dem Papa spielte er Schach oder Kriegsspiel. Der Tante und mir machte er den Cicerone von Venedig, und durch seine vortreffliche Kenntniß des Ortes und der Sprache war er uns bald unentbehrlich. Häufig besuchten wir unter seinem Schutze Abends das

Teatro Fenice oder trafen in irgend einer deutschen Gesellschaft zusammen, wo der Graf wegen seines Ranges und seiner geselligen Talente ein gern gesehenes Mitglied war. Mich erfüllte es mit Stolz, von ihm bevorzugt zu werden. Doch empfand ich stets eine gewisse Scheu vor ihm, bei dem Gedanken, wie sehr er auch mir in jeder Hinsicht überlegen war. Auf der anderen Seite gab die große Kluft, welche uns in vieler Beziehung trennte, mir eine vollständige Unbefangenheit im Verkehr; der Gedanke, es könnte je ein anderes Verhältniß zwischen uns eintreten, lag viel zu fern um irgendwelche Schranken aufzurichten.

Fast fünf Monate hatten wir auf diese Weise in Venedig zugebracht. Der März war herangekommen, es wurde Frühling. Da proponirte der Baron P. eines Tages eine Fahrt nach San Lazaro zu den Armeniern. Papa fühlte sich sehr wohl und begleitete uns. In dem schönen Klostergarten blühten bereits die Rosen. Papa sonnte sich in eifriger Unterhaltung mit einem der gelehrten Mönche; der Baron P. wanderte mit der Tante, ich mit dem Grafen.

Plötzlich stand er still und sprach:

„Fräulein Clara, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß ich Sie auf dieser Frühlingsfahrt habe beglei-

ten dürfen. Es wird eine angenehme Erinnerung mehr sein, die ich in die Heimath trage; ich denke in etwa acht Tagen dahin abzureisen."

Ein jäher Schmerz durchzuckte mich; ich fühlte, daß mir Alles Blut zum Herzen drang und meine Augen sich mit Thränen füllten. Nur mit Mühe brachte ich die Worte heraus:

„Und warum so bald?"

„Dienst- und Familienverhältnisse sehr ernster Art rufen mich dorthin zurück. Sie glauben nicht, wie leid es auch mir thut, von Venedig scheiden zu müssen, wo ich, Dank Ihnen, eine Reihe glücklicher Tage verlebt habe. Dieser Winter ist ein Sonnenblick in meiner Existenz, welche viele Jahre hindurch entsetzlich traurig war."

„Aber Herr Graf, ein Mann wie Sie, von hoher Stellung, von großem Vermögen, und in der Blüthe der Jahre, was kann Sie unglücklich machen?"

„Sie sehen, Fräulein Clara, wie der Schein trügt; und wenn ich Ihnen oft zerstreut, theilnahmlos, ja unhöflich erschienen bin, so entschuldigen Sie das damit, daß ich in Wahrheit ein sehr unglücklicher Mann bin. Vielleicht erzähle ich Ihnen einst mein Schicksal."

Er wendete sich bei diesen Worten ab um seine Bewegung zu verbergen.

„Thun Sie das," rief ich lebhaft, indem ich seine Hand ergriff; „gewiß wird Niemand Sie besser verstehen als ich."

„Ich zweifle nicht daran, und es wird mir eine Wohlthat sein, wenn Sie mich anhören wollen; aber nicht jetzt; ich kann es nur, wenn wir allein und ungestört sind. Das wird sich fügen noch ehe ich Venedig verlasse. Schweigen wir jetzt davon — die Tante nähert sich."

Mühsam kämpfte ich die Aufregung nieder, während die Barke uns weiter über die Lagune trug. Der Baron P. saß neben mir. Was er mir sagte weiß ich nicht mehr; ich hörte Nichts von dem was er sprach. Er will fort! — dieser Gedanke lähmte all mein Denken und Empfinden. Jetzt, da das Band zerrissen werden sollte, fühlte ich zu meinem Entsetzen, wie fest es mich umschlungen hatte. Und doch sagte mir wieder eine innere Stimme, in meiner Macht stände es ihn zu halten. Was wollte ich denn? Liebte ich den Grafen? Ich hatte nicht den Muth, es mir einzugestehen — aber nur deshalb, weil ich glaubte, die zweite Frage: Und liebt er mich denn? — mit Nein beantworten zu müssen.

Der Graf sprach scheinbar unbefangen mit Papa; halb wie im Traume horchte ich den interessanten Erzählungen von Armenien, was er auf seinen Expeditionen im Kaukasus betreten hatte. Es war mir lieb daß dies mich dispensirte, dem Baron P. zu antworten. Da rollte plötzlich ein Donner über die Lagune, und mit Windeseile zog ein Frühlingsgewitter über den Lido herauf. Die Gondeliere wendeten die Barke und hielten auf San Spirito zu, dort Schutz zu suchen. Aber es dauerte nicht lange, da kam sausend der Sturm geflogen und der Gewitterregen rauschte herab. Die Wellen bäumten sich und die Barke tanzte auf ihnen; es war als befänden wir uns auf dem empörten offenen Meere. Mit großer Mühe lösten die Ruderer endlich den Baldachin, welcher dem Winde eine große Fläche bot, und warfen ihn über Bord, denn die Barke war in größter Gefahr umzuschlagen. Kaum war dies geschehen, da bemerkte ich, daß den Papa eine Ohnmacht anwandelte. Ich sprang auf, zu ihm zu eilen; aber ehe ich zwei Schritte in der Barke gethan, erschütterte sie ein heftiger Wellenstoß; ich schwankte, dann verlor ich das Gleichgewicht. Mit einem Schrei griff ich vergeblich in die Luft — da fühlte ich mich von einem kräftigen Arme umfaßt. Aber wohl eine

Minute lang, so dünkte mir, währte der Kampf, bis sich entschied, ob wir Beide in's Wasser stürzen würden oder nicht. Endlich neigte sich die Barke nach der anderen Seite; ich fühlte daß ich wieder stand, zugleich aber mit Beben, daß der Graf mich noch einen Augenblick umschlungen hielt und fest an sich drückte. Alles dies ging viel rascher vor sich als ich Zeit brauche es niederzuschreiben. Aber der Augenblick entschied über mich. Ich wußte, meine Empfindung wurde getheilt. Nun gab ich mich ihr willig hin. Ich hätte mir sagen können, daß mir im Grunde keine Lebensgefahr gedroht hatte; aber es war mir unendlich süß, den Grafen als meinen Retter zu betrachten, und mich zu warmer Dankbarkeit verpflichtet zu glauben. Voll Verwirrung dankte ich ihm; ich war überzeugt, er müßte mich verstehen, da ich ihn verstanden hatte. Wie pries ich im Herzen den Sturm, der dies vermittelt hatte! Nicht ohne Mühe gelangten wir an ein auf der Lagune liegendes Baggerschiff, und fanden für eine Stunde dort Schutz. Dann fuhren wir bei hellem Frühlingsabendschein nach dem zauberhaft beleuchteten Venedig zurück.

Am nächsten Tage erwartete ich den Grafen vergeblich. Gegen Abend kam ein Brief, worin er sein Ausbleiben entschuldigte und uns aufforderte,

die Kirche San Giovanni e Paolo zu besuchen, um das dem Publikum seit Kurzem wieder zugängliche Meisterwerk Tizians, San Pietro martiro, zu sehen. Er würde mich mit der Gondel abholen, und dann die im Hôtel Europa wohnende Tante. Er wünschte also mit mir allein zu sein. Papa pflegte an solchen Excursionen selten Theil zu nehmen; ich engagirte daher den Baron P., ihm für die Stunden unserer Abwesenheit Gesellschaft zu leisten, und sah mit klopfendem Herzen der Stunde entgegen, welche eine entscheidende werden mußte. Pünktlich erschien der Graf. Er schien mir in innerer Aufregung und war blaß; doch sprach er mit größter Ruhe zu Papa, und führte mich zur Gondel. Wir glitten den Canal grande hinab; ich erwartete mit Ungeduld, er würde das Schweigen brechen; aber erst als wir ganz nahe am Hôtel Europa waren, sprach er:

„Fräulein Clara, die Tante ist unwohl und kann sich uns nicht anschließen. Sie haben zu wählen, ob ich Sie hier bei ihr aussetzen soll, oder ob Sie mit mir weiter fahren."

„Herr Graf, was verlangen Sie von mir!"

„Etwas ganz Einfaches und Natürliches. Sie begreifen, Fräulein Clara, daß ich mit Ihnen reden

muß, und zwar ohne Zeugen. Oder begreifen Sie es nicht?"

„Doch, es ist nöthig."

„Nun also, weshalb zaudern Sie mir zu folgen? Oder mißtrauen Sie mir?" Mit diesen Worten rückte er auf dem Polstersitze so weit fort von mir, als der Raum der Gondel es gestattete.

„Führen Sie mich wohin Sie wollen — ich habe volles Vertrauen zu Ihnen!"

„Ich wußte es," erwiderte er, sich mir wieder nähernd. „Wir werden nach dem Lido fahren und dort auf dem Strande auf- und abwandeln. Aber bis dorthin gestatten Sie mir, daß ich schweige, und mich in den süßen Traum wiege, wir führen in der Gondel und wären glücklich zusammen."

Ohne ein Wort zu erwidern schloß ich die Augen und lehnte mich in der Gondel rückwärts. Sie kennen das Gefühl, theurer Freund, sich so wiegen zu lassen. Aber wie durchströmte es mich, als ich gleich darauf fühlte, wie seine Hand sich sanft und leise auf die meine legte, um mir zu sagen mein Traum sei Wahrheit.

So flogen wir vor der alten Dogenstadt dahin. Mir schien, nie hätte die Gondel ein glücklicheres Paar getragen. Und doch war noch kein Wort der Erklärung zwischen uns gefallen. Endlich stieß

die Gondel an's Ufer; wir betraten den Lido. Nun wa delten wir in den warmen Strahlen der Frühlingssonne hinüber bis an den Meeresstrand und setzten uns auf die Düne. Hier war tiefe Einsamkeit; kein Laut erklang, als das leise Rauschen der Wogen zu unseren Füßen und der schrillende Schrei der Möven.

Ach, es wäre nicht nöthig gewesen in meinem Tagebuche niederzuschreiben, was wir in jener Stunde gesprochen — auch ohne das würde es unauslöschlich meinem Gedächtnisse eingeprägt sein.

Lange saßen wir schweigend da; es war, als fürchte Jeder von uns, zuerst das Wort zu ergreifen. Endlich sprach ich:

„Herr Graf, Sie gaben mir das Versprechen, mich einen Blick in Ihr Leben und Ihr Schicksal thun zu lassen; erfüllen Sie nun Ihre Zusage."

„Es war meine Absicht, dies zu thun," erwiderte er, „und ist es noch. Und doch kann ich es heute nicht. Durch die Ereignisse, welche sich vor wenigen Tagen in meiner Heimath zugetragen haben, ist Alles in eine ganz neue Phase getreten. Was ich Ihnen im Garten der Armenier hätte sagen können, ist heute nicht mehr wahr. Wozu aber Ihnen einen Anfang erzählen, dem noch das

Ende fehlt? Es würde Sie nur beunruhigen. Sobald die Entscheidung gefallen sein wird, sind Sie die Erste, die Alles erfährt."

„Aber, Herr Graf, wenn ich Nichts wissen soll, warum haben Sie mich denn hierher geführt!"

„Schon wieder diese Furcht vor dem «Compromittirtwerden»! Weil ich über die Gegenwart mit Ihnen sprechen muß, und weil ich nicht Zeit noch Lust habe, kleinliche Rücksichten zu nehmen, wo es sich um Wohl und Wehe eines Menschenlebens handelt."

„Was kann ich Ihnen dabei helfen und rathen?"

„Alles! — ich habe die Entscheidung meines Schicksals in Ihre Hand gelegt."

„Sie erschrecken mich! — eine solche Verantwortung werde ich nie auf mich nehmen."

„Sie sollen gar keine Verantwortung auf sich nehmen, Fräulein Clara. Sie sollen einfach die Fragen beantworten, welche ich Ihnen vorlege, und es durchaus mir überlassen, welchen Einfluß ich Ihren Antworten auf mich und mein Schicksal einräumen will. Sind Sie nun beruhigt?"

„Ach nein, durchaus nicht, ich würde nie wieder eine ruhige Stunde haben, wenn ich Sie zu irgend Etwas verleitete, was Sie später zu bereuen hätten."

„Fräulein Clara," sprach er ruhig, „ich habe zu schwer gebüßt, was ich als junger Mann aus Leidenschaft und Uebereilung gethan. Jetzt lasse ich mich zu Nichts mehr verleiten, nicht einmal von Ihnen."

O, warum verletzten mich diese Worte so furchtbar! Ich hatte so ganz Anderes erwartet, und nun erfuhr ich, daß ich ihm, vielleicht bis auf ein Geringes, nicht mehr war als jede Andere.

„Können Sie," fuhr er fort, „als ganz aufrichtige Freundin zu mir sprechen?"

„Hätte ich aufrichtig sein wollen, so hätte ich antworten müssen: Nein! Aber mein Stolz bäumte sich empor — nicht um die Welt hätte ich eingestehen mögen, daß mein Gefühl weit von Freundschaft entfernt war.

„Ja, ich kann es," sprach ich nach einer Pause.

„Gut, so sagen Sie mir zuvörderst: halten Sie mich für einen Ehrenmann?"

„O, Herr Graf, Niemand ist das mehr als Sie."

„Und wenn Sie nun eines Tages erführen, ich sei degradirt, vielleicht nach Sibirien geschickt — würden Sie dann auch noch so denken?"

„O, das ist nicht möglich!"

„In Rußland ist Alles möglich."

„Nun, dann würde ich glauben, Sie seien im

Kampfe mit der Schlechtigkeit oder dem Vorurtheile unterlegen, und an meiner Achtung für Sie würde das Nichts ändern."

Damit streckte ich ihm vertrauensvoll die Hand entgegen. Er drückte einen langen Kuß darauf und sprach, indem er sie festhielt:

„Ich danke Ihnen, Clara, — das ist die Hauptsache. Nie werde ich dieses hochherzigen Vertrauens unwerth sein! Aber es kommt ein Zweites. Nicht wahr, Sie glauben mich zu kennen?"

„Ja, Herr Graf, und es macht mir Freude mich dessen zu rühmen."

„Wunderbar! — was Sie eben sagen, bestätigt mir wiederum, daß es nichts an sich Wahres giebt, sondern nur Auffassungen."

„Und meinen Sie, daß ich Sie anders auffasse als Sie selbst thun?"

„Ja, im allerhöchsten Grade."

„Aber, was habe ich denn gethan," rief ich, ihm meine Hand entziehend, „um diesen Vorwurf zu verdienen? Was verlangen Sie von mir?"

„Nur volle Aufrichtigkeit. Welchen Eindruck mache ich Ihnen?"

„Nun, daß Sie ein tüchtiger Mann und Soldat sind beweist der hohe Rang den Sie einnehmen; Ihr Charakter liegt klar vor mir, und ich sage

Ihnen ganz offen, daß mir noch nie ein Mann von solcher Liebenswürdigkeit begegnet ist als Sie."

Er sah mich einen Augenblick mit leuchtendem Blicke an. Dann senkte er das Auge und sprach: „Das ist das erste liebevolle Wort, was ich seit Jahren höre. Ach wäre es doch in Wahrheit so! Nein, Clara, Sie kennen mich nicht. Ich bin ein gebrochener Mensch, der sich vielleicht nie wieder aufrichten wird. Und Sie nennen mich liebenswürdig! Ja, ich war es einst," rief er dann ausbrechend, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; „aber die Zeit liegt endlos weit hinter mir."

„O, Herr Graf, wie ungerecht! Die Natur hat Ihnen ja alle geistigen und körperlichen Gaben verliehen, die den Mann zieren — was wollen Sie mehr!"

„Das war als ich jung war und muthig den freien Flug wagte. Jetzt sind meine Flügel gebrochen — ich bin ein alter Mann!"

„Und ich sehe das Gegentheil."

„Das ist es eben — was ist denn nun Wahrheit? O, könnte ich mich mit Ihren Augen sehen, — ich würde wieder jung werden, und ich brauchte es so sehr! Und doch, ich fühle es welchen Trost und welche Stärke ich aus Ihren Worten sauge! Sagen Sie mir noch Eins, Fräulein Clara, glauben

Sie, daß es mir noch beschieden sein könnte, die Liebe eines Weibes zu gewinnen?"

Ich war in unbeschreiblicher Verwirrung. „Ich weiß nicht," stammelte ich.

„Sehen Sie," rief er, „Sie wissen nicht. Also haben Sie vorhin nur aus Mitleid so zu mir gesprochen. Was ist ein Mann, der nicht mehr der Liebe werth ist! — Ach, ich wußte es nur zu gut!"

Der Ausdruck seines Auges bei diesen Worten erschreckte mich. Mehr noch erschreckte mich, daß ich die Unwahrheit gesagt hatte — Niemand wußte besser als ich, wie sehr der Graf einem weiblichen Herzen gefährlich werden konnte. Und vielleicht eine sehr folgenschwere Unwahrheit!

„Sie verstehen mich falsch, lieber Graf," rief ich heftig; „warum sollte nicht ein Weib Sie lieben können?"

„Sehen Sie her," erwiderte er in so traurigem Tone, daß es mir durch's Herz schnitt, und strich mit der Hand durch sein ergrauendes Haar. „Ich weiß genug — ich danke Ihnen."

„Nein, Sie wissen Nichts! — Sie mißachten unser Geschlecht, wenn Sie glauben, wir sähen nur nach Jugend und einem schönen Gesicht. Sie brauchen den Vergleich mit Keinem zu scheuen!"

„Und wer denkt so?"

„O mein Gott,“ rief ich aufstehend und leidenschaftlich die Hände erhebend, „nimm ihm doch die Blindheit vom Auge!“ — — Dann beugte ich mich herab — mein Blick streifte den seinen, und ich sah und fühlte, daß er voll Inbrunst mein Kleid küßte.

Dann stand er auf, richtete sich hoch in die Höhe und sprach mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke: „Sie haben es gesagt, Clara! Nun liegt ein Ziel vor mir; von heute beginnt für mich ein neues Leben! Alles, Alles verschwindet weit hinter mir — ich will nur vorwärts schauen. Kein Wort mehr davon! Und nun geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns noch eine Stunde hier am Meere wandeln, hier, wo Alles groß und frei und klar ist.“ — —

Die Sonne sank bereits, als die Gondel uns heimwärts trug. Zu meinem Erstaunen ließ der Graf an der Piazetta halten, und forderte mich auf, ihm noch einige Augenblicke in die Marcuskirche zu folgen. Ein wunderbarer Anblick harrte hier meiner. Das Schiff der Kirche lag bereits in tiefes Dunkel gehüllt. Aber durch die halbrunden Fenster oben bei den Bronzepferden warf die Sonne ihre letzten Strahlen herein. Weihrauchwolken erfüllten die Kuppeln, und in wahrhaft

verklärter Glorie erglänzten durch ihr Wogen und Wallen die alten Mosaikbilder auf Goldgrund. Es war, als habe sich der Himmel selbst geöffnet. Hingerissen von Andacht und Dankbarkeit knieete ich nieder. Da knieete der Graf neben mich und sprach, meine Hand ergreifend:

„Clara, uns hat das Schicksal eng verbunden, wir dürfen nicht mehr von einander lassen. Es werden vielleicht noch schwere Stürme kommen, aber dann wird es licht werden, wie dort oben. Geloben Sie mir hier im Anblicke des Heilandes, sich nie von mir zu wenden, und ein Jahr lang auf mich zu warten, es geschehe was da wolle."

Er hätte in diesem Augenblicke verlangen mögen was er gewollt hätte, ich würde es nicht verweigert haben. So sprach ich das Gelübde.

Dann küßte er feurig meine beiden Hände und sprach: „Lassen Sie uns zu Hause eilen."

Mechanisch erhob ich mich und folgte ihm; ich war wie von der Erde entrückt und vermochte nicht zu antworten, als ich gefragt wurde was das Resultat unserer Expedition gewesen sei. Mit großer Gewandtheit wußte der Graf das Geschehene zu verhüllen; freilich würde es ihm nicht gelungen sein, wäre nicht während unserer Abwesenheit der General v. W., ein langjähriger Camerad des

Papa, eingetroffen, so daß alles Interesse sich auf die Nachrichten aus der Heimath concentrirte, welche er mitgebracht. Beim Mittagessen, welches der Graf mit uns theilte, war er wider seine sonstige Gewohnheit stumm und beschränkte sich auf Zuhören; nur die beredten Blicke seines Auges verriethen mir, was in seinem Innern vorging. Er entfernte sich bald, mit dem Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen — es war eine Partie nach Torcello und Murano verabredet. —

Strömender Regen vereitelte alle Pläne. Der Graf benachrichtigte Papa schon früh durch ein Billet, er sei durch eilige Geschäfte behindert sich im Laufe des Tages zu präsentiren. Mir war es nicht unlieb; ich bedurfte der Sammlung und Ruhe nach den Ereignissen von gestern.

Und doch wollte die Ruhe nicht kommen. Denn als die Aufregung sich allgemach zu legen begann, da trat immer deutlicher und schärfer die Frage an mich heran: Was ist denn gestern geschehen? — Der Graf hat mich gezwungen, ihm meine Liebe zu gestehen; ich habe mich ihm zu eigen gelobt, und er hüllt sich in Geheimniß — ja er hat es nicht einmal ausgesprochen, daß er mich liebt. Ist das ehrlich, und durfte ich jenes Gelübde leisten, was mich bindet und nicht zugleich auch ihn?

Und doch war es ja ganz unmöglich, daß der Graf Etwas thun und verlangen konnte, als Edles und Gutes. Vier Monate kannte ich ihn; ich kannte ihn genau; er hatte nie das Geringste gesagt oder gethan, was den leisesten Zweifel an ihm hätte aufkommen lassen. Ich hatte vom ersten Augenblicke an ein fast schrankenloses Vertrauen zu ihm gefaßt, warum nun auf einmal nicht mehr? Freilich lag jenes Unbekannte schwer auf mir, — aber das Dunkel sollte sich ja bald lichten, und was hatte ich dann zu fürchten? —

So verging der Tag. Am folgenden rauschte der Regen ohne Unterlaß auf den Canal grande hernieder, und der Sturm heulte um die hohen Schornsteine. An solchen Tagen fühlt man sich zum Sterben elend in Venedig. Glücklicherweise war Papa viel zu sehr von der Anwesenheit des Generals v. W. in Anspruch genommen, als daß er meine verweinten Augen bemerkt hätte. Ich fuhr zusammen als gegen Abend heftig die Glocke zu unsern Zimmern gezogen wurde. Nach einer endlosen Explication auf dem Corridor trat die Cameriera in's Zimmer und übergab mir ein Paquet und einen Brief mit den Worten: „Vom Herrn Grafen K." — Athemlos eilte ich mit dem Briefe in's Nebenzimmer. Er enthielt nur die Worte:

„Ich bin heute Mittag in Folge einer Ordre des Kaisers abgereist. Nehmen Sie die beifolgende Gabe freundlich auf und würdigen Sie ihre Bedeutung. Von der mir ertheilten Erlaubniß Ihnen über mein Ergehen Mittheilung zu machen werde ich Gebrauch machen, sobald ich es kann. Ich bitte, Sie und den Herrn Oberst sich stets liebevoll zu erinnern

Ihres treu ergebenen
Graf K."

Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Doch galt es den äußeren Schein zu behaupten. Der Kaiser hatte ihn nach Hause berufen — er mußte ja wohl folgen. Und ließ der Brief, offenbar für die Andern mit bestimmt, mich nicht zwischen den Zeilen Alles lesen, was ich wünschen und verlangen durfte?

So bezwang ich mich gewaltsam, kehrte in den Salon zurück, gab den Brief dem Papa und öffnete das Paquet. Ein wunderschönes Album mit Ansichten von Venedig kam zum Vorschein. Das fünfte Blatt enthielt das Innere der Marcuskirche. Mit feinen aber deutlich erkennbaren Schriftzügen trug es die Inschrift: Ricordo del 8 Marzo. Das war die Besiegelung unseres Bundes durch seine eigene Hand. Nun wurde ich ruhig. Bald erschien

die Tante, um uns die Nachricht mitzutheilen, daß der Graf sich auch von ihr schriftlich verabschiedet und eine schöne Nachbildung des Denkmals Tizians zum Andenken hinterlassen habe. Bei den eifrigen Gesprächen, welche sich an das Besehen des Albums knüpften, vergaß ich meinen Schmerz und es war mir eine Wohlthat, daß ich bei jedem Blatte seinen Namen ohne Scheu und ganz natürlich aussprechen durfte.

Aber wie öde und leer waren die Tage, welche nun folgten! Ich mußte mir ja sagen, daß noch kein Brief kommen konnte, und doch erwartete ich ihn in jeder Stunde. Ich wußte, der Graf würde mir nicht einen Liebesbrief voll Empfindungen schreiben, sondern einen Brief voll Mittheilungen ernster Thatsachen. Und ehe sich sein Schicksal in Petersburg entschied, konnten ja vielleicht Wochen vergehen. Das Alles sagte ich mir; aber dennoch floh mich der Schlaf, und ein Blick in den Spiegel erschreckte mich fast. — —

Wiederum schien die Frühlingssonne warm; wir waren Alle nach den Giardini pubblici gefahren, uns dort an dem Erwachen der Natur und dem wenigen Grün zu laben, was die Dogenstadt bietet. Der Baron P. ging mit mir in einer der langen Alleen auf und ab. Seine Wange

war geröthet, und man merkte, daß ihn die Wunde in der Brust wieder heftig schmerzte.

„Fräulein Clara,“ sprach er endlich zu mir, „ich bin nicht blind; ich sehe sehr wohl, was in Ihnen vorgeht. Vertrauen Sie mir; vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

„Ich weiß nicht was Sie meinen,“ erwiderte ich verwirrt.

„Doch, Sie wissen sehr wohl was ich meine. Bedenken Sie, daß ich nur noch wenige Monate zu leben habe; wenn Sie mir Etwas anvertrauen, wird es Sie erleichtern, und ich werde es mit mir in's Grab nehmen.“

Ich sah ihn zweifelnd an; tiefe Trauer, aber die ernsteste Theilnahme lag auf seinem schönen, ach so kranken Gesichte.

„Ich werde auch mein eigenes Geheimniß mit in's Grab nehmen,“ fuhr er fort. „Sie haben es längst errathen, wozu brauche ich es noch auszusprechen! Freilich wäre es Wahnsinn gewesen, hätte ich mit dem Grafen in die Schranken treten wollen. Und doch habe ich Sie vielleicht mehr geliebt als er.“

Die Thränen entstürzten meinen Augen. „Sprechen Sie nicht vom Sterben, lieber Baron — Sie werden gesund werden — hoffen Sie nur!“

„Und das sagen Sie mir, Clara? Wenn Sie das wirklich wünschten, es wäre grausam von Ihnen. Mir wird da unten wohl sein — Gott gebe, daß Sie hier oben glücklich werden!“

„Sagen Sie mir Eines, lieber Baron,“ sprach ich mit mühsamer Fassung, „zweifeln Sie daran?“

Er warf einen langen Blick auf mich, der anfangs hart war, dann sich in Mitleid wandelte, und zuletzt fast prophetisch glänzte; dann sprach er ruhig und fest: „Ja!“

„Und weshalb zweifeln Sie?“

„Ich weiß es selbst nicht; es ist in diesem Manne etwas Unheimliches, und Sie selbst, Clara, tragen oft einen Ausdruck auf der Stirn, als seien Sie zum Unglück prädestinirt. Ich habe leider einen Blick dafür, und jetzt, wo das Leben allmälig von mir abfällt, schärft sich mein inneres Sehen wunderbar.“

„Sie sind ein treuer Freund! Ja, ich muß mein Herz erleichtern, es zerspringt fast. Ich habe ihm Treue gelobt für die Dauer eines Jahres.“

„Für die Dauer eines Jahres?“ wiederholte er langsam und ernst; „nicht für immer? — und er?“

„Er gehört mir für immer an, wenn er es kann.“

„Wenn er es kann? — Sie sprechen immer mehr in Räthseln."

„Ich weiß ja selbst Nichts," rief ich mit wieder ausbrechenden Thränen, „als daß er mich liebt und mich erringen wird."

„Und was steht dem im Wege?"

„Sie sollen Alles wissen, lieber Freund," — und nun erzählte ich dem Baron P., was vorgefallen war.

Er schwieg lange. Dann sagte er: „Ich will Ihre Aufrichtigkeit vergelten. Alles, was ich vom Graf K. gesehen habe, flößt mir die beste Meinung von ihm ein, und ich muß gestehen, er ist von vollendeter Liebenswürdigkeit. Auch begreife ich vollkommen, daß er Ihr Herz fesseln mußte, sobald er wollte. Ich will Ihnen auch nicht verhehlen, wie furchtbar mich das schmerzte. Aber ich hatte keine Rechte mehr an's Leben; mein Loos war, schweigend zu leiden. Sie erinnern sich, daß wir vor etwa drei Wochen gemeinschaftlich die Academia delle belle arti besuchten. Sie standen mit dem Grafen in lebhafter Unterhaltung vor Tizian's Täufer in der Wüste; ich in einiger Entfernung. Da traten zwei Leute heran, von denen der Eine den Grafen scharf fixirte und dann zum Andern auf Polnisch sagte: «Das ist Graf K.» — Ich

verstand es, denn ich habe drei Jahre in Krakau in Garnison gestanden.

«Graf K.?» erwiderte der Andere; «Du irrst gewiß.»

«Ich irre mich nicht, ich kenne den Hund nur zu gut,» war die Antwort.

«Du thust ihm Unrecht — er ist noch Einer von den Besten.»

«Er ist der Schlimmste von Allen! Aber, glaube mir, die Kugel ist schon gegossen, die ihn treffen wird.»

«Und ich sage Dir, es wäre schade um ihn. Ich bin an dem Tage dabei gewesen, als wir bei Grochow sein Regiment zusammenhieben. Er hat Muth für Zehn, das weiß Niemand besser als ich. Aber wer ist die Dame neben ihm?»

«Wer wird das sein?» rief der Andere und lachte laut auf; — da wendete sich Graf K. nach den Sprechenden um. Diese schwiegen und betrachteten scheinbar aufmerksam das Bild. Mir aber war nicht entgangen, daß der Graf sich lebhaft verfärbte. Ich folgte den beiden Polen; aber sie waren vorsichtig geworden und ich konnte kein Wort mehr verstehen. Am folgenden Tage habe ich in allen Hôtels die Namenbretter nachgesehen; es waren viele Polen darunter; doch meine Be-

mühungen, zu erfahren wer die Beiden gewesen, blieben fruchtlos. Jetzt aber muß ich ergründen, was mit dem Grafen ist, um Ihretwillen und um meinetwillen."

„Lassen Sie das, lieber Freund, wenigstens für jetzt. Ich werde es auch so erfahren und auf die sicherste Weise: durch ihn selbst. Sie haben mir ja selbst versprochen, mein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen."

„Wie Sie wollen, Fräulein Clara; ich hätte gern in irgend einer Weise zu Ihrem Glücke beigetragen. Aber dann schreiben Sie ihm. Und nicht wahr, heute Abend singen Sie mir wieder: «Ob sie wohl kommen wird?»" — —

In dieser Nacht schrieb ich an den Grafen. Nun war der Pfeil vom Bogen — er mußte ein Ziel treffen, so oder so — jetzt kam Ruhe über mich.

Und doch, wie zitterte meine Hand, als etwa acht Tage später der Baron mir einen Brief, den er für mich von der Post geholt, mit den Worten überreichte: „Von Petersburg!"

Ich eilte auf mein Zimmer — ich warf mich auf die Kniee und betete zu Gott — dann erbrach ich ihn.

Der Brief war lang. Obschon ich ihn auswendig weiß und aus dem Gedächtnisse nieder-

schreiben könnte, gebe ich doch nur mit kurzen Worten seinen Inhalt an:

Der Graf K. war verheirathet. Seine Frau hatte ihm in offenkundiger Weise die Treue gebrochen; er hatte um die Scheidung nachgesucht. Der Kaiser hatte sich bereit erklärt, diese auszusprechen; Graf K. hatte zu dem Ende Rußland auf längere Zeit verlassen müssen. Während seiner Abwesenheit war es den Verwandten der Frau, welche deren Einsperrung in ein Kloster und vor Allem große Vermögensverluste fürchteten, gelungen, den Kaiser umzustimmen. Dieser hatte vom Grafen weitere Beweise gegen die Frau verlangt und mit seiner Ungnade gedroht, wenn er ohne das auf seinem Verlangen bestände. So lag die Sache.

Vernichtet sank ich auf einen Stuhl nieder. Wie lange ich dort gelegen weiß ich nicht. Ich hatte nur das eine Gefühl: Ich war unerhört betrogen! — betrogen von einem Manne, dessen Ehrenhaftigkeit mir felsenfest erschienen war. Endlich fand ich Thränen. Ich ließ dem Vater sagen, ich sei unwohl, und während er mit dem General und der Tante Thee trank, ließ ich den Baron P. auf mein Zimmer rufen.

Er las den Brief; dann stützte er das Haupt

in beide Hände, um seine Empfindungen zu verbergen, und sprach nach einer langen Pause:

„Was wollen Sie thun?"

„Noch weiß ich es nicht — aber sagen Sie, hatte der Pole nicht Recht, der ihn einen Hund schimpfte?"

„Clara," sprach der Baron sich aufrichtend, „der Schmerz macht Sie ungerecht. Was hat der Graf verbrochen? Er reist in's Ausland, damit indeß seine Ehe getrennt werde. Er lernt Sie kennen und wünscht Sie zu besitzen. Er deutet Ihnen dies an und eröffnet Ihnen dabei, daß noch nicht überwundene Hindernisse ihm verbieten, für jetzt weitere Schritte zu thun. Er nimmt Ihnen das Versprechen ab, ein Jahr auf die Ueberwindung dieser Hindernisse zu warten. Ich kann den Grafen nicht tadeln, daß er nach Ihrem Besitz gestrebt; ich halte ihn für durchaus aufrichtig und finde in seinem Benehmen Nichts, was gegen die Gesetze der Ehre stritte."

Die hochherzige Weise, wie der Baron die Sache seines glücklicheren Nebenbuhlers verfocht, rührte mich auf's Tiefste; voll Dankbarkeit drückte ich ihm die Hand dafür. Ich vermochte seinen Gründen Nichts entgegen zu setzen — und dennoch überzeugte er mich nicht. Du bist betrogen! so rief

laut die Stimme meines empörten Innern. Du hast ihm Liebe bewiesen — er hat dich gezwungen, das, was du für ihn empfindest, unverhohlen einzugestehen — und er hat nicht einmal das Wort gegen dich ausgesprochen. Du hast dich gebunden, und er ist frei! rief mein Stolz. Ich war unaussprechlich unglücklich.

Und doch, wenn ich mir das ernste Wesen des Grafen zurückrief, die hundert Beweise seiner geraden ehrenhaften Gesinnung, so konnte ich nicht zweifeln, daß er sich mit gutem Grunde als frei von jenen Banden betrachtet hatte, und daß er entschlossen war, sie um jeden Preis zu brechen.

„Und bin ich an mein Versprechen gebunden, ein Jahr zu warten, nachdem ich dies erfahren habe?“ fragte ich den Baron.

„Jeder Mann wird Ihnen ohne Zaudern darauf antworten: Ja! — Sie gaben es dem Grafen, damit er Zeit gewinnen sollte, die Hindernisse zu beseitigen, welche er angedeutet hatte. Nichts hat sich seitdem geändert, als daß Sie nun wissen, worin jene Hindernisse bestehen. Und Sie bleiben ja nach wie vor freie Herrin Ihrer künftigen Entschließungen. Aber das Jahr müssen Sie ausharren.“

„Und was soll ich jetzt thun?“

„Nichts! — schweigen und des Weiteren harren. Es ist das Würdigste. Vor Allem nicht in der Aufregung des Augenblicks handeln.“

„Sie sind mein treuer Freund, Baron, könnte ich's Ihnen doch vergelten! Ich werde den Brief nicht beantworten — aber — schaffen Sie mir Kunde, wie die Dinge in Petersburg stehen.“

Der Baron sah mich lange und traurig an. Dann erwiderte er: „Clara, wollen Sie mir die letzten Monate meines Lebens so verbittern? Bedenken Sie, von wem Sie das verlangen!“

Tief beschämt reichte ich ihm die Hand.

„Vertrauen Sie sich Ihrem Vater,“ begann er wieder; „er wird Ihnen am besten rathen und helfen.“

Der Baron verließ mich. Nach einer durchweinten Nacht warf ich mich meinem Vater um den Hals und gestand ihm Alles. Er war tief erschüttert; er machte mir ernste Vorwürfe; aber seine Ansicht stimmte durchaus mit der des Barons überein. Ach, daß die Männer doch stets das, was sie das Recht und die Pflicht nennen, über das natürliche Gefühl setzen! Indeß willigte er ein, daß wir sofort Venedig verlassen sollten, wo jeder Tritt und Schritt mir die qualvollsten Erinnerungen weckte. Schon nach wenig Tagen

befanden wir uns an den Seen. Nach vier Wochen empfingen wir die Todesnachricht des Baron P. Ob mein Vater Schritte für mich gethan, und mit welchem Erfolg, weiß ich nicht; ich habe versprochen, ihn nie danach zu fragen, sondern seine Eröffnungen abzuwarten.

Der Zustand ist fast unerträglich. Er ist es mir mehr als je, und mein gepeinigtes Herz schreit stündlich in Zorn und Weh auf.

Hier habe ich Sie gefunden! An ihrer klaren einfachen und doch so reichen Natur habe ich begonnen mich wieder aufzurichten. Mir ist, als sei ich der verderbenhauchenden Atmosphäre einer großen Stadt entronnen und athmete wieder frische reine Waldesluft. Der Bann, welcher auf meinem Wesen lag, er fängt an sich zu lösen. Ich habe wieder Freude am Leben, und leise regt sich die Hoffnung, ich könnte noch einmal glücklich werden. Jetzt erkenne ich klar, es war ein Wahnsinn, daß ich mich so band. O, hätte ich geahnt und gewußt, was ich heute weiß! Wie von einem Zauber ließ ich mich willenlos beherrschen und that Etwas, das die Selbstachtung mir hätte verbieten sollen. O, verachten Sie mich nicht wegen der unseligen Schwachheit jener Stunde! Freiheit! Freiheit! das ist in diesem Augenblicke mein einziger Gedanke.

Was soll ich thun? Sie müssen mich ja verstehen, theurer Freund. O, helfen Sie mir jene Fesseln sprengen, die mich vielleicht an einen Unwürdigen binden — fordern Sie Alles, was Sie wollen, nur verlassen Sie mich nicht!" —

So lautete Clara's Brief. Ein Gefühl unendlicher Bitterkeit durchzuckte mein Herz. Sie ist betrogen, sagte ich mir; sie ist elend dadurch — und dennoch trug sie kein Bedenken, an mir genau dasselbe zu thun, was Jener an ihr that.

Und doch mußte ich mir sagen, in diesem Herzen hatte wohl eine Uebereilung Raum, eine unedle Regung nicht. Richten konnte hier nur Gott, der allein das Herz sieht.

Aber es handelte sich nicht darum, zu richten, sondern eine Entschließung zu fassen.

Das Eine war mir klar. Sprach ich zu Clara: zerreiße jene Bande! ohne Zaudern würde sie es thun.

Durfte ich Solches von ihr verlangen? Gewaltsam drängte es mich dazu, denn auch ich war leidenschaftlich aufgeregt. Sie wird sich von ihm lossagen, denn sie liebt nicht ihn, sondern mich — warum soll sie nicht schon jetzt das thun, was sie in sieben Monaten doch thun würde?

Weil das jetzt ein Wortbruch sein würde, was

später ihr Recht ist, und weil aus einem gebrochenen Worte nimmermehr Glück erblühen kann, — war die Antwort.

Also warten? vielleicht mich selbst durch einen Pact für jene spätere Zeit an sie binden? Ja, predigte nur nicht der Brief, den ich in der Hand hielt, auf's Eindringlichste, wie furchtbar unklare und dem einfachen Gesetze der Natur widerstreitende Verhältnisse sich rächen! Was konnte nicht in den sieben Monaten Alles geschehen! Und war es nicht vor Allem eine entwürdigende Situation, in die ich mich begab? Erniedrigte ich mich nicht vielleicht zu einem Werkzeug der Rache in Clara's Händen — und wenn sie selbst Reue über ihr Beginnen erfaßte, — was würde dann aus mir?

Wer hätte wohl eine Ahnung davon gehabt, daß im Innern jenes auf der einsamen Bank Dasitzenden ein solcher Kampf gekämpft wurde? Sie war jetzt ruhig — sie hatte die Entscheidung mir anheim gestellt und wußte, daß morgen der Würfel fallen würde — sie war beneidenswerth im Vergleich zu mir.

Endlich sprang ich auf. Ich fühlte einen leichten Schmerz auf der Brust; als ich unwillkürlich nach der Stelle griff, erfaßte ich das Medaillon, wel-

ches sie mir heute gegeben. Ich riß an der Schnur, es von mir zu schleudern; sie widerstand. Nun lief ich in den Wald hinein. Kaum konnte ich die Wege noch erkennen — weiter, nur immer weiter! Nach und nach beruhigte die äußere Bewegung die innere. Und klar und ruhig mußte ich vor Allem werden. Sehen durfte ich Clara nicht; ihr Anblick, der Ton ihrer Stimme hätte jede ruhige Entschließung über den Haufen geworfen. Und war es mir denn überhaupt noch möglich, mich von ihr loszureißen?

Es mochte zehn Uhr sein, als ich ohne, zu einem Entschlusse gekommen zu sein, mein Zimmer wieder betrat. Auf dem Tische lag ein Brief aus der Heimath. Er lautete:

„Lieber Freund. Wieder alles Erwarten ist N. vorgestern zurückgekehrt, und in Folge davon die Genehmigung meines Urlaubes schon jetzt erfolgte. Ich begleite Dich nun in die Schweiz. Morgen reise ich ab, und erwarte Dich, unserer ursprünglichen Verabredung gemäß, Sonntag Nachmittag um halb Drei, wenn die Wasser springen, auf der Wilhelmshöhe. Dein F.“

Das war Gottes Finger! Ohne den Hut abzusetzen eilte ich zu dem in der Nähe wohnenden Miethkutscher. Er versprach, in einer Stunde

sollte der Wagen bereit stehen, mich nach Hameln zu bringen, von wo am folgenden Morgen um vier Uhr das Dampfschiff die Weser stromaufwärts abging.

An Clara schrieb ich: „Ich reise noch in dieser Nacht ab; von Neapel aus antworte ich Ihnen, nicht früher.“

Nichts mildert so sehr die Aufregung und die Beklemmung des Herzens, als der Anblick einer großartigen und schönen Natur. Gegen die erhabenen Schneehäupter der Alpen, gegen das unendliche Meer — wie klein erscheint sich der Mensch, und mit ihm sein eignes Weh! Diesem Zauber widersteht der Kummer, ja selbst die Sorge nicht auf die Dauer.

So betrat ich etwa vier Wochen später Neapel. Aus dem sinnverwirrenden Treiben der Stadt floh ich bald nach dem einsamen poetischen Capri. In dem einfachen aber vortrefflichen Wirthshause von Pagano lebte ich mit einem jungen Manne meines Alters zusammen, der erst vor wenigen Jahren die Theologie mit dem Pinsel und der Palette vertauscht hatte. Wir waren die einzigen deutschen Gäste und schlossen uns enge an einander an. Er zeichnete, ich streifte umher in den

wunderbaren Schluchten und auf den zerklüfteten Bergen. Oft lag ich stundenlang an der marina piccola, und sah wie die Wellen donnernd an den Fariglioni in die Höhe spritzten — dann stieg ich auf den Monte Solaro oder zu dem reizenden weinumrankten Städtchen Anacapri. Hier wurde ich ruhig, und mit der Ruhe kehrte auch die Kraft wieder.

Am dritten Tage unseres Aufenthaltes hatte der Sirocco so weit nachgelassen, daß wir es wagen konnten zur blauen Grotte zu fahren. Zu den schönsten Eigenschaften derselben gehört, daß jeder im Wasser befindliche Gegenstand wie von flüssigem Silber umsäumt erscheint. Das war zu lockend. Auf dem kleinen Landeplatze im Hintergrunde der Grotte entkleidete ich mich, sprang in das klare Element, und tummelte mich tüchtig darin umher, während der Freund zeichnete. Dann zog ich mich rasch wieder an, denn wir wollten noch den in Felsen gehauenen Gang mit Wachslichtern untersuchen, welcher der Sage nach zu Tiber's Zeiten die Grotte mit der Oberfläche der Insel verband. Als ich am Abende mich niederlegte vermißte ich das Medaillon; ich hatte es in der Grotte auf einen Felsvorsprung gelegt und dort vergessen. Es war natürlich, daß dieser an

sich unbedeutende Vorfall wieder alle Erinnerungen weckte. Ich hatte noch immer nicht an Clara geschrieben; ich hatte ihr nicht einmal das erbetene Korallenamulet geschickt. Es war meine Pflicht sie nicht länger auf die Folter quälender Ungewißheit zu spannen.

„Ich werde morgen mit dem Marktschiff nach Neapel fahren," sprach ich zu Freund H., „um Etwas von Korallen einzukaufen — haben Sie Etwas in der Stadt zu besorgen?"

„Thun Sie das nicht," erwiderte er; „die Fahrt mit dem Marktschiff ist sehr unangenehm, namentlich bei solchem Winde. Warten Sie lieber bis wir unsere Tour nach Pästum hinter uns haben, und so wie so nach Neapel zurückkommen."

„Nein; ich brauche eine hübsche Korallensache, und zwar so bald als möglich."

„Vielleicht kann Rath geschafft werden. Voriges Jahr zeigte mir Pagano eine vortrefflich geschnittene Korallengemme, ich weiß nicht woher er sie hatte, aber sie war zum Verkauf angeboten; vielleicht ist sie noch vorhanden."

Pagano brachte die Gemme. Es war ein schöner Junokopf in hübscher Fassung. Der Preis, den er forderte, betrug etwa ein Drittel von dem, was der Fremde in den Läden des Toledo zu

zahlen pflegt. Rasch war der Handel geschlossen, und am folgenden Tage nahm Francesco, der marinaro welcher die Verbindung zwischen Capri und dem Festlande in höchst regelloser Weise aufrecht zu halten pflegte, Brief und Gemme mit nach Neapel.

Wiederum mehrere Tage wehte der Sirocco so stark, daß nicht daran zu denken war, sich mit dem leichten Kahne zum Eingange der Grotte zu wagen. Auf's Gerathewohl ging ich endlich zur marina hinab; ein marinaro erklärte sich nach langem Hin- und Herreden bereit, die Fahrt nach der Grotte zu versuchen. Mir kam es vor, als würde das Wiedererlangen oder Nichtwiedererlangen des Medaillons eine Vorbedeutung meines künftigen Schicksals sein. Der Wind hatte sich gelegt, aber die See ging hohl. Tüchtig geschaukelt erreichten wir die Einfahrt. Dies ist ein enger tunnelartiger, etwa sechs Schritt langer Felsspalt und so hoch, daß man bei ruhigem Wasser während des Hindurchfahrens sich im Kahne nicht zu bücken braucht. Heute aber klatschte das Wasser so am Felsgestade in die Höhe, daß der Eingang häufig völlig bedeckt wurde. Der marinaro erklärte das Hineinfahren für unmöglich. Mir schien es möglich, freilich nur wenn es gelang den Spalt in dem kurzen Zwischenraum zwischen zwei

Wellen zu passiren. Das Sträuben des marinaro nahm ich für ein Mittel, um ein hohes Trinkgeld zu erpressen. Als ich ein solches zugesagt willigte er ein. Vorsichtig näherten wir uns dem Eingange, legten uns im Boote nieder, und als eben eine besonderes hohe Welle ihren Rücklauf begann schoben wir mit vereinten Kräften rasch den Kahn in den Felsenspalt. Sofort zeigte sich das Thörichte unseres Beginnens; die rücklaufende Welle zog uns so stark mit sich, daß wir nur wenige Fuß vorgerückt waren, als die nächste heranfluthete. Wir arbeiteten mit der äußersten Anstrengung, um auf ihrem Rücken den Felsenspalt zu durchfahren — aber es gelang nicht. Mit großer Gewalt wurde der Kahn emporgehoben; krachend stieg er an die Wölbung des Spaltes. Ich glaubte uns verloren. Aber zum Glück war die Welle niedriger, als die andern; sie erreichte den Rand des Bootes nicht; als sie sich senkte erfaßten wir glücklich eine Felszacke, und eine Minute später befanden wir uns im hochgewölbten Innern der Grotte. Unberührt lag das Medaillon an jener Stelle. Ohne alle Schwierigkeit ging die Ausfahrt mit Hülfe der rücklaufenden Welle von Statten, und so lief die im Grunde unsinnige Expedition zu voller Zufriedenheit ab. Meinem

Reisegefährten erzählte ich die kühne That, verschwieg ihm jedoch wohlweislich das Motiv. Wenige Tage darauf verließen wir Capri.

Die an das Medaillon geknüpfte Vorbedeutung erwies sich als falsch; ich erhielt keine Antwort von Clara. Hatte etwa Francesco die Sendung unterschlagen? Ich that eine kurze Anfrage bald nach der Rückkehr in die Heimath; auch diese blieb unbeantwortet.

Vier Jahre später las ich in der Kreuzzeitung die Verheirathung Clara's mit Herrn v. A., einem Gutsbesitzer ihrer Nachbarschaft. Dem Grafen K. hatte also nicht das Glück geblüht sie heimzuführen.

Wiederum waren Jahre vergangen, als ich meinen Reisefreund von Capri in Berlin aufsuchte, wo er inzwischen ein sehr geschätzter Künstler geworden war, dem natürlich auch der Titel Professor nicht fehlte. Mir zu Ehren veranstaltete er eine Soirée von „alten Römern". Die Professorin trug römische Bänder im Haar und römische Schärpe. Ich sprach ihr meinen Dank für die Aufmerksamkeit aus.

„Dies vor Allem müssen Sie betrachten," erwiderte sie auf die Broche deutend. „Mein Mann

behauptet immer diese Broche rührte von Ihnen her, obgleich ich Sie erst seit gestern kenne, und wir haben jedesmal von Ihnen gesprochen so oft ich sie trug."

Ja, es war richtig, das war mein Junokopf von Capri.

„Wie kommen Sie zu der Gemme?" fragte ich mit schlecht unterdrückter Aufregung.

„Auf die einfachste Weise: meine Cousine Clara schenkte sie mir, als sie sich verheirathete."

„Clara v. D.?"

„Gewiß; das ist auch mein Familienname."

„Und wo ist Clara?" brachte ich mit Mühe heraus.

„Todt seit einem Jahre."

„Erzählen Sie mir Näheres," sagte ich nach einer Pause; „auch ich habe der Todten einst nahe gestanden."

„Was soll ich Ihnen sagen? Clara hat den kranken Vater Jahre lang treulich gepflegt. Dann verheirathete sie sich gegen seinen Willen. Es entstand bittere Feindschaft zwischen dem Vater und ihr, und er enterbte sie."

„Ist sie denn in ihrer Ehe glücklich gewesen?"

„Nein, sie war sehr unglücklich, und kaum drei Jahre nach ihrer Verheirathung wurde sie wahn=

sinnig. Sie ist im Irrenhause gestorben. Aber da kommt mein Mann mit seinen italienischen Skizzenbüchern; das wird Sie mehr interessiren, als diese traurigen Familienangelegenheiten. Sehen Sie, hier ist die Farbenskizze der Blauen Grotte; er behauptet Sie hätten dort eines Tages einen höchst tollkühnen Streich vollführt. Nun, wie finden Sie das Bild?" — —

Arme Clara! Welche Schmerzen mußt Du getragen haben, ehe Dein klarer und reicher Geist in Nacht versank! Lastete keine Schuld auf Dir, wozu sandte dann Gott Dir dies furchtbare Schicksal? Warest Du aber schuldig, dann hast Du reichlich gebüßt. Nun hast Du den Frieden gefunden und schauest lächelnd auf unser Erdendasein herab — vielleicht auf das Blatt, auf welches ich in diesem Augenblicke mit wehmüthigem Herzen die Erinnerung an Dich niederschreibe.

Achtzehn Sicilianische Reisetage.

1851.

1. Seefahrt.

Wie deutlich erinnere ich mich jenes Weihnachtsabends, an dem ich als Knabe zum ersten Male ein wunderschönes Lesebuch mit Bildern geschenkt erhielt. Das Titelkupfer stellte einen furchtbaren Zweikampf dar. Zwei Ritter hatten sich gegenseitig mit den Lanzen durchbohrt und lagen todt am Boden. Die beiden Rosse aber, ein Rappe und ein Goldfuchs, setzten erbittert mit den Vorderhufen auf einander einhauend den Kampf fort. Und die Geschichte hierzu begann mit den Worten: „Sicilien ist ein schönes Land, das tief im Süden liegt.“ — Von jenem Tage an lebte in meiner Brust die Sehnsucht nach dem schönen Lande im Süden. Fast dreißig Jahre waren seitdem vergangen; nun aber stand ich an der Schwelle der Erfüllung.

Es war am 24. October 1851 gegen Mittag, als eine Barke mich von dem schönen, malerisch belebten Hafenquai Neapels an Bord des großen Dampfschiffes brachte, welches zu Ehren der verwittweten Königin von Spanien den Namen „Maria Cristina" trug und in zwei Stunden nach Messina abgehen sollte. Das Schiff machte seinem Namen Ehre: es war alt und hatte manchen Sturm erlebt. Kaum hatte ich in der Cajüte der zweiten Classe mit raschem Ueberblick mir eine Koje erwählt, möglichst nahe der Thüre und in der oberen Reihe belegen, für den Fall, daß unter den Bewohnern des Raumes die Seekrankheit ausbrechen sollte — da erschien auch schon die königliche Polizei; denn zu jener Zeit stand in Neapel die Herrschaft der Bourbonen in vollster Blüthe und mit ihr ein unglaubliches Polizeiregiment. Dafür gab es keine Briganten und hierbei standen sich die Reisenden weit besser als jetzt.

Offenbar befolgte die neapolitanische Regierung das löbliche Princip, ohne Noth keinen Spitzbuben aus dem Lande zu lassen. Zu diesem Endzwecke wurde auf dem Verdecke jeder der 150 Passagiere nach alphabetischer Reihenfolge vorgerufen, mit seinem Passe confrontirt, auch nach Absichten und Ansichten ausgefragt. Der alte Vesuv rauchte

mit einem Anfluge von Hohn ganz gemüthlich sein Nachmittagspfeifchen dazu, während in der Gesellschaft allmälig ein gewisser Humor der Verzweiflung einriß. Als ein kleiner eleganter Mann sich als der Principe Tasca (zu deutsch „Tasche") legitimirte, lachte das ganze Publicum ob des curiosen, wenig fürstlichen Namens; als aber unmittelbar darauf ein baumlanger, etwas proletarierhaft und durchlöchert aussehender Mensch der Versammlung als Herr Tascone (zu Deutsch „Großtasche") präsentirt wurde, da erscholl ein wahrhaft homerisches Gelächter. Im Uebrigen erfüllte diese mehrere Stunden dauernde polizeiliche Untersuchung angenehmer Weise zugleich den Zweck, die Reisegesellschaft, welche zwei Tage hindurch Freud und Leid theilen sollte, miteinander bekannt zu machen. So erfuhr ich z. B. daß auf dem Schiffe sich die ganze Operngesellschaft befand, welche bisher im Theater San Carlo geglänzt hatte; unter ihnen die schöne Signora Peruzzi, deren vortreffliche Leistungen als Luisa Miller mir in lebhafter Erinnerung waren.

Endlich fuhr die königliche Polizei an's Land zurück; dem Zischen des Schornsteins folgte eine inhaltsschwere Stille; plötzlich begannen die Räder zu schaufeln, die Wellen zu pläschern, langsam setzte

sich das Schiff in Bewegung — wir riefen: „Addio Napoli! a rivederci,“ schwenkten die Hüte — und fort ging's, dem schönen Süden zu.

Ich war in einer unbeschreiblichen Stimmung. Die so viele Jahre lang gehegte Sehnsucht nach Sicilien sollte nun endlich gestillt werden. Und etwas Anderes lag vor mir, für jeden mit der richtigen Dosis Sentimentalität begabten Deutschen von höchster Bedeutung; ich sollte die Küsten sehen, an welchen entlang einst der herrliche Dulder Odysseus der Heimath zugesteuert war — den Schauplatz der unsterblichen Gesänge Homer's.

Nicht zum ersten Male folgte ich der Spur des Kieles der irrfahrenden Laertiaden. Schon auf der Seefahrt von Civitavecchia nach Neapel hatte mich der wunderschöne, wie ein muthiges Roß sich hoch aufbäumende, in die blaue Fluth hinausspringende Monte Circello entzückt. Noch jetzt lebt die Erinnerung an die Zauberin Circe in dem Namen des Vorgebirges fort. Auch Molo di Gaëta, einst die Stadt der Lästrygonen, hatte ich im Morgengrauen in weiter Ferne liegen sehen. Der Hafen gleicht noch ganz dem von Homer beschriebenen, in welchem eilf von Odysseus' Schiffen durch die von den gottlosen Riesen herabgeworfenen Steinblöcke vernichtet wurden. Im Uebrigen be=

gnügen sich jetzt die Bewohner der Stadt damit den Fremdling zu prellen, statt ihn zu verspeisen, wie weiland ihre Vorfahren, die Lästrygonen, thaten. In die Region der furchtbarsten Abenteuer des göttlichen Dulders trug mich nun aber die Maria Cristina gerade hinein.

Den vollständigsten Gegensatz zu mir und meinem Seelenzustande bildete mein Reisegefährte, der Maler Stark, ein Bremer. Eine naiver prosaische Natur ist mir kaum begegnet. Er war gesendet worden um in Italien und namentlich in Sicilien eine möglichst große Anzahl von Ansichten und Motiven zu sammeln, welche bei Anfertigung der Decorationen für verschiedene Theater Berlins benutzt werden sollten; und allerdings war er für diesen Zweck eminent befähigt: er porträtirte die Natur ganz genau. Bis Neapel war er richtig gekommen; hier aber saß er fest, denn er verstand nicht ein Wort Italienisch und hatte keine Ahnung davon, wie er nach Sicilien hinübergelangen und sich dort weiter zurechtfinden sollte. In dieser verzweifelten Situaion traf ich ihn eines Abends im Café Europa am Toledo. „Ich reise in vier Tagen nach Sicilien ab,“ sagte ich; „kommen Sie mit mir.“ Außer sich vor Freude vertraute er sich sofort dem ihm ganz Fremden an, in der Ueberzeu-

gung, nun völlig geborgen zu sein. Stark war ein älterer Mann; das Bischen classische Bildung, welches er in der Jugend vielleicht besessen, hatte er in einem Leben voll angestrengter Arbeit völlig verschwitzt. Mein dritter Reisegefährte, der Architekt Cornhill, war bereits vor acht Tagen nach Messina zu Verwandten voraufgegangen und erwartete mich dort.

Langsam durchfurchte das Dampfschiff den schönen Golf von Neapel. Tief sog das sehnsüchtige Auge noch einmal all' die Herrlichkeiten ein, um sie als unzerstörbaren Schatz für alle Zeiten mit in die nordische Heimath zu tragen. Wer Neapel und seinen Golf kennt, der versteht mich — wer nicht, zu dem kann ich nicht sagen: „So ist es," — sondern nur: „Eile hin und siehe selbst!" — Allmälig versank das herrliche Neapel hinter uns. Vom südlichen Ufer des Golfes winkte Sorrent aus duftigen Orangenhainen. Dort hatte ich schöne Tage verlebt in dem von Adolph Stahr so anmuthig beschriebenen Wirthshause, welches die Inschrift: „Deutsche Künstlerkneipe" trägt; ich hatte ringsum die pittoresken Höhen und Schluchten des St. Angelo durchstreift, aus denen die Halbinsel von Sorrent besteht, und Abends mit deutschen Damen auf der Terrasse des Albergo di Passo

geschwärmt. Als wir so nahe an Sorrent vorbei rauschten, war ich fast versucht auszusteigen, Sicilien und Alles aufzugeben und hier für immer Hütten zu bauen. Wäre nur mein Märchenbuch und Odysseus nicht gewesen! Darum rasch vorüber! Schon hörten wir den Schlag der Woge, die sich an Capris hohem Felsgestade brach. Von Neuem begann hier das Trennungsweh. Denn die acht Tage auf der „schlafenden Felsensphynx", in denen ich ihre großartig zerklüfteten Ufer durchspäht, das reizende Anacapri und den hochragenden Monte Solaro erklettert, in der blauen Grotte gebadet hatte und von den drei schönen Schwestern Serafina, Mariuccia und Ursuletta im Tanzen der Tarantella unterrichtet worden war — sie gehörten zu den glücklichsten meines Touristenlebens.

Nur eine halbe Stunde breit ist der Meeresarm zwischen Cap Campanella, der westlichen Spitze der Sorrentiner Halbinsel, und dem jähen Felsufer Capris, welches oben die Trümmer eines Palastes von Tiberius trägt. Hindurch flog das Schiff nun raschen Laufs aus dem Golf in das offene Meer. Im Westen neigte sich bereits die Sonne. Und gleich als hätte das so oft genannte und doch von so Wenigen in seinen geheimen Schönheiten durchforschte Capri wie eine Kokette

den höchsten Reiz für den Augenblick des Scheidens aufgespart, so begann plötzlich die ganze Felseninsel bis zum Gipfel des Monte Solaro hinauf in rother Zauberopern-Beleuchtung zu glühen. Aber nicht grell, sondern durch einen Schleier von blaßrothem Abendnebel, unbestimmt und magisch — als wäre dies Alles nicht Wirklichkeit, sondern der phantastische Wohnsitz eines Geisterkönigs.

Ich weiß nicht, wie lange ich dies unbeschreibliche Schauspiel angestaunt haben mochte, da weckte mich ein Schlag auf die Schulter. „Lieber Herr," sprach Stark, „wollen Sie denn nicht in den Salon zum Diner hinabgehen? es ist ausgezeichnet gut."

Ich sah mich um, und richtig, seit mehr als einer halben Stunde war ich ganz allein auf dem Verdecke gewesen; die Anderen hatten indeß unten getafelt. Eilig sprang ich nun hinab, erwischte glücklich noch ein halbes Dutzend Apfelsinen und einige Hände voll Feigen, und rasch war ich wieder oben. Capri verschwand hinter den Bergen der Sorrentiner Halbinsel, welche wir jetzt umfuhren. Wir glitten an den furchtbaren Schluchten und Graten vorbei, die St. Angelo nach Süden entsendet; wir sahen die kleinen weißen Ortschaften theils oben auf scheinbar unzugänglichem Fels-

rande schweben, theils in den Schluchten unter üppigster Vegetation an rauschenden Gebirgsbächen emporklettern; Positano, Agerola, hinter dem schroffen Cap Conca das malerische Amalfi und die ganze Küste bis Salerno, mit ihren Vorsprüngen und Saracenenthürmen. Und dicht vor uns lagen plötzlich drei Inselchen, eigentlich nur Felsblöcke, kaum fünfzig Fuß aus dem Meere emporragend, unscheinbar und doch über den ganzen Erdkreis berühmt. Es waren die Inseln der Sirenen, und Vater Homer's Geist schwebte über ihnen. Verschwanden sie auch im Grunde völlig vor der unaussprechlichen Schönheit des Felsgestades, an dem entlang die Fahrt ging, so richtete sich doch der Blick immer wieder nach diesem Punkte, um welchen der Abendschein der untergehenden Sonne und der Morgenschein der erwachenden Poesie leuchtete. Zwar fehlten oben die schönen Jungfrauen, auch bleichten am Fuße nicht mehr die Gebeine der Männer, denen ihr Gesang den Tod bereitet hatte — dennoch erstand die ganze Götter- und Sagenwelt des griechischen Alterthums vor meinem Geiste.

Den Zauber dieses Ortes versuchte ich meinen Reisegefährten begreiflich zu machen. Aber es gelang nur schwach; denn ich verstand unter Sirenen

schöne männermordende Jungfrauen mit Fischschwänzen, er aber eine Art von feinblättrigem spanischen Flieder. Daher wandte ich mich an die schon erwähnte Primadonna, welche, ein reizendes Wachtelhündchen auf dem linken Arme, ein elegantes weißes Atlaskissen in der rechten Hand, einsam auf dem Verdecke umher wandelte, während die übrige Operngesellschaft etwas abseits beisammen saß, rauchte, lachte und sich Geschichten erzählte, die offenbar nicht für ein größeres Publicum bestimmt waren.

Ich eröffnete der Signora, einst hätten dort die berühmten Sirenen gesungen; sie seien aber unzweifelhaft nur Pfuscherinnen im Vergleich zu ihr gewesen. Lächelnd wies sie mit der Hand auf das kleine Häuschen oben auf dem größten der drei Inselchen, welches zur Aufbewahrung der Netze dient, in denen dort im Frühling und Herbst die Schaaren der darüber hinziehenden Wachteln gefangen werden, und fragte voll tiefen Mitleids ob meiner Einfalt:

„In jenem Theater dort?"

Dennoch nahm sie mein ihr unverständliches Compliment nicht übel; ich kam naturgemäß auf ihre Leistungen in San Carlo zu Neapel, wobei ich kein Wachs in den Ohren gehabt, und war

eben im besten Zuge der Unterhaltung — da begann plötzlich ihre Nasenspitze sich mit unheilverkündender Blässe zu überziehen. Die Wellen hatten angefangen höher zu gehen; das Schiff schwankte, indem es sich hindurch arbeitete. Mit meiner Hülfe etablirte die Signora sich malerisch auf einer Bank des Verdeckes; jetzt begriff ich, wozu sie vorsorglich sich mit dem Atlaskissen versehen hatte ... Aber der ‚Mensch' versuche die Götter nicht! noch eine Viertelstunde, und sie zahlte ächzend dem Meere ihren Tribut; wir schleppten die halbtodte Schöne in die Damencajüte hinab, und ich sah sie erst einige Tage später in Messina wieder, wo sie als Luisa Miller brav ihre Limonade trank.

Feurig war indeß die Sonne hinabgesunken in das „weitaufschauernde Weltmeer". Die Octobernacht war mild und lau; die Sterne funkelten in wunderbarer Pracht; das Meer rauschte fast melodisch unter den Schlägen der Schaufelräder. Und auf den dunklen Häuptern der von ihnen aufgeworfenen Wellen erglänzten in weißblauem Lichte Tausende jener wunderbaren Glühwürmchen der Tiefe, welche das Meerleuchten hervorbringen. Noch mehrere Stunden vergingen mir im Anschauen dieses wunderbar schönen Schauspiels; dann wurde es kalt; ich kroch in meine Koje und ließ mich

sanft von den Wellen einwiegen, welche unmittelbar neben meinem Ohr an die Schiffswand schlugen.

Am folgenden Morgen trieb es mich früh aus der engen Cajüte auf's Verdeck. In der herrlichsten Morgenbeleuchtung lag die grüne Küste von Calabrien da. Kühngeformte Berge erhoben ihre Häupter im Innern des Landes, alle überragend der zweikuppige Monte Carpino.

Hatte Circe dem scheidenden Odysseus wahrhaftige Auskunft gegeben, so mußten nun die Irrfelsen, mitten im Meere liegend, folgen. Ich sollte nicht lange in Zweifel bleiben. Am Mittag, bald nachdem wir das Städtchen Poli passirt hatten, tauchte rechter Hand ein hohes Felseneiland aus den Fluthen auf, schroff und kegelförmig, das Haupt in eine Rauchwolke gehüllt. Don Vincenzo aber, der Capitän des Schiffes, streckte die Hand dahin aus mit den Worten: „Ecco Stromboli!"

Bekanntlich schien der Vesuv während des Alterthums völlig erloschen, bis er im Jahre 63 nach Christi plötzlich seinen Schlund öffnete und Pompeji und Herculanum begrub. Auch der Aetna muß bis zum sechsten Jahrhundert n. Chr., wo wir von einem großen Ausbruche die erste historische Kunde besitzen, sich sehr ruhig verhalten haben;

wenigstens wird nirgends in den Homerischen Gesängen seiner als eines feuerspeienden Berges gedacht. Somit war zu Homer's Zeiten wahrscheinlich Stromboli der thätigste, vielleicht der einzig thätige Vulcan jener Regionen, und galt den alten Seefahrern als Hauptsitz jener furchtbaren und unheimlichen Naturkraft. Jetzt ist Stromboli nicht mehr der todbringende Irrfelsen, sondern ein wohlbevölkertes, handelsfleißiges Inselchen, dem die Schiffe sorglos nahen dürfen.

Noch bevor wir die Höhe von Stromboli erreichten, legte das Schiff vor dem malerischen Felsenneste Pizzo, einer ehemaligen kleinen Festung, an. Sie hat eine traurige Berühmtheit erlangt durch die verrätherische Gefangennahme und das tragische Ende des heldenmüthigen Murat, des einzigen Königs von Neapel seit mehr als hundert Jahren, unter dessen Scepter in dem schönen Lande Ordnung und Gesetzlichkeit herrschten und die öffentliche Wohlfahrt aufblühte. Don Vincenzo, mit dem ich nicht versäumt hatte mich zu befreunden, eröffnete mir, er würde vor zehn Uhr Abends nicht wieder in See stechen. Er war im Begriff, an's Land zu fahren, und erbot sich freundlich mich und meinen Reisegefährten mitzunehmen. Wir wollten doch auch gern das schöne Calabrien be=

treten, an dessen lockenden Küsten wir schon zu lange hingefahren waren, und auf dessen Boden so selten ein nordischer Reisender den Fuß setzt. Denn noch jetzt bildet Pästum, eine Tagereise südlich von Neapel, den Markstein bis zu welchem der Tourist vorzudringen pflegt, wenn anders die Briganti es gestatten; darüber hinaus ist das Festland Italiens fast ganz terra incognita.

Rasch trug uns die Barke an's Land. Pizzo sah äußerst verkommen, seine Bewohner, welche uns haufenweis umringten, im höchsten Grade spitzbubenhaft aus. Instinctmäßig fragte ich Don Vincenzo ehe wir uns trennten, wo er in der Stadt zu finden sei, wenn wir seiner etwa bedürften. Er zeigte uns ein Kaffeehaus am Hafenplatze, und schwor, im Nothfalle eher die Stadt mit seinen beiden Zwölfpfündern zu bombardiren, als zu leiden, daß uns ein Haar gekrümmt würde.

Völlig beruhigt trat ich nun mit Stark eine Wanderung in die Gegend an. Wir wanderten die neuerbaute Kunststraße entlang, welche viele hundert Fuß hoch über dem Meere den schönen Windungen des Ufers folgt. Stets wechselt die Aussicht; hinter jedem Vorsprunge öffnet sich ein neues Thal (hier Fiumara genannt), von einem wilden Bergwasser durchrauscht und mit der

üppigsten Vegetation bekleidet. Tief unten brandet das Meer am steil abfallenden Fels; oder die Wellen spülen leicht über den weichen Kiessand, welchen der Bergstrom dort abgelagert hat, und der oft für einige Fischerhütten und ihre Barken Raum gewährt. An den Bergen zur Linken hinauf kletterten malerisch die Weinpflanzungen; weiße Winzerhäuschen blickten aus dichtem Laube. Dann folgten schöne Waldungen von Nußbäumen, Kastanien und immergrünen Eichen. Ueber sie empor reckten sich graue kahle Felsenhäupter, deren scharfe Formen allmälig in der Abendsonne sich warm zu färben begannen. In großer schöngeschwungener Linie stieg vor uns das Vorgebirge von Monte Leone auf.

Wir standen auf altclassischem Boden. Das philologische Zopfthum der Gymnasien verleitet meist zu der völlig irrigen Anschauung, die Römer seien das eigentliche Culturvolk Italiens gewesen. Aber um die Zeit, als die ausgesetzten Zwillinge der Rhea Sylvia von der Wölfin gesäugt wurden, blühte hier in Unteritalien bereits eine hohe Bildung, welche die rohe Hand des eroberungssüchtigen Roms wohl in Trümmer schlagen, aber nie wieder herstellen konnte. Hier lag, von Griechenland gegründet, eine große Zahl mächtiger und

reicher Pflanzstädte: Neapel selbst; Cumä, wo die Sibylle hauste; Posidonia, dessen dorische Tempeltrümmer zuerst dem entzückten Wanderer die Ahnung der altgriechischen Herrlichkeit aufgehen lassen; das schwelgerische Sybaris, welches auf Rosenblättern schlief; das schöne Tarent, welches den Arion feierte; Thurii und Locri, wo Charondas und Zaleukus weise Gesetze schrieben; endlich Croton, berühmt durch seine Athleten, vor Allem aber als Stätte der Wirksamkeit des Begründers der griechischen Philosophie italischer Schule, Pythagoras. Großgriechenland hieß das einst so schöne Land. Schön war es auch jetzt noch, wie vor alten Zeiten — aber öde statt gesegnet; das heitere freie Griechenthum war längst verschwunden — der finstere Despotismus des Pfaffenthums und der Bourbonenherrschaft lastete auf ihm.

Dies Alles erzählte ich meinem verwunderten Reisegenossen, als wir im klaren Mondlichte auf dem Felsenvorsprunge von Monte Leone saßen. Ein weicher Hauch wehte von Sicilien herüber; rings um uns her war es still, menschenleer und feierlich. Wunderbarer Gegensatz! — gerade auf diesem Punkte wurde wenige Jahre später der entscheidende Kampf gekämpft, welcher Garibaldi die Thore Neapels öffnete.

In Pizzo harrte indeß auch unser ein Kampf. Erst nach neun Uhr erreichten wir das Städtchen wieder. Am Hafen war Alles still; nur ein schlafender Fischer lag neben seiner Barke. Ich weckte ihn und wünschte zum Dampfschiff gerudert zu werden. Der Kerl forderte vier Piaster (sechs Thaler) und sagte schlau lachend: „Ich habe expreß auf Euch gewartet, Signori. Don Vincenzo ist bereits vor einer halben Stunde an Bord gegangen; der Schornstein der Maria Cristina dampft schon, eine andere Barke ist nicht da, und das Schiff wird ohne Euch abfahren, wenn Ihr nicht zahlt, was ich fordere."

Die Situation war höchst fatal; der Wegelagerer hatte Recht, wir waren völlig in seiner Gewalt. Nur die größte Kaltblütigkeit konnte uns hier retten. Ruhig bot ich ihm fünf Carlin (einen halben Thaler), eine sehr reichliche Belohnung für die kurze Fahrt, und als er das höhnisch zurückwies, entgegnete ich ihm lachend:

„Don Vincenzo weiß, daß wir hier sind, und wird nicht abfahren ohne uns. Dabei drehte ich meinen Bart und wendete den Schritt gleichmüthig, obschon es in mir kochte, dem nahen Kaffeehause zu. Verwundert folgte mir mein Reisegefährte, der von alle dem Nichts verstand. Im Café, wo

ein einziges trübes Lämpchen zweifelhaftes Licht auf den schmutzigen Raum warf, bestellte ich eine Flasche calabrischen Weines und installirte mich anscheinend so gemüthlich als möglich.

Ich hatte richtig gerechnet. Nicht fünf Minuten waren verflossen, da steckte Cecco den Kopf in die Thüre und fragte:

„Wollt Ihr für drei Piaster?"

„Wollt Ihr ein Glas Wein?" erwiderte ich.

Cecco verschwand mit allen Zeichen der äußersten Entrüstung. Nach einer kurzen Pause kam er wieder; offenbar war er stutzig geworden.

„Wollt Ihr für zwei Piaster?"

„Ich habe Euch ein Glas Wein angeboten; trinkt doch, wir haben noch Zeit."

Zögernd trat er an den Tisch, zog die rothe Mütze vom Kopfe und leerte das Glas. Ich zog das „rothe Buch" aus der Tasche und begann zu lesen.

„Nun," sprach er mit sichtlichem inneren Kampfe, „weil Ihr so bravi forestieri seid und mir ein Glas Wein gegeben habt, so will ich Euch für einen Piaster fahren."

„Und weil Ihr jetzt höflich seid und unseren Wein nicht verschmäht habt, so werde ich Euch einen halben Piaster geben."

„Die heiligste Jungfrau soll mich davor bewahren!“ rief er und stürzte fort.

„Wohlan, lieber Herr Stark,“ sprach ich, lassen Sie uns rasch die bottiglia bezahlen; es ist die höchste Zeit, wenn wir überhaupt noch mit wollen nach Sicilien.“

„Das habe ich auch schon gedacht,“ rief Stark, dem es plötzlich tagte, in welcher Gefahr wir schwebten — „ich weiß auch gar nicht, warum wir uns hier noch lange hinsetzen und trinken.“

Kaum war der Wein bezahlt, so rief Cecco in die Thüre: „Die Barke ist bereit, Signori, aber ein kleines Trinkgeld muß ich außer dem halben Piaster noch haben.“

„Das versteht sich, und diesen Rest in der Flasche auch noch, damit Ihr gut rudert.“

Pfeilschnell flog das Boot über die Wasserfläche und kurz vor zehn Uhr betraten wir das Verdeck, zum größten Erstaunen von Don Vincenzo, der uns längst an Bord glaubte. Cecco aber war glückselig, noch so spät am Abend ein so gutes Geschäft gemacht zu haben.

Wiederum wiegte mich Amphitrite in Ruhe.

Die aufgehende Sonne beleuchtete das hohe Cap von Palmi und die immer wilder und großartiger werdenden Fiumaren der calabrischen Küste.

Siroccoluft hüllte Alles in rosigen Duft ein. Da sprang plötzlich ein schwarzer zerklüfteter Felsen in's Meer vor, von drei Seiten aus einer Höhe von wohl fünfhundert Fuß steil abstürzend, und von dem am Lande liegenden Städtchen durch eine tiefe, mit schmaler Brücke überspannte Schlucht getrennt. Ein zerfallendes Schloß krönte seinen Scheitel. Zwei kleinere Felsen lagen nördlich im Meere davor. Mit Ungestüm brausten die vom Sirocco herangetriebenen Wogen am Gestein in die Höhe und fielen, zu weißem Schaum zersplittert, zitternd wieder herab. Don Vincenzo aber streckte wiederum die Hand aus und rief: „Ecco la Scilla."

Hier also hauste einst Scylla, das unten von bellenden Hunden umgebene Scheusal, welches dem Odysseus sechs der besten Gefährten fraß — so grausam rächte sie an den vorbeifahrenden Männern die vom Glaukos verschmähte Liebe. Jetzt schreckt sie die Seefahrenden nicht mehr. Eine alte Herzogsfamilie bewohnt das zerfallene Castell. Dieses, sowie das Städtchen am Lande, trägt noch gegenwärtig den Namen Scylla, während der Felsen selbst La Rema genannt wird.

Wo aber strudelte die noch weit furchtbarere Nachbarin der Scylla, die grause Charybdis? Die

meisten Geographen und sogar die neue italienische Encyclopädie von Amati verlegen sie an das Siciliens Nordspitze bildende Cap Faro. Zu Homer's Schilderung paßt dies aber durchaus nicht. Circe sagt (Od. XII. 73):

Dorthin sind zween Felsen. Der eine ragt an den Himmel,
Spitz erhebend das Haupt, und Gewölk umwallet ihn ringsum.
Doch weit niedriger schaust Du den andern Felsen, Odysseus,
Jenem so nah, daß Dir leicht hinüber schnellte der Bogen.
D'ran ist ein Feigenbaum, der groß und laubig emporgrünt.
Unter ihm droht Charybdis und schlürft das dunkle Gewässer.

Und Odysseus erzählt beim Alkinoos (Od. XII. 234):

Jetzo steuerten wir angstvoll in den engenden Meerschlund,
Denn hier drohete Scylla und dort die grause Charybdis,
Fürchterlich jetzt einschlürfend die salzige Woge des Meeres.
Wenn sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel aus flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und empor flog
Weicher Schaum, bis zum Gipfel die Felsen beide bespritzend.

Nach dieser Beschreibung ist es völlig unzulässig, die Charybdis an dem mindestens zwei Stunden entfernten Cap Faro zu suchen, welches niedrig, sandig und ohne jeglichen Fels in's Meer hinausläuft, auch keine Spur eines Strudels aufzuweisen hat.

Hier sollte nun wiederum Don Vincenzo Rath schaffen. Ich trug ihm den kritischen Fall in wohlgesetzter Rede vor. Aber zu meinem Schrecken erwiderte er mit sträflicher Verletzung der Ehrfurcht vor Vater Homer und spöttisch dazu lächelnd:

„Glauben Sie Nichts von dem, was die alten Dichter erzählen. Alle Dichter lügen gern, und ich als Schiffscapitän muß das besser wissen. Die Charybdis, oder wie wir jetzt sagen, der Calofaro, war stets und ist noch heute wohl drei Stunden weit von hier, nahe bei Messina, und ich bin wohl hundertmal darüber hingefahren."

„Aber, Don Vincenzo, ist denn der Strudel nicht mehr gefährlich, wie in alten Zeiten, wo er das Wasser nebst den Schiffen einschlürfte und dann wieder gen Himmel spie?"

„Erzählen das die Dichter auch? Santissima Madonna! Nun seht einmal diese großen Spitzbuben! Wenn die Fluth in die Meerenge strömt und der Sirocco stark dagegen weht, dann stauen sich eben oftmals die Wellen hoch auf — das ist Alles. Es kommt wohl vor, daß die Fischerbarken dann umgeworfen werden; aber die Maria Cristina macht sich Nichts aus solchen Bagatellen! Nun, Sie werden ja selbst sehen; die See geht hoch, und wir passiren bald den Calofaro."

Dabei strich er verächtlich mit den Fingerspitzen der rechten Hand unter dem schwarzbärtigen Kinn hinweg nach vorn, wie die Neapolitaner zu thun pflegen, wenn sie Etwas verneinen wollen.

Die Charybdis eine Bagatelle, und Vater Homer ein großer Spitzbube! Es war grausam von Don Vincenzo, meine theuersten Illusionen so zu zerstören!

Und doch muß ich den Urvater der Dichter preisen ob der poetischen Licenz, welche er sich hier erlaubt hat. Denn was bedeutete die Scylla, gurgelte nicht unmittelbar neben ihr die noch weit furchtbarere Charybdis! Nun aber rufen Beide, zu gleicher Zeit den kühnen Seefahrer bedräuend, ihm, und mit ihm Jedem auf dem stürmischen Meere des Lebens Schiffenden zu: Von zwei unvermeidlichen Uebeln wähle stets das kleinere — opfere, wie Odysseus, lieber sechs Gefährten, als das ganze Schiff!

Und welches Glück für uns, daß unser Schiller nicht in die Lage kam, sich gleich mir von Don Vincenzo belehren zu lassen — er hätte nimmer seine herrliche Ballade geschrieben!

Nach dem, was Don Vincenzo behauptete, und was auch der Augenschein bestätigte, konnte ich nicht umhin, eine weit mildere Ansicht von den

Gräueln zu gewinnen, welche Homer, Virgil, Ovid und ihre Nachfolger den Damen Scylla und Charybdis aufgebürdet haben. Weit weniger bekannt als diese Fabeln, aber in Wahrheit weit furchtbarer als sie, ist die Katastrophe, die vor hundert Jahren, am 5. Februar 1773, an eben diesem Orte sich wirklich ereignete.

Dasselbe Erdbeben, welches Messina in einen Schutthaufen verwandelte, machte auch das Schloß und die Stadt Scylla erbeben. Der greise Principe Scylla, den flehenden Bitten seiner Familie endlich nachgebend, flieht mit den Seinen aus dem Schlosse; seinem Beispiele folgt fast die ganze Bevölkerung der Stadt. Weil die Erde schwankt, begiebt man sich auf die Schiffe, das Geringe an Habe mitnehmend, was man in der Eile zusammenraffen kann. Aber die vorhandenen Fahrzeuge fassen lange nicht Alle; ein großer Theil der Bewohner bleibt jammernd am Ufer zurück. Die Nacht bricht an; die Natur scheint sich zu beruhigen; schon glaubt man sich gerettet. Da löst plötzlich ein neuer furchtbarer Erdstoß einen Theil des Berges Baci los, welcher dicht neben der entsetzten Menge donnernd an's Ufer hinabrollt. Zugleich erhebt sich ein dumpfes Gebrause aus dem Meere; ein Abgrund öffnet sich und verschlingt

in einem Augenblicke sämmtliche Schiffe mit Allem, was sie tragen. Und dann schwillt das Meer hoch empor und stürzt tobend über die Ufer hin; es überfluthet die höchsten Gebäude der Stadt, es wirft die Schiffstrümmer und die Leichen in die Straßen und vernichtet die am Lande gebliebenen Reste der Bevölkerung. Von allen Bewohnern des Städtchens überlebten nur sechszehn (!) diese Schreckensnacht, zum Theil auf die wunderbarste Weise gerettet.

Hinweg von dem Schauplatz so furchtbarer Ereignisse! — Schon setzt die Maria Christina sich wieder in Bewegung, dem schönen Eiland Trinacria zugewendet. In unsäglichem geheimnißvollen Reiz lag dieses da. Nur zuweilen warf die Sonne helle Streiflichter durch den Morgennebel auf die zackigen Ausläufer; welche sich von den Gebirgen des Innern an den Meeresstrand vorwagen. Schon jetzt frappirte mich die Verschiedenheit der Farbe Siciliens von der des Festlandes. Italiens Berge sind von hartem Grau, welches durch das Grün der Weinberge und Wälder und das freundliche Weiß der Villen und Städtchen sanft gemildert, von der Ferne aber zu hellem Violettblau verklärt wird. Die Gebirge Siciliens dagegen sind von kräftigem Gelbbraun; die fremdartige Vegetation

von Cactus, Aloe, Fächerpalmen, von Erdbeerstrauch, Oleander und Myrthe bildet dazu einen warmen und doch frischen Gegensatz, den das breit herabfluthende Sonnenlicht zur schönsten Harmonie verschmilzt. In den Formen noch kühner, in den Farben noch reicher, ist Sicilien den Landschaftsmalern eine fast noch werthvollere Perle als Italien. Freilich verdirbt sich auch Mancher den Pinsel dort.

Mit freudigem Herzklopfen stand ich auf dem Bugspriet, als das Schiff in die nur eine Stunde breite Meerenge hineinwogte, welche die Insel vom Festlande trennt. Ich hoffte nun, die Wellen der Charybdis würden bald das Fahrzeug tanzen machen. Aber je näher wir dem Calofaro kamen, desto ruhiger wurde das Meer — es schien zu schlafen. Wie schade!

Prächtig stieg nun das weiße Messina vom Meere an den grünen Bergen empor. Schon wähnten wir den Duft seiner Orangengärten zu verspüren. Aber wir rauschten vorbei. Zur Linken vom Festlande lag Reggio, das Rhegium, aus dem einst Ibycus gezogen, jetzt ein kleines verfallenes Städtchen. Vor ihm legte das Schiff wohl eine Stunde lang bei; eine harte Geduldsprobe, um so mehr als der Aetna neidisch ein Gewand von

dichten Wolken um sich geschlagen hatte. In großem Bogen wandte sich die Maria Cristina dann wiederum gegen Norden, und eine halbe Stunde später rasselte im Hafen von Messina der Anker vom Schiffsbord. Eine Barke stieß an's Schiff — die Treppe herauf sprang Freund Cornhill mit dem freudigen Zuruf: „Willkommen in Sicilien! hier ist's wunderschön!"

Die Formalität, welche Polyphem anwendete, als er seine Widder einzeln aus der Höhle passiren ließ, damit kein Uebelthäter mit entwische, wurde mit geringen Abänderungen von Seiten der löblichen Polizei auch von uns vollzogen und endlich betrat mein Fuß den Boden des alten Sagen- und Wunderlandes, den prachtvollen Hafenquai Messinas. Als sentimentaler Deutscher wäre ich nun eigentlich zu einer begeisterten Dankrede an das Schicksal verpflichtet gewesen, welches mich nach fast dreißig Jahren des Wartens und der Sehnsucht von dem Titelkupfer meines Märchenbuches endlich zur Wirklichkeit geführt hatte. Wer aber den Lärm und das sinnverwirrende Gedränge einer Ankunft mit dem Dampfschiffe kennt, namentlich in Italien, wo sich Facchini, Ciceroni, Unterhändler jeglicher Art und zahlloses anderes Gesindel gleich beutelustigen Tigern auf den Fremden stürzen, der wird es be-

greiflich finden, daß ich Nichts sagte als: „Nun, lieber Cornhill, rasch in's Hôtel!“ — „Subito,“ rief er, „Subito! folgen Sie mir nur“ — und begann, nachdem er einem Facchino unser Gepäck übergeben, sich eilig durch die Menge zu winden.

Nach wenigen Minuten standen wir vor einem mäßig großen Hause von keineswegs einladendem Aeußern, welches an einer der oberen Etagen die Inschrift „Hôtel du Nord“ trug. Die verschlossene Thüre öffnete sich auf unser Klopfen, und eine Hausflur und Treppe von glänzendster Sauberkeit strahlte uns entgegen — in Italien eine seltene Erscheinung. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als oben auf dem Vorplatze eine ältliche, mit minutiösester Sorgfalt gekleidete Frau, Donna Carolina, die Besitzerin des Hôtels, uns mit den Worten empfing: „Na gottlof dat Sei endlich da sünd — wi hefft all lang töwt!“

In Sicilien mit Plattdeutsch bewillkommnet zu werden, der Sprache, die ich mit den Bauernjungen meines Heimathsdorfes geredet hatte — ich wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen. Freund Cornhill lachte — die Ueberraschung welche er uns zugedacht, war vortrefflich gelungen. Freund Stark dagegen fühlte sich zum ersten Male, seit er Italien betrat, heimisch angeweht — was Wunder, daß er mit

hellen Thränen im Auge beide Hände der Donna Carolina ergriff und ihr gleichfalls im besten Plattdeutsch sein Entzücken ausdrückte. Diese „süße Musik vom Ufer der Garonne“ hatte Donna Carolina ihrerseits nicht erwartet. Als nun aber auch ich begann in gleicher Mundart zu reden und ihr erzählte, ich habe noch während des dänischen Krieges längere Zeit in ihrer Vaterstadt Schleswig in Quartier gelegen, da umarmte sie mich voller Rührung und rief: „Nu sallen Sei ock dat beste Timmer in't ganze Huus hebben! Don Giovanni, bringet mal den Signor Capitano up numero quaranta tre!“

Don Giovanni verstand diese Mischung von Plattdeutsch und Sicilianisch vollkommen und öffnete mir einen kleinen Salon mit einer Aussicht über den Hafen und der Meerenge auf die calabrischen Berge, daß ich stumm vor Entzücken dastand.

„Nun, was sagen Sie dazu,“ rief Freund Cornhill — „habe ich's gut gemacht?“ —

2. Bis Taormina.

Messina! welch' schöner Name! Strömt nicht heller Sonnenschein und süßer Duft von Goldorangen bei seinem bloßen Klange uns Nordländern entgegen? Aber was ist das Alles gegen die schöne Wirklichkeit!

Und dennoch bot gerade in dem Augenblicke, da ich sie betrat, die Stadt Messina nicht überall einen erfreulichen Anblick dar. Weit weniger deshalb, weil die lange Reihe der Paläste am Hafenquai nach dem großen Erdbeben von 1773 nur nothdürftig wieder hergestellt war, indem man bei den meisten auf den stehen gebliebenen Rumpf rücksichtslos ein Dach gesetzt hat, unbekümmert ob die Halbsäulen der prächtigen Façaden mitten durchgeschnitten werden. Weit trauriger war es vielmehr, daß wohl ein Drittel der Häuser des südlichen Stadttheils als ausgebrannte Ruine dastand, ohne Dach, ohne Fenster, und nur im Erdgeschoß theilweis wieder zu dürftigem Obdach für Menschen hergerichtet.

„Woher dies furchtbare Unglück?" fragte ich Don Giovanni, der mich, nachdem ich Toilette gemacht, zum Hause des preußischen Generalconsuls geleitete.

Er sah sich scheu um, zuckte die Achseln und sprach: „Ma che! Der König hat es befohlen," sagen sie.

„Der König?"

„Ja, Signor Capitano, Niemand zweifelt daran."

Ueber den Hergang dieses schrecklichen Ereignisses

erfuhr ich von den deutschen Bewohnern Messinas Folgendes:

Wie fast überall, brach auch in Neapel und Sicilien im Jahre 1848 die Revolution aus. In Neapel gelang es dem König Ferdinand mit Hülfe seiner braven Schweizerregimenter, den Aufstand in einem Tage niederzuwerfen. Ganz Sicilien dagegen ging verloren, nur die Citadelle von Messina behauptete der tapfere General Pronio. Es wäre nun ein leichtes gewesen, die Citadelle von den umliegenden Höhen aus in einen Schutthaufen zu verwandeln. Aber Miroslawsky, welcher das sicilianische Insurrectionsheer mit eben so viel Ungeschick und Kopflosigkeit befehligte, als im Jahre darauf das Badische, unterhandelte statt zu schießen. So gewann der König Zeit. Am 5. September 1848 landeten von dem gegenüberliegenden Reggio aus unter dem Schutze der Kanonen der Citadelle zehntausend Mann neapolitanische Truppen, dabei zwei Schweizerregimenter. Unter Filangieri's Anführung erstürmten sie die von sechszehntausend Sicilianern hartnäckig vertheidigte Stadt. Fürchterlich hausten nun die neapolitanischen Mordbrenner; nachdem der Kampf längst beendigt war, raubten sie ganze Straßen aus und steckten dann die Häuser in Brand, bis die braven Schweizer

selbst ihnen Halt geboten. Dieselben Scenen wiederholten sich im April des folgenden Jahres zu Taormina und Catania. Und wahrlich, wer gleich mir in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen sah, dem wurde klar, daß in diesem Lande die Tage der Bourbonenherrschaft gezählt seien.

Vorläufig aber herrschte Ruhe und Frieden auf der ganzen Insel. Filangieri hielt strengste Ordnung; von Briganten war keine Rede und man konnte sorglos und unbewaffnet bei Tage und bei Nacht in den Bergen umherstreifen, wenn man Lust dazu hatte.

In Messina selbst lebte sich's außerordentlich angenehm. Donna Carolina sorgte wahrhaft mütterlich für uns. Nach der Rückkehr von den täglich unternommenen Ausflügen in die herrliche Umgegend fanden wir um vier Uhr in dem kühlen Speisezimmer ein gutes Mittagessen bereit; es fehlte dabei nicht an vortrefflichem leichten Syracuser und wir machten manche liebenswürdige deutsche Bekanntschaft. Dann empfing uns das Café Peloro und mit ihm ein Genuß, der wahrlich nicht gering anzuschlagen ist: das beste Eis der Welt. Der Schnee des Aetna wird in den großen Höhlen am Berge, die einst den Cyclopen zum Wohnsitz dienten, gesammelt und liefert das Material zu

dieser modernen Ambrosia. Nicht weniger als zweiunddreißig Sorten pflegte die Eiskarte aufzuweisen; der erste Preis gebührte aber der Gattung, welche schiumone (Schaum) genannt wurde. Sie bestand aus einem großen napfkuchenartigen Gegenstande, von welchem Scheiben abgeschnitten wurden; das Aeußere bildete eine dünne Schicht sehr festen Chocoladeneises; das Innere aber war wirklich mit leicht gewobenem, gefrorenem Schaume gefüllt, so duftig, so zart, so poetisch von Ansehen und Geschmack, daß sicher die unsterblichen Götter ihn nicht verschmäht haben würden.

Vor dem Café Peloro saß man ein Stündchen im Freien und unterbrach das dolce far niente höchstens durch Lesen einer alten Nummer der Augsburger Allgemeinen, der einzigen damals in Italien erlaubten deutschen Zeitung. Dann aber lockte der Abend unwiderstehlich zu einem Spaziergange an's Meerufer oder den Hafenquai. Dort sahen wir die Abendbeleuchtung der calabrischen Berge, dort horchten wir häufig den märchenerzählenden Rhapsoden, von ihren Pantomimen mehr verstehend, als von ihren in sicilianischem Dialekte vorgetragenen Improvisationen. Den Rest des Tages verbrachten wir entweder in einer der reichen und gebildeten deutschen Kaufmannsfamilien

Messinas, oder wir halfen in dem prächtigen neuerbauten Theater unsere Reisegefährtin, die schöne Signora Peruzzi, applaudiren.

Auch in einem vornehmen italienischen Hause fand ich Zutritt. Am Schlusse der napoleonischen Kriege war eine Tochter desselben einem stattlichen Officier der englisch-deutschen Truppen, welche damals Sicilien occupirten, als Gattin in seine nordische Heimath gefolgt; ich gehörte jetzt demselben Regimente an, ich brachte Briefe und Grüße von deu Verwandten in Deutschland, und wurde demzufolge selbst wie ein Verwandter aufgenommen. Mehr noch, durch einen wunderlichen Zufall fand ich in einem der Chefs des Banquierhauses, bei welchem ich accreditirt war, einen ehemaligen Officier meines Regimentes, welcher zu jener Zeit in Sicilien zurückgeblieben war. Er übte an mir, obgleich sechsunddreißig Jahre dazwischen lagen, die Pflichten der Cameradschaft auf's Trefflichste, und ihm vor Allem danke ich manche äußerst schätzbare Belehrung über die politischen und socialen Verhältnisse des Landes.

Eines Morgens, als wir an dem Hafen gingen, interpellirte ich ihn wegen der von Don Vincenzo so wegwerfend behandelten, ja geradezu in ihrer Existenz bedrohten Charybdis.

„Don Vincenzo ist über diesen Punkt doch nicht ganz richtig informirt gewesen," erwiderte er. „Die Charybdis existirt noch jetzt und ist merkwürdig genug. Wünschen Sie ihre persönliche Bekanntschaft zu machen?"

„O gewiß, wenn es irgend angeht."

„Nichts leichter als das — sie wird uns nicht verschlingen; ohnehin ist es ja heute völlig windstill."

Er winkte einer Barke mit zwei Ruderern. „Al Calofaro!" rief er — und rasch trug uns das gebrechliche Fahrzeug aus dem Hafen und nordwärts am Ufer entlang, bis zu dem niedrigen Vorsprunge, welcher von dem darauf befindlichen Leuchtthurme Punta della Lanterna genannt wird. Hier, etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt, befindet sich „der Schlund der Charybdis". Wir hielten still. Das Wasser war durchaus ruhig und glatt. Deutlich konnte man erkennen, daß sich in dem sonst ziemlich flachen Meeresgrunde eine steil abfallende, trichterförmige Vertiefung niedersenkte. Sie hat höchstens hundert Schritt im Umfange und nach der Messung Spallanzani's, dem es vorbehalten war, die alten selbst noch von Buffon geglaubten Fabeln zu zerstreuen, etwa fünfhundert Fuß Tiefe. Die Durchsichtigkeit des Wassers an den Rändern des Trichters war überraschend; weit hinab konnte man die

Felsen und Vorsprünge im Innern auf's Klarste unterscheiden. Von einem Strudel, der das Wasser und die auf demselben befindlichen Gegenstände einschlürfte, war nicht das Mindeste zu bemerken; im Gegentheil pflegen die Wellen wegen der großen Tiefe hier ruhiger zu sein, als rings umher. Dennoch war eine selbständige Bewegung des Wassers in diesem Trichter, ein Aufwallen, als würde es von unterirdischer Kraft in die Höhe getrieben, unverkennbar. Auf der Oberfläche zeigten sich viele ganz kleine Wirbel von etwa einem halben Fuß Durchmesser. Die Schiffsleute versicherten, diese Wirbel hätten die Kraft, allmälig jeden Gegenstand aus dem Bereiche des Calofaro hinauszutreiben; und wirklich bedurfte es einer beständigen leisen Bewegung der Ruder, um unser Boot in demselben zu erhalten.

Die Charybdis ist offenbar nichts Anderes, als was der Hafen von Messina selbst, was der Albaner- und Nemi-See, der Lago d'Agnano und viele andere sind: ein ehemaliger Krater, jetzt mit Wasser gefüllt. Vielleicht steht hiermit die wallende Bewegung des Wassers in Verbindung. Es ist durchaus nicht undenkbar, daß in Zeiten, von denen ein Nachklang bis zu Homer gedrungen, die vulkanische Kraft, durch einen geringern Zwischenraum von dem

nassen Elemente getrennt, als jetzt, an dieser Stelle des Meeres Erscheinungen hervorrief, welche mit dem, was wir noch jetzt auf Island beobachten oder den berühmten Wirbeln des Maalstromes einige Aehnlichkeit hatten, und die Schiffenden mit Grausen erfüllten.

Wie dem nun auch sei — die Klarheit und Ruhe des Wassers lockte zu unwiderstehlich; auf die Gefahr hin ein Opfer der grausen Charybdis zu werden zog ich rasch die Kleider aus, und stürzte mich hinab auf Leben und Sterben. Aber ich kam nicht tief in dem leicht tragenden Meerwasser — nach einigen Secunden war ich wieder auf der Oberfläche und plätscherte lustig in weitem Umkreise um das Boot herum, bis mich die Warnung des Freundes vor den hier ziemlich häufigen und nicht ungefährlichen kleinen Haifischen wieder hinein scheuchte. Und somit kann ich mich rühmen, gleich dem Edelknecht jung und keck in der Charybde Geheul getaucht, und wenn auch keinen goldenen Becher, dennoch glücklicher als er, die lebende Seele daraus gerettet zu haben.

Durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände wurde Messina, welches Goethe wegen seiner bekannten Affaire mit dem Gouverneur „das unselige" nennt, für uns ein wahres Utopien. Leider durften

wir unsern Aufenthalt nicht so lange ausdehnen, als weiland Hans Ohnsorge, und brav entschlossen wir uns eines Tages beim Mittagsessen, am folgenden Morgen die Reise nach Taormina und Syracus anzutreten.

Jetzt begiebt man sich zu diesem Zwecke einfach auf den Bahnhof; denn auch über das alte sagenreiche Land, wo einst Proserpina vom Gotte der Unterwelt geraubt wurde, hat der Mensch begonnen von Eisenschienen sein unabsehbar Netz zu spannen; damals aber bedurfte es dazu mehrfacher Vorbereitungen und Kämpfe. Zuvörderst führte uns Don Giovanni, hinter dessen vornehmer Grandezza sich ein raffinirter Spitzbube verbarg, zum Vetturin. Dort mietheten wir einen Wagen für die Tagereise nach Taormina, wo wir wieder länger Station zu machen gedachten. Nachdem Alles genau bedungen und abgemacht, verlangte der Vetturin ein nicht unbedeutendes Reugeld, falls das Wetter oder andere Umstände uns bewegen sollten, die Reise zu verschieben. Da wir fest entschlossen waren den Aufenthalt in Messina nicht zu verlängern, so sagten wir arglos dies Reugeld zu. Hierauf ging Don Giovanni zum Polizei-Bureau, unsere Pässe zu holen. Sorglos saßen wir in dem Café Peloro, um auch von dem köstlichen Schiumone Abschied zu

nehmen, da trat Don Giovanni heran mit der Meldung, zur Empfangnahme der Pässe sei unser persönliches Erscheinen auf dem Paß-Bureau erforderlich. Dies war ganz ungewöhnlich; in meiner Seele stieg sofort die Ahnung schwarzen Verraths auf. Auf dem Bureau trafen wir den Paß-Beamten nicht mehr; indeß sollte er in seiner Wohnung zu finden sein. Don Francesco Ferrara (mit diesem wohlklingenden Namen war der würdige Diener des Gesetzes gesegnet) empfing uns in einem schmutzstarrenden Schlafrocke; sein fettiges Gesicht glänzte von einer unheilverkündenden pfiffigen Höflichkeit.

„Es thut mir herzlich leid, meine Herren," sagte er, „daß Sie sich vergeblich nach dem Stadthause bemüht haben; aber verweilen Sie nur einige Augenblicke, ich werde sogleich Ihre Pässe holen lassen."

Er schrieb einen Zettel und schickte Don Giovanni damit fort.

Lieber Herr Stark," sagte ich, „postiren Sie sich doch an's Fenster und achten Sie darauf, ob Don Giovanni wirklich das Haus verläßt."

Don Ferrara nöthigte uns zum Sitzen und begann eine wohlgesetzte Conversation politischen Inhalts, offenbar um zu prüfen, weß Geistes Kin-

der wir seien und wieviel wohl aus uns herauszuschlagen sein würde.

Nach zehn Minuten trat Giovanni wieder in's Zimmer.

„Der Kerl ist gar nicht fort gewesen," sagte Stark, dem, wie gewöhnlich, nicht entfernt in den Sinn kam, in welch' verrätherischer Schlinge wir zappelten.

Don Francesco prüfte nun aufmerksam die Pässe. Plötzlich zog er die Augenbrauen hoch in die Höhe und sprach mit einer Mischung von Strenge und sichtlichem Bedauern:

„Aber, meine Herren, wenn ich nicht irre, so steht in Ihrem Passe, daß Sie ein Architekt, und in dem Ihrigen, daß Sie ein Maler sind."

„Ganz richtig."

„Das thut mir außerordentlich leid, dann kann ich Ihre Pässe nicht visiren."

„Und weshalb?"

„Sie müssen wissen, daß der General Filangieri, der Statthalter von Sicilien, vor Kurzem einen Befehl erlassen hat, wonach allen Künstlern das Reisen auf der Insel auf's Strengste untersagt ist. Es bedarf eines besonderen Permesso des Generals Filangieri zu Ihrer Reise."

Das war uns ein Donnerschlag. Filangieri

residirte in Palermo und bis seine Erlaubniß eintraf konnten vier bis fünf Tage vergehen. Daher also das Reugeld für den Wagen! Es war klar, Don Giovanni, der Vetturin und Ferrara steckten unter einer Decke, um Erpressung an uns zu üben.

„Es soll Ihr Schaden nicht sein, Don Francesco," sprach Cornhill, „wenn Sie die Pässe visiren; Sie sehen ja, wir sind keine Unruhstifter, sondern ganz loyale Leute, und die hiesigen Consuln werden für uns bürgen."

Das wußte Don Francesco recht gut; aber so leicht durfte er die Sache nicht arrangiren, das hätte nicht genug abgeworfen.

„Ich setze volles Vertrauen in Sie," erwiderte er, „jedoch begreifen Sie, daß ich nicht eigenmächtig meine Pflicht verletzen darf. Das Einzige, was ich thun kann, ist, daß ich persönlich zum Intendanten gehe und versuche, ob er zu Ihren Gunsten vielleicht eine Ausnahme machen will. Don Giovanni, Ihr wißt, wo der Herr Intendente wohnt; geht hin und fragt zu, ob ich ihn jetzt treffe."

Dann rief er ihm noch einige Worte Sicilianisch nach, welche offenbar den Sinn hatten: „Seid aber

kein Esel, sondern geht diesmal wenigstens aus dem Hause!"

Stark bemerkte nun wirklich, daß Don Giovanni um die Straßenecke bog. Don Francesco war eben mit der eilig gemachten Toilette fertig, als er wieder erschien mit der Nachricht, der Intendente sei zwar im Begriff, in's Theater zu fahren, erwarte aber Don Francesco.

Wohin Don Francesco ging, das wissen die Götter; wahrscheinlich in's Café, denn es dauerte fast dreiviertel Stunden, bis er zurückkehrte. Wir hatten anfangs weidlich geschimpft; dann aber begannen wir die Sache humoristisch zu nehmen.

Keuchend und sich den Schweiß so energisch von der Stirn wischend, daß die Perrücke sich sehr bedenklich verschob, trat Don Francesco wieder in's Zimmer; er schilderte mit den lebhaftesten Farben den entsetzlichen Kampf, den er mit dem Intendente gekämpft, und wie er diesem endlich die Erlaubniß zur Reise der beiden Künstler abgerungen. So vortrefflich trug er dies vor, daß wir schließlich in die beste Laune geriethen und ihm in Anbetracht seiner Leistung einen Piaster in die Hand drückten, ja, auf die bescheidene Andeutung: „das ist wenig, meine Herren," — noch einen halben Piaster dazu legten. Dann wünschte er uns

freudig glückliche Reise. Er würde sich seines Sieges weniger gefreut haben, hätte er die Warnung gelesen, welche wir in das Fremdenbuch bei Donna Carolina eingeschrieben, nachdem wir vom preußischen General-Consul erfahren, daß jenes Verbot Filangieri's wirklich erlassen, aber schon seit länger als einem halben Jahre auf sein Betreiben wieder aufgehoben, das Ganze also nichts als eine Farce gewesen war.

Am folgenden Morgen — es war der 2. November — rasselte denn auch ein gut bespannter Wagen vor die Thüre des Hôtel du Nord. Donna Carolina bewies sich als brave Norddeutsche, nicht nur durch die überraschende Billigkeit der Rechnung, sondern auch dadurch, daß sie uns reichlich mit Apfelsinen, Feigen und anderem Proviant bepackte. Dann umarmte sie uns mit den Worten: „Na, komet Sei man Alle glücklich wedder! — und dahin rollte das Fuhrwerk über die wohlgepflasterte Via Ferdinanda, und aus dem südlichen Thore hinaus in die vom Regen der Nacht erfrischte wunderschöne und reiche Landschaft.

Stets am Meere entlang ging die Fahrt. Es war vom Sturm sehr erregt; hohe schaumgekrönte Wellen schlugen brausend an das Ufer. Rasch trabten die Pferde auf der vortrefflichen Chaussee

dahin. Höher und höher begannen sich zur Rechten die braunen Vorberge zu erheben, mit einer reichen wilden immergrünen Vegetation bekleidet. Auf den wenigen ebenen Fleckchen grünte das junge Getreide, die Frucht mühseligen Anbaues. Malerisch von den Anhöhen eingefaßt senkten sich große Fiumaren herab, mit viertelstundenbreiten steinerfüllten Flußbetten, meist ohne Wasser. Sie gewährten prachtvolle Durchsichten auf die im Hintergrunde sich erhebenden steilen und großartigen Gebirgszüge des Inneren, an welchen häufig auf scheinbar unzugänglicher Höhe kleine Städtchen oder Castelle hingen. Unten auf dem schmalen Vorlande der Küste lagen im Schatten herrlicher Oliven-, Johannisbrot und Maulbeerbäume viele freundliche Oertchen. Vor den Thüren saßen gruppenweise die Weiber, häufig in dem einen Arm ein Kind, in dem anderen die Spindel haltend; prächtige, fast nackte Buben und kleine Mädchen mit schwarzen Lockenköpfchen umspielten sie. Viele zweirädrige Karren begegneten uns, geziert mit eigenthümlichen Malereien, Scenen aus Ariost oder Tasso darstellend; nicht weniger schellenbehangene Maulthiere, hoch beladen mit Ballen und Körben, in welchen sie den festgestampften Schnee vom Aetna herab zur Stadt trugen. Die Gegend war sehr

belebt und offenbar von einer fleißigen und wohlhabenden Bevölkerung bewohnt.

Noch war der Aetna, nach welchem wir sehnsüchtig ausschauten, durch die vorliegenden Berge verdeckt. Dagegen fanden wir Gelegenheit genug, die großartig kühne Gestaltung der Vorgebirge zu bewundern, welche von den pelorischen Bergen in's Meer auslaufen. Cap Scaletta lag vor uns, so abenteuerlich geformt, daß man es kaum für ein Werk der Natur halten konnte. Weiter entfernt ragte Cap Santa Teresa hinter einer breiten Fiumara auf, ein Castell auf seinem äußersten Vorsprunge tragend. Von diesem zog sich ein braungelber, sägenartig ausgezackter Kamm landeinwärts hinauf, nach allen Seiten steil abstürzend. Aber auf ihm lag das Städtchen Forza d'Agrò, seine Gebäude so wunderbar mit den zerklüfteten Felsen mischend, daß Beides nicht mehr zu unterscheiden war. Etwas Wilderes und Phantastischeres läßt sich kaum denken, als diese Formen und Farben — und daneben stets das blaue, wogende Meer!

Gegen Mittag erreichten wir das freundliche Städtchen Pauli, und waren ganz einverstanden damit, als unser jugendlicher Rosselenker uns erklärte, die Pferde bedürften zwei Stunden Ruhe, und wir würden in der Osteria ein gutes Mittags-

essen und guten Wein finden. Die Maccaroni waren vortrefflich, wie überall in Sicilien; statt des geforderten Syracusers dagegen credenzte uns der Wirth, welcher uns für Freschi, d. h. Neulinge und Gimpel hielt, anfangs einen ganz ordinären Landwein. Indeß zwangen wir ihn bald, mit der besten Sorte herauszurücken, und zwar zu einem Preise, welchen ein deutscher Hôtelbesitzer unter seiner Würde halten würde auf die Weinkarte zu setzen. An solches Kämpfen mit den Wirthen waren wir durch längeren Aufenthalt in Italien gewöhnt; wir verstanden es aus dem Grunde, und weit entfernt, uns dadurch verstimmen zu lassen, betrachteten wir es vielmehr als einen fast täglich wiederkehrenden Gegenstand der Belustigung.

Noch hatten wir unser Mittagsessen nicht beendet, da traten zwei Fremde ein, deren blondes Haar sofort die Nordländer verrieth. Sie suchten in dem von Menschen gefüllten Raum nach Platz zum Sitzen. Auf's Gerathewohl riefen wir ihnen auf Deutsch zu: „Lassen Sie sich hier bei uns nieder, meine Herren; wir empfehlen Ihnen, gleich uns diesen Wein zu versuchen.“

„Sehr gern,“ war die Antwort.

Es waren zwei Dänen, welche von Syracus

zurückkehrten. Rasch streiften wir den damals noch in voller Blüthe stehenden Nationalhaß ab und tauschten in freundlichster Weise Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke aus.

„Wohin wollen Sie heute?“ fragte der Aeltere von Beiden.

„Nach Taormina.“

„Nun, dann sehen Sie sich vor, daß es Ihnen nicht ebenso ergeht wie uns vor acht Tagen. Das Ziel unserer Fahrt war auch Taormina; wir sind aber gar nicht hingekommen.“

„Und weshalb?“

„Sehr einfach; wir wurden das Opfer einer ächt italienischen Betrügerei. Sie wissen, Taormina liegt hoch am Berge; unten am Meere befindet sich Giardini, ein elendes Fischernest, mit einer wahren Spelunke von Wirthshaus. Der Kutscher spart sich natürlich gern den Weg nach Taormina hinauf, obgleich eine vortrefflich angelegte neue Chaussee dahin führt; außerdem bekommt er vom Wirthe in Giardini eine Tantième für die Reisenden, welche er ihm zuführt. Er wird Sie daher unter irgend einem schnöden Vorwande nach Giardini bringen, statt nach Taormina, und wohlweislich so spät, daß Sie unmöglich noch umkehren und hinauffahren können. Thun Sie die Augen

auf, und vor Allem versitzen Sie hier die Zeit nicht."

„Herzlichen Dank für den Rath! die zwei Stunden Mittagsruhe sind ohnehin verstrichen; ich werde sofort nachsehen, ob der Kutscher angespannt hat."

Aber der Kutscher hatte nicht angespannt und war überhaupt nirgends zu finden.

„Sehen Sie," sagte der Däne. „Die Komödie der Irrungen beginnt schon; der Schuft liegt auf dem Heuboden und schläft, damit Sie ja möglichst spät von hier fortkommen."

Richtig, dort fand ich ihn. Ohne mich an das Sprüchwort zu kehren: Wer schläft, thut nichts Böses, erweckte ich den Jüngling einigermaßen unsanft und zwang ihn, trotz alles Protestirens und Bittens, weil er ja noch keinen Bissen genossen und keinen Schluck Wein getrunken (natürlich hatte er auf unsere Kosten reichlich geschwelgt), die Carozza anzuspannen. Wir verabschiedeten uns freundlich von unseren liebenswürdigen Nationalfeinden, nachdem wir ihnen dringend empfohlen hatten, in Messina nirgends anderswo einzukehren, als bei unserer Donna Carolina.

Die Novembersonne schien warm vom Himmel. Einen Augenblick zerriß das hochziehende Gewölk,

und hell erglänzte die schneebedeckte Spitze des Aetna. Dort hinauf war unser Trachten! Stand die Erfüllung dieses Wunsches uns im Schicksalsbuche urzeitlich vorgeschrieben? Immer schöner und größer im Style wurde die Landschaft. Vor Allem überraschend lag, nachdem wir Capo Santa Teresa umfahren, das hohe Vorgebirge von Taormina vor uns, überragt von dem scheinbar unzugänglichen Felskegel, welcher das Städtchen Mola trägt, und dem schön geformten oben abgeplatteten Monte Venere. Besonders durch die prächtigen alten Oelbäume des Städtchens Li Odiani gesehen, bot dies ein unbeschreiblich schönes Bild. Wir fingen an zu begreifen, weshalb man Taormina so oft für die Perle aller italienischen Landschften erklärt hat.

Den ersten Ausrufen der Bewunderung war bei uns bald schweigendes andächtiges Betrachten gefolgt. Sogar unser Kutscher, der uns bis dahin durch Singen unterhalten (nach deutschen Begriffen sehr gegen die Devotion, nach italienischen ganz natürlich und erlaubt) war still geworden. Da trat, vom Rande des Weges aufstehend, ein ganz anständig gekleideter junger Mensch an den Wagen, grüßte uns und begann im Nebenhergehen ein Gespräch mit dem Kutscher, dem er bekannt zu

sein schien. Nach kurzer Zeit bat er um die Erlaubniß sich neben diesem mit aufsetzen zu dürfen. Gern gewährten wir sie, nicht ahnend welche Schlange wir am Busen wärmten. Bald kam eine scharfe Steigung; der Kutscher stieg ab, um den Pferden die Last zu erleichtern und übergab Peitsche und Zügel dem jungen Unbekannten. Auch Stark und Cornhill stiegen aus; nur ich blieb fürsorglich als Sauvegarde im Wagen.

Der junge Fremdling zündete eine Cigarre an und begann in sehr ungenirter Weise ein Gespräch mit mir.

„Die Herren wollen heute nach Giardini?"

„Nein, nach Taormina."

„Unmöglich, Signor; dort ist gar kein Wirthshaus. Alle Reisenden bleiben unten in Giardini, wo sich ein prachtvolles Hôtel befindet, und gehen oder reiten am folgenden Tage hinauf um Taormina zu sehen."

So! nun war der Kampf eingeleitet. Von unsern neapolitanischen Freunden wußten wir ganz genau daß bei dem Apotheker von Taormina, Don Carlo Cacciola, recht gutes Unterkommen für Reisende unseres Schlages zu finden war; wir waren sogar mit einem Briefe an Don Carlo versehen.

Daher antwortete ich sehr ruhig, obgleich die dreiste Lüge mich ärgerte:

„Mag sein, aber wir werden dennoch in Tavormina bleiben.“

„Nach Ihrem Belieben, Signor, aber wie wollen Sie dort hinauf gelangen?“

„Sehr einfach, in diesem Wagen.“

„Die heilige Jungfrau stehe uns bei! es führt ja gar keine Fahrstraße dorthin, nur ein schlechter Saumweg von Giradini aus.“

„Das weiß ich besser, es giebt eine Fahrstraße.“

„Aber ich muß es am allerbesten wissen, denn ich bin Don Domenico, der Cicerone von Giardini und Taormina, und führe täglich die Fremden hinauf.“

Die Existenz einer großen Chaussee so frech abzustreiten, das war doch zu arg, um so mehr, als man diese bereits in einiger Entfernung sich in schönen Zickzacken am Berge hinaufwinden sah.

„Don Domenico, Ihr seid offenbar ein Lügner, dort liegt ja die Fahrstraße groß und breit vor uns.“

„Sie irren sich, Signor; jener Weg führt nur zu den Aeckern von Giardini und endigt bald.“

Diese Behauptung wurde mit solchem Aplomb

vorgetragen, daß ich ohne die rechtzeitige Warnung des Dänen mich unzweifelhaft dadurch hätte dupiren lassen."

„Es ist gut," sagte ich, und lehnte mich schweigend in die Wagenecke.

Der junge Fabeldichter glaubte nun seine Beute in Sicherheit und begann lustig zu pfeifen. Aber Mancher geht aus zu scheeren und kommt geschoren heim.

Nicht weit von der Stelle wo der Weg nach Taormina sich abzweigte, und wo zum Ueberfluß ein großmächtiger steinerner Wegweiser stand, setzte er die Pferde in Trab, um ganz unbefangen vorbeizufahren. Zu seinem größten Schrecken aber ergriff ich ihn plötzlich fest beim Kragen.

„Stillgehalten, Don Domenico!"

„Aber was wollen Sie, Signor, der Weg ist eben und wir müssen eilen weiter zu kommen."

„Nichts da! — stillgehalten, bis die Andern da sind."

Die beiden Reisegefährten hatten den Wagen bald erreicht; von unserem Kutscher dagegen war nirgends eine Spur zu entdecken, obgleich wir eine große Strecke des zurückgelegten Weges übersehen konnten.

Nun traf Don Domenico die wohlverdiente

Strafe; er hatte unberufener Weise sich der Zügel bemächtigt — nun mußte er die Reisenden, welche er vom rechten Wege hatte verlocken wollen, eigenhändig nach Taormina hinaufkutschiren, wo er offenbar gar Nichts zu suchen hatte.

Die neue Fahrstraße war vortrefflich; auf der Hälfte des Weges verkündigte eine pomphafte lateinische Inschrift, daß König Ferdinand sie im Interesse seines Nachruhms von dem Gelde der Taormitaner hatte erbauen lassen.

Don Domenico wechselte jetzt rasch die Rolle. „Wenn die Herren durchaus in Taormina bleiben wollen," begann er, „so werde ich sie nach einem Hause führen, wo sie vorzüglich gut aufgehoben sein werden."

Nun war also auf einmal nicht nur eine Fahrstraße, sondern auch ein gutes Wirthshaus vorhanden; irgend Etwas mußte unter allen Umständen für ihn abfallen.

„Ich danke bestens, wir wissen in Taormina selbst Bescheid."

Dies fiel wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf Don Domenico's Hoffnungen. Er schwieg und begnügte, sich auf die Pferde zu peitschen und unterweilen dazwischen die Worte: Santo Diavolo!

porca Madonna! und andere gotteslästerliche Reden auszustoßen.

Nach einer Stunde fuhren wir in die Hauptstraße des höchst ruinenhaft aussehenden Städtchens Taormina ein. Sehr unsanft grunzten uns ein halbes Dutzend behaglich daliegender Schweine an, welche wir in der Abendsiesta störten, und die offenbar erwarteten, daß der Wagen ihnen ausweichen sollte. Vor dem zehnten Hause rechter Hand hielten wir still; so war es uns in Neapel genau vorgeschrieben worden. Auf dem Gitterbalken des einen Fensters erschien eine weibliche Gestalt.

„Ist Don Carlo zu Hause?“ rief Cornhill hinauf.

„Nein, Signor, er ist in der Apotheke.“

Rasch stieg Cornhill aus und schritt, ohne Jemand von den Umstehenden zu fragen, der Richtung des Marktes zu, an welchem, wie wir wußten, die Apotheke sich befand. Stark und ich blieben im Wagen. Ich zog Apfelsinen aus der Seitentasche und begann sie zu verspeisen; Stark war ungeduldig und rief ein über das andere Mal: „Aber, lieber Herr, warum steigen wir denn nicht aus!“ Er hatte wieder gar keine Ahnung von der

Sachlage, und ich war grausam genug, ihn zappeln zu lassen. Binnen Kurzem hatten sich wohl hundert Menschen um uns versammelt, die uns neugierig anstarrten. Don Domenico beantwortete ihre verwunderten Anfragen mit Achselzucken und schlecht verhehltem Aerger; offenbar stand ihm von dem Wirthe in Giardini ein nasses Jahr bevor, wenn dieser erfuhr, daß er die Fremden, statt sie ihm zuzuführen, zu dem Rival nach Taormina hinaufbefördert hatte. Es war äußerst ergötzlich, ihn zu beobachten.

Fast eine halbe Stunde verging; zuletzt wurde auch mir unbehaglich zu Muthe. Wenn der Apotheker nicht im Stande war uns aufzunehmen, so hätte Don Domenico dennoch den Triumph erlebt, uns nach Giardini zurückzuführen. Ein solches Unterliegen unmittelbar am Ziele wäre eben doch gar zu schimpflich gewesen.

Endlich sah ich Cornhill eiligen Schrittes zurückkehren, begleitet von Don Carlo Cacciola, welcher uns auf's Freundlichste willkommen hieß. Wir traten in's Haus und wurden in einen ziemlich wüst aussehenden Salon geführt, ohne Vorhänge, mit weißgetünchten Wänden und zerbrochenen Fensterscheiben. Indeß, auf diesen Mangel an Comfort waren wir vorbereitet; in so herrlicher

Natur kann man schon einige Tage die Bequemlichkeiten des Hôtels entbehren.

Während wir nun die Disposition über die Eintheilung der wenigen im Hause vorhandenen Räume machten und unser leichtes Gepäck heraufbringen ließen, erschien Don Domenico, der seine Fassung völlig wiedergewonnen hatte, und sagte mit unbefangenster Miene:

„Die Wirthinnen lassen anfragen, was die Herren zu Abend zu speisen wünschen?"

Bei dieser letzten unberufenen Einmischung in unsere Angelegenheiten öffnete ich einfach die Thüre mit den Worten:

„Macht, daß Ihr hinauskommt, Don Domenico, und merkt Euch an dem, was Ihr heute erlebt habt, daß nicht alle Reisende Einfaltspinsel sind."

„Aber ein Trinkgeld werden Sie mir doch geben? — ich habe Sie ja den Berg hinaufgefahren."

Nun wurde Cornhill zornig.

„Ihr verdammter Spitzbube, Ihr verlangt noch Geld für Euer Lügen und Betrügen? — Und damit faßte er zu, und ehe Don Domenico, der mindestens einen Kopf größer war, sich dessen versah, befand dieser sich draußen.

Gleich darauf trat unser treuloser Kutscher

durch die offen gebliebene Thüre, vor welcher die Insassen des Hauses und allerlei sonstiges Volk versammelt war.

„Ich muß mit dem Wagen hinab nach Giardini," sprach er freundlich, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre, „und bitte die Herren, mir das Trinkgeld auszuzahlen. Ich habe gut gefahren, obgleich der Weg schlecht ist."

„Ihr habt gut gefahren?" schrie ihn nun Cornhild an, dessen Zorn glücklicherweise noch nicht verraucht war. „Im Stiche gelassen habt Ihr den Wagen, weil Ihr mit dem Spitzbuben Don Domenico eine Combinazione gemacht hattet, uns zu prellen. Ihr werdet gar kein Trinkgeld bekommen und ich werde an Euren Padrone schreiben, damit er erfährt, wie Ihr es macht!"

Nun folgte ein völlig unverständlicher Wortschwall von Seiten des Kutschers; Cornhill warf ihm ein Trinkgeld auf den Tisch, welches allerdings hinter der in Giardini erwarteten Belohnung weit zurückbleiben mochte. Vor Wuth raffte der Kutscher das Geld zusammen, trat dann vor Cornhill hin, rief ihm Etwas zu und spie vor ihm aus. Aber wie ein Blitz sprang Cornhill in die Ecke des Zimmers, ergriff seinen Stock und applicirte dem Unverschämten zwei schallende Schläge auf den

Rücken. Der Sicilianer machte eine Handbewegung, als griffe er zum Messer; glücklicherweise hatte er keins. Rasch trat ich zwischen ihn und Cornhill. Unter den Zuschauern vor der Thür erhob sich ein lautes Gemurmel; der Moment schien kritisch; da rief eine Stimme von draußen:

„Die Herren haben ganz recht; so behandelt man Fremde nicht!“ und herein trat ein alter Mann von gutmüthigem und doch energischem Aussehen, mit weißen Haaren, in dem wir später unsern vortrefflichen Führer Giacinto kennen lernten, und stellte sich an unsere Seite. Eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, verließ der Kutscher das Zimmer. Und dies ist während meines vielfachen Reisens in Italien das einzige Mal, wo ich erlebt, daß ein Italiener durch Worte oder Zeichen sich an Fremden vergangen und eine Züchtigung dafür verdient hätte.

So war nun mit den Uebelthätern Abrechnung gehalten und kein Grund mehr zum Zorn vorhanden. Wir baten daher Don Carlo sehr freundlich hereinzukommen und mit uns Patto zu machen, d. h. die Bedingungen und den Pensionspreis für einen mehrtägigen Aufenthalt in seinem Hause festzusetzen. Wie üblich einigten wir uns dahin, daß wir für Wohnung, Kaffee, warmes Frühstück um

zwölf Uhr und Mittagsessen von vier Gängen um Ave Maria, nebst einer Foglietta Landwein neun Carlin, d. h. siebenundzwanzig Silbergroschen Jeder zu zahlen hatten. — Das waren noch die guten alten Zeiten!

Eine Promenade bei dem herrlichen Vollmondschein führte uns durch das verfallene Städtchen zu sehr malerischen Stadtmauern. In den daran stoßenden Gärten rauschten leise im Nachtwinde die Häupter schlanker Palmen — ja, nun hatten wir wirklich den schönen Süden erreicht!

Als wir um acht Uhr in unser gastliches Haus zurückkehrten, fanden wir den Salon in aller Eile ganz comfortabel eingerichtet. Donna Lucia und Donna Concetta, die Schwestern des Don Carlo, welche ihm Haus hielten und die etwaigen Gäste versorgten, während er die Geschäfte in der Apotheke versah, arrangirten gerade unser Abendessen. Sie mochten einige zwanzig Jahre zählen und hatten Beide, ohne gerade schön zu sein, doch den südlichen Typus, der uns Nordländer so sehr anzieht; namentlich besaß Donna Concetta reiches schwarzes Haar und prachtvolle dunkle Augen. Bald dampfte auf dem Tische die unvermeidliche Schüssel mit Macaroni und noch andere gute Sachen. Freundlich baten wir unsere Wirthinnen

uns Gesellschaft zu leisten, und ohne Ziererei setzten die drei Geschwister sich zu uns. Wir berichteten ihnen nun ausführlich und mit bestem Humor, wie es uns heute trotz der angezettelten Verschwörung dennoch gelungen, bis zu ihnen durchzudringen, und von Stund' an waren wir die erklärten Lieblinge der vortrefflichen Familie, welche während der leider zu kurzen Dauer unseres Aufenthaltes auf's Allerbeste für uns sorgte. Don Carlo versprach morgen unser Zimmer noch wohnlicher herzustellen; Donna Lucia aber sagte:

„Sie werden es in unserem Hause wohl ertragen können; es hat schon einmal ein König einige Tage bei uns zugebracht."

„Ein König? Welcher König denn?"

„Ach, was weiß ich! Er war so irgend ein König."

„Aber Sie werden doch wissen, von welchem Land und wie er hieß?"

„Was wollen Sie! — es giebt viele Länder und viele Könige!"

Solch' ein naiver Mangel an jeglicher Ehrerbietung vor gesalbten Häuptern war mir noch nicht vorgekommen. Um so mehr reizte es mich, zu ergründen, welcher König unser Vorgänger in diesem Salon gewesen sein möchte.

Ist denn der Name des Königs nicht irgendwo aufgezeichnet?"

„O ja; er hat selbst etwas zum Andenken in ein kleines Buch geschrieben, da wird auch wohl der Name stehen."

„Bitte, holen Sie doch das Buch."

„Subito!" rief Donna Lucia und verschwand. Bald darauf kam sie mit einem Octavhefte in blauem Umschlag zurück, dessen Fettflecken deutlich verriethen, daß es seinen Aufenthalt im Küchenschranke zu haben pflegte. Auf der ersten Seite des Büchelchens standen zwei Reihen einer feinen, aber völlig unleserlichen Handschrift, anscheinend deutsch. Ich machte mich darüber, und der Entzifferer einer viertausend Jahre alten Papyrusrolle kann keine größere Genugthuung empfinden als ich, da ich fast nach stundenlangem Buchstabiren, Probiren und Combiniren endlich mit Sicherheit folgendes Distichon festgestellt hatte:

O Taormina du, schauend hin an's Ufer der Bruttier,
Königin warst Du dereinst, Ruhort für den König nunmehr.

Ein Hexameter mit Participialconstruction und ein Pentameter mit einer Sylbe zu viel — das war klar! — Und richtig bestätigte nun Don Carlo, der König habe Ludovico geheißen und sei aus Deutschland gewesen. Wie gern hätte ich das

Autograph besessen; aber standhaft wies Don Carlo alle meine Anerbietungen zurück. Dagegen wurde mir, als Capitano, die Ehre zu Theil, dieselbe Lagerstatt angewiesen zu bekommen, auf welcher der König geruht. Sie war sehr bequem, und bald schlief ich auf ihr nach der Hitze und den Kämpfen des Tages eben so gut wie vordem König Ludwig, welcher trotz seiner schlechten Verse so segensreich für die deutsche Kunst gewirkt hat, und trotz seiner kleinen Verirrungen ein großer Mann und vor Allem ein edler deutscher Patriot gewesen ist.

3. Bis zum Aetna.

Eine einzige Schattenseite hatte Taormina; das war die graue Brühe, welche uns am folgenden Morgen in einer Terrine servirt wurde und welche — ich habe nicht ergründen können, mit welchem Rechte — den schönen Namen Kaffee führte. Aber das schadete Nichts; denn bald trat der alte Giacinto in's Zimmer, im Sonntagscostüm, d. h. einem sehr geflickten Rocke, einer noch mehr geflickten sammetnen Kniehose, rothseidenem Halstuche und einem weißen chapeau tromblon, und meldete, er sei eine giornata bellissima und er seinerseits bereit, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu

zeigen. Vorsichtiger Weise fragten wir ihn, ehe wir uns ihm anvertrauten, welchen Führerlohn er beanspruche. Er nannte eine äußerst mäßige Summe. So engagirten wir ihn denn für die Zeit unseres Aufenthaltes, mit dem speciellen Auftrage, Herrn Stark bei seinen Ausflügen zu begleiten, ihm Staffelei, Feldstuhl und Proviant zu tragen und sorgfältig zu wachen, daß er nicht abhanden komme, vielmehr um Ave Maria (d. h. Sonnenuntergang) jedesmal richtig wieder zu Hause sei. Dies hat denn Giacinto auch mit der größten Gewissenhaftigkeit und Umsicht gethan. Schon am zweiten Tage war zwischen ihm und Stark eine höchst komische Zeichensprache ausgebildet, in welcher sie sich rasch und sicher verständigten, und keine Wolke hat je den Himmel dieser wortarmen und doch so treuen Freundschaft getrübt.

Uns führte Giacinto heute früh zuerst nach dem berühmtesten Aussichtspunkte Siciliens, dem Theater von Taormina. Und in der That, ich wüßte kaum einen Blick, diesem vergleichbar! Das Theater liegt am südlichen Abhange eines von den Pelorischen Bergen zum Meere auslaufenden steilen Höhenzuges. Von den obersten Reihen der zerstörten, aber noch deutlich erkennbaren Sitzstufen sieht man hinab in das Rund des Theaters. Chao=

tisch liegen Blöcke von braunem Gestein und Marmorfragmente aller Art durcheinander, überwuchert von Kugelrasen und niedrigen Fächerpalmen; eine Ziegenheerde, deren weißes Fließ den Boden streift, klettert dazwischen umher. Im Hintergrunde stehen die Mauern der alten Scena noch aufrecht; davor einige Reste schönfarbiger Marmorsäulen. Drei Thore durchbrechen diese Mauer; eins weit und oben offen, die beiden anderen kleiner und mit Bogen überwölbt. Zur Rechten erscheint Taormina; die Entfernung mildert das unglaublich Ruinenhafte des Ortes; die orientalische Bauart, die schönen einsamen Palmen und die dunkle Fülle der Orangenbäume rufen einen äußerst poetischen Eindruck hervor. Darüber erhebt sich der steile, hie und da mit Buschwerk bewachsene gelbe Felsberg, welcher in alter Zeit die Akropolis trug, jetzt die malerischen crenelirten Reste eines Saracenen-Castelles. Höher noch klebt, gleich einem Adlerneste auf der Spitze eines Felsengrates, das Städtchen Mola, der Geburtsort des unglücklichen letzten Großmeisters der Tempelherren. Gradeaus aber fliegt der entzückte Blick über eine schmale Meeresbucht, von unendlich groß und fein geschwungenen Uferlinien eingefaßt, zu dem langsam und majestätisch in die wolkenlose Bläue sich aufbauenden Aetna. An seinem Fuße

breiten sich fruchtbare grünende Gefilde aus; höher hinauf dunkle Kastanien- und Eichenwälder; über ihnen entlang zieht sich eine Region schwärzlichen Lavasandes; das Ganze krönt, scharf dagegen contrastirend, der schneebedeckte Gipfel. Es ist kein Berg sondern ein ganzes Gebirge, breit hingelagert, und mehr durch seine Masse imponirend, als durch charakteristische und kühne Form. In sanft geneigter wenig modellirter Linie verläuft sich der Aetna von der Spitze bis an's Meer und entsendet weit in dasselbe hinaus eine Landzunge. Aber gerade in dem frappanten Gegensatze seines großartigen und völlig ruhigen Profiles zu den schroffen Zackenhäuptern der ihn umlagernden Pelorischen Berge beruht vor Allem seine mächtige landschaftliche Wirkung. Und wie wunderbar wird diese noch gehoben durch die feine Rauchsäule, welche als unabläßige Mahnerin an die im Innern des Bergriesen wohnende furchtbare Naturkraft dem Gipfel entsteigt! — In diesem Theater, vor diesem Hintergrunde eine der erschütternden Tragödien des Sophokles und Euripides sich entrollen zu sehen — fürwahr, man kann kein großartigeres und erhabeneres Schauspiel denken!

Jetzt war Alles einsam und still. Deutlich hörten wir das Rauschen der Meereswoge am

fernen Ufer. — Dienstfertig wollte uns Don Ciccio, der Specialcustode des Theaters, nach seiner eigenen Versicherung ein in der griechischen und römischen Baukunst auf's Gründlichste bewanderter Mann, eigentlich aber seines Zeichens ein Schneider, nun in die geheimen antiquarischen Schönheiten des Bauwerkes einweihen. Wir aber baten ihn uns für heute mit allem gelehrten Firlefanz, den er von reisenden Archäologen aufgeschnappt, zu verschonen, und uns nicht in der Betrachtung dieser unvergleichlichen Natur zu stören. „Ein ander Mal also" — sagte er höflich, und zog sich zurück; wir aber verbrachten fast den ganzen Tag glückselig in den Ruinen des Theaters.

Am folgenden Morgen begannen ernste Beschäftigungen. Stark und Cornhill zeichneten im Theater auf's Emsigste; ich wanderte in die Umgegend hinaus, um die schönsten und für die Maler geeignetsten Punkte zu entdecken. Täglich führten mich meine Excursionen weiter hinein in die wilden und einsamen Thäler und auf die mühsam zu erklimmenden Höhen. Die Wege waren zum Theil entsetzlich, mit scharfem Geröll bedeckt, oder auch wohl geradezu im ausgetrockneten Flußbett entlang führende. Aber reichlich entschädigten mich die in jedem Augenblicke wechselnden Landschaftsbilder, im

Hintergrunde meist der „Berg der Berge" (dies bedeutet der Name Mongibello, womit das Volk den Aetna benennt) oder das blaue unendliche Meer. Die an Felsen klebenden Gebirgsdörfer, welche ich durchschritt, schienen der Wohnsitz von Troglodyten zu sein; aber ihre rothen Ziegeldächer (eine in Italien fast nirgends vorkommende Erscheinung) erinnerten mich lebhaft an die Heimath. Zuweilen traf ich auf den kleinen am Abhange oder auf den Plateaus der Berge gelegenen Ackerstückchen einen einsamen Pflüger; weiße, breitgehörnte Stiere, die Abkommen der Rinder des Helios, zogen einen Pflug ohne Räder, eigentlich nur aus einem eisenbeschlagenen Haken bestehend. Einfacher konnte der Pflug nicht gewesen sein, mit dem Triptolemos die erste Furche in diesen der Ceres geheiligten Boden schnitt. Wo aber irgend der Anbau möglich war, da prangte auch die junge Saat im herrlichsten Grün. Nirgends habe ich die landläufigen Begriffe von der Trägheit der Italiener so glänzend widerlegt gesehen als hier.

Ganz allein, ja nicht einmal mit einer Waffe versehen, durchstreifte ich tagelang so das malerische Land nach allen Richtungen, fast immer ohne Plan und mich dem Zufall anvertrauend. Oft verirrte ich mich; meist aber orientirte ich mich ganz richtig

nach der Sonne, den Formen der Berge und dem Wasserlauf. Befriedigt und ermüdet war ich um Sonnenuntergang wieder heim und berichtete beim Abendessen den Reisegenossen meine Erlebnisse und Entdeckungen, welche sie dann ihrerseits bestens ausnutzten.

Am zweiten Tage unserer Anwesenheit ersuchte uns Don Carlo, nach der Mahlzeit mit ihm in die Apotheke zu gehen. Dort versammeln sich in den kleinen Städten Süd-Italiens allabendlich die Honoratioren auf ein Stündchen, um ein Glas Liqueur zu trinken und die Tagesneuigkeiten zu besprechen. Gern willigten wir ein. Offenbar war es Don Carlo darum zu thun die Neugierde der Einwohner zu befriedigen, welche durch die eigenthümlichen Umstände bei unserer Ankunft in hohem Grade angeregt war. In der Apotheke trafen wir eine sehr anständig aussehende Gesellschaft von zehn bis zwölf Personen; unter ihnen befand sich der giudice (Ortsrichter), der Arzt, ein alter Baron, Besitzer eines der beiden verfallenen palazzi in der Stadt, und ein feingebildeter, liebenswürdiger junger Benedictiner aus dem Kloster zu Mola, der Sproß einer vornehmen Familie. Auf's Zuvorkommendste wurden wir empfangen.

Auch wir entwickelten nun alle uns zu Gebote

stehende Liebenswürdigkeit; vorzüglich Cornhill, welcher sehr fließend Italienisch sprach.

Der Ortsrichter, ein älterer Mann und eine Art Respectsperson für die Uebrigen, theilte uns allerlei Wissenswerthes über Taorminas Vergangenheit und Gegenwart mit; von unserem Abenteuer mit dem Cicerone aus Giardini nahm er Gelegenheit, die hohen Verdienste des vortrefflichen Königs Ferdinand zu preisen, welcher so Vieles für Sicilien gethan und namentlich für Taormina durch die Anlegung der Fahrstraße so väterlich gesorgt habe. Die Anderen stimmten lebhaft ein. Dies überraschte uns; indeß war es erfreulich, zu sehen, daß es unter den Bewohnern des Königreichs doch auch Zufriedene gab. Inzwischen wurde der Ortsrichter abgerufen. Als er fort war, wagte ich es, die Rede auf die schrecklichen Scenen zu wenden, deren Schauplatz zwei Jahre zuvor Taormina bei der Erstürmung durch die Neapolitaner gewesen sein sollte.

Mit sichtlicher Zurückhaltung antworteten die Anwesenden; sie suchten auszuweichen; aber endlich brach der junge Benedictiner in die Worte aus:

„Ja, es ist wahr, Signor Capitano, wenn Sie es wissen wollen, man hat hier schändlich gehaust! Die Stadt konnte ja Nichts dafür, daß der Vir=

bante, der Miroslawsky, mit seiner Schaar hergelaufener Abenteurer sich hier festgesetzt hatte, und doch wurde sie zur Strafe von den Soldaten furchtbar ausgeplündert und verwüstet. Wir da oben in Mola waren in Sicherheit und konnten Alles mit ansehen; aber glauben Sie mir, das Herz hat uns geblutet!"

„Warum fragen Sie nach diesen Sachen, Signor Capitano," sagte der alte Baron; „sind Sie nicht selbst dabei gewesen?"

„Ich? — wie sollte ich dazu gekommen sein?"

„Nun, Sie gehören doch wohl zu den Schweizerregimentern des Königs?"

„Durchaus nicht! — ich bin ein «Prussiano», und ich kann Sie versichern, das Herz jedes deutschen Soldaten wendet sich mit Abscheu und Entrüstung von solchen Dingen ab."

Alle athmeten bei diesen Worten sichtlich auf.

„Nun, so muß ich Ihnen sagen," fuhr der alte Baron fort, indem er aufstand, „das was zu Messina, zu Catania und hier geschehen ist, gehört zu den größten Schandthaten, die je auf Befehl eines Königs verübt worden sind. Die Saracenen haben in alten Zeiten nicht schlimmer gehaust."

„Sie sagen, auf Befehl eines Königs," nahm Cornhill das Wort. „Wie können Sie den König

für Dasjenige verantwortlich machen, was eine durch den Kampf erbitterte zügellose Soldateska gethan?"

„Wir haben nicht gehört, daß eine Strafe darauf gefolgt wäre, außer für diejenigen der Einwohner, welche man abermals fortschleppte um die Uebrigen zu schrecken, und die noch jetzt in den Kerkern des Castello zu Neapel schmachten. Aber seien Sie versichert, die Stunde der Vergeltung wird schlagen — das ersehnt und hofft jedes sicilianische Herz!"

„Was wollen Sie!" warf Don Carlo dazwischen — „der Krieg bringt das so mit sich!"

„Nein, Don Carlo," erwiderte ich ruhig und mit Selbstgefühl, das bringt der Krieg nicht so mit sich! Auch in Deutschland sind Städte erobert, welche sich empört hatten; aber nirgends ist den friedlichen Bewohnern derselben auch nur ein Haar gekrümmt worden."

„Wie ist das möglich?" rief der Arzt.

„Sehr einfach. Sich an diesen zu vergreifen oder an fremdem Hab und Gut, halten wir Deutschen für ehrlos; und der Soldat, welcher im Feindesland sich Raub, Brandstiftung oder gar Gewalt an Frauen und Töchtern zu Schulden kommen läßt, wird nach unserm Gesetz mit den schwersten Strafen belegt, unter Umständen sogar erschossen."

„Erschossen?“ — riefen Alle wie aus einem Munde.

„Ja, erschossen! — und Sie können überzeugt sein, daß eben deshalb, weil Ehrgefühl und strenge Disciplin bei uns herrschen, die deutschen Truppen die besten der Welt sind.“

Nun brach ein wahrer Jubel aus.

„So brave Fremde haben noch nie Taormina betreten,“ rief der Arzt.

„Umarmen Sie mich, Signor Capitano!“ — mit diesen Worten umfaßte mich der alte Baron und drückte einen herzhaften Kuß auf meinen Mund. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen und so wurde nicht nur ich, sondern auch Cornhill und Stark tüchtig abgeküßt.

„Was wollen denn die Kerls von uns?“ rief Stark, welcher von meiner schönen Rede nicht das Geringste verstanden hatte. — „Die verfluchten Zwiebelfresser!“

Leider hatte er nun in diesem Punkte völlig Recht; ich nahm mir ernstlich vor, unter keinen Umständen wieder den Enthusiasmus der Italiener herauszufordean. Don Carlo aber, hocherfreut, daß seine Fremden die kühnsten Erwartungen der Stammgäste der Apotheke so weit übertroffen, holte einige Flaschen alten Marsala aus dem Keller herauf und

tractirte die Gesellschaft mit dem auserlesenen Gewächse auf's Liberalste.

Nachdem so das Eis gebrochen war und die braven Leute die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß sie uns trauen durften, gereichte es ihnen förmlich zur Erleichterung, ihr Herz einmal gründlich auszuschütten. Mit Erstaunen und Schrecken erkannten wir, welch glühender und leider nur zu wohl berechtigter Haß alle Schichten des Volkes, namentlich aber die höheren, gegen seinen Herrscher und die ganze Regierung durchdrang. Kein Wunder, wahrlich, sondern ganz natürlich war es, daß wenige Jahre später der durch eine zahlreiche Armee und eine vortreffliche Flotte gestützte Thron des Königs Franz so rasch und so kläglich vor dem genialen Abenteurer Garibaldi und seiner Handvoll begeisterter junger Männer zusammenbrach.

Zwischen uns und der Elite von Taormina herrschte von dieser Stunde an die größte Intimität. Der Benedictiner lud uns ein, seinem Kloster in Mola einen Besuch abzustatten, und als wir unsere Zusage am folgenden Tage erfüllten, wurden wir von den dort wohnenden sechs Ordensbrüdern auf's Freundlichste empfangen. Fast jeden Abend verbrachten wir nun unter den guten Spießbürgern; Stark freilich immer mit der geheimen

Angst, ich könnte, wie er sich ausdrückte, ihnen wieder einmal allerlei Bären aufbinden und in Folge davon würde das Küssen wieder losgehen.

Auch an lächerlichen Episoden fehlte es in Taormina nicht. So war ich eines Tages durch ein rasch ausbrechendes Gewitter in die Osteria des Dörfchens Gallod'oro gescheucht, und hatte, in Ermangelung jedes andern tauglichen Möbels, auf einem harten Bette ein Stündchen sorglos verschlafen. Leider nicht ungestraft! — Ich kam zu Hause und setzte mich rasch zu den Andern zur Mahlzeit nieder.

„Sie reiben die Schultern so viel," sagte Don Carlo, der uns bediente — „friert Sie?"

„O nein, lieber Don Carlo."

„Nun, was haben Sie denn?"

„Flöhe!"

„Weiter Nichts? — da wollen wir schon helfen. Geben Sie mir nur die Wäsche, welche Sie tragen, aber vorsichtig, damit Nichts entspringt."

Eben war ich im besten Zuge den Reisegefährten durch den Bericht über meine heutige Expedition die Zeit zu kürzen, als wir durch ein lautes Lachen und fröhliches Kreischen unterbrochen wurden, welches aus dem Familienzimmer jenseit des Corridors herüberschallte. Neugierig folgten wir den Tönen;

ein Fensterchen in der Thüre gestattete uns den Einblick in jenes Zimmer. Da standen denn Donna Lucia und Donna Concetta über den großen Tisch gebeugt; vor Jeder von ihnen lag ein Stück meiner Wäsche ausgebreitet. Mit wahrer Leidenschaft stürzten sie sich auf die kleinen schwarzen Thierchen; die hübschen Hände verrichteten das Knicken und Ersticken mit einer Raschheit und Grazie, welche nur die Frucht langjähriger Vertrautheit mit diesem Geschäft sein konnte; laute Ausrufe begleiteten das Auffinden und die Verfolgung jedes einzelnen Missethäters und ein jubelnder Aufschrei seinen Untergang; Don Carlo aber stand hell lachend dabei, mit einer Lampe in der Hand und leuchtete dieser nächtlichen Jagd. — Was hier vorging, war so allen uns anerzogenen Begriffen von Decenz widerstreitend, dabei aber eine so einfache und natürliche Bethätigung des Wunsches einen Mitmenschen von seinen Qualen zu befreien, und vor Allem so über die Maßen komisch, daß wir uns nicht enthalten konnten in ein lautes Gelächter auszubrechen. Glücklicherweise überhörte dies die so angenehm beschäftigte Familie und wir gewannen den Salon wieder, ohne daß unsere Indiscretion bemerkt worden wäre. Bald darauf trat Don Carlo wieder ein und übergab mir die Wäsche mit den Worten:

„Da, Signor! — Sie werden keine Anfechtung mehr haben."

„Waren viele darin, Don Carlo?"

„Unzählige, aber es lebt nicht Einer mehr."

„Gut, lieber Don Carlo, bitten Sie die Schwestern Sorge zu tragen, daß die Wäsche morgen gewaschen wird, und drücken Sie ihnen meinen Dank für ihre menschenfreundlichen Bemühungen aus."

„Ah! Sie haben unser Lachen da drüben gehört! Ja, es war arg, und die Schwestern sagten, so Etwas sei ihnen noch nicht vorgekommen. Jetzt aber, Signori, ist es Zeit daß wir in die Apotheke gehen."

So verstrichen rasch die zehn Tage, welche wir Taormina widmen durften. Reiche Ausbeute hatten die beiden Künstler in ihren Skizzenbüchern gesammelt, und gelebt hatten wir wie Odysseus bei den Phäaken. Mehrfach war in der Apotheke die Frage erörtert, ob es bei der schon sehr vorgerückten Jahreszeit rathsam sei dem Aetna einen Besuch abzustatten. Keiner von den guten Leuten war je selbst oben gewesen; der Italiener reist nur in Geschäften, nie zum Vergnügen. Doch ging die allgemeine Meinung dahin, es würde jetzt nicht möglich sein den von hohem Schnee bedeckten Gipfel

zu besteigen. Indeß verhießen auch die untern Regionen des berühmten Berges so viel des Interessanten, daß wir auf den 11. November fünf Maulthiere bestellten, um nach Nicolosi, am Fuße des Aetna, zu ziehen.

Als wir am Abend vor der Abreise die Apotheke betraten, fanden wir unsere Freunde zahlreich versammelt und in feierlicher Stimmung. Lebhaft drückten sie ihr Bedauern aus, daß wir sie schon verlassen wollten; auf's Bündigste mußten wir versprechen, auf der Rückkehr von Syracus wieder hier oben Nachtquartier zu nehmen.

„Und nun," sprach der Ortsrichter, „erlauben Sie uns, Ihnen ein Zeichen unserer Freundschaft und Dankbarkeit darzubringen. Don Carlo, holen Sie herein, was aus dem Kloster der Ursulinerinnen hergeschickt ist."

Auf einem Tische wurden vier Wachskerzen angezündet, und zwischen dieselben setzte Don Carlo ein staunenswerthes Gebäck vom feinsten Biscuit, über einen Fuß hoch, und in äußerst gelungener Weise den Aetna mit seiner Schneespitze darstellend.

„Es wird Ihnen Freude machen dies Abbildd des Mongibello zu verspeisen," fuhr der Ortsrichter fort, „denn ein schöneres Biscuit fertigen selbst die frommen Schwestern zu San Gregorio in

Messina nicht an. Möge es Ihnen gelingen, auch über den Mongibello selber zu triumphiren!"

„Und mögen Sie sich stets eben so freundlich der Geber erinnern," setzte der alte Baron hinzu, „als wir uns der verehrten Empfänger erinnern werden, denen wir unsere Gesinnungen durch diese bezeichnende Widmung auszudrücken wünschten."

Das waren wirklich ächt liebenswürdige Italiener! Es giebt ihrer viele in dem schönen Lande, man muß sie nur zu finden und ihr Vertrauen zu gewinnen wissen. Ja, ich behaupte, Scenen wie diese sind nirgend anderswo möglich, als gerade in dem wegen der Verkommenheit und des Eigennutzes seiner Bewohner so viel geschmähten Italien.

Voll wirklicher Rührung drückte nun Cornhill, dessen Amt es war, bei wichtigen Gelegenheiten das Wort zu ergreifen, den freundlichen Gebern unsern Dank aus. Diesmal begriff sogar Stark die Sachlage vollkommen.

„Sie sollen sehen," rief er, „das Küssen geht wieder los," und machte sich fertig zum Gefecht, indem er das Taschentuch zur Hand nahm. „Aber heute will ich's mir gern gefallen lassen!"

Und so kam es. Doch auch dies ging vorüber, wie Alles in der Welt; wir trennten uns von

unseren vortrefflichen Freunden, und Don Carlo trug eigenhändig die prachtvolle Torte heim, welche schon am folgenden Tage uns auf's Beste zu Statten kam.

Auch der alte Giacinto jammerte, daß wir scheiden wollten.

„Stellen wir ihn zu guter Letzt noch auf die Probe," sprach Cornhill. „Giacinto, wir sind in jeder Hinsicht durchaus mit Euch zufrieden gewesen — hier ist Euer Lohn." — Damit legte er ihm genau so viel auf den Tisch, als ausbedungen war. Wir erwarteten nun, der Alte würde in lebhafte Remonstrationen ausbrechen und noch ein bedeutendes Trinkgeld dazu verlangen. Aber mit freundlicher Miene zählte er das Geld, befand die Rechnung richtig, bedankte sich auf's Wärmste, daß wir stets so gütig gegen ihn gewesen, und bat uns nur noch ein gutes Zeugniß in sein Buch zu schreiben und ihn unseren Freunden als Führer zu empfehlen.

Diese Bescheidenheit und Treue rührte uns tief. Daher gaben wir ihm jetzt als wohlverdiente Belohnung noch zwei Piaster extra; Cornhill schenkte ihm eine Weste, Stark einen alten Hut und ich ein seidenes Taschentuch — lauter werthlose Sachen.

Darüber liefen nun dem alten Manne die

hellen Freudenthränen über die Wangen; er versicherte ein Mal über das andere, er würde uns sein Leben lang nicht vergessen, und wenn sein eigener Vater aus dem Grabe aufstände würde er sich nicht so freuen, als wenn er uns je wiedersehen sollte.

Donna Lucia und Donna Concetta erhielten zum Andenken ein hübsches Bildchen, worauf sie selbst im Sonntagsstaat figurirten, und ein paar Kleinigkeiten an Korallen, die wir zufällig in Messina gekauft hatten. Dagegen wurde uns die Ehre vergönnt, uns in demselben Buche einzuzeichnen, worin König Ludwig's Verse standen. Und so schieden wir an einem bedeckten, aber köstlich warmen Herbstmorgen von dem gastlichen Taormina. Kampf und Haß hatte unsern Einzug umlagert; jetzt geleitete uns Don Carlo mit warmen Freundschaftsversicherungen hinab bis Giardini. Dort schüttelten wir uns nochmals die Hände, riefen: a rivederci! und die Maulthiere setzten sich in Trab, gefolgt von dem Esel, welcher das Gepäck trug.

Vor dem Wirthshause in Giardini lungerte auf einer Bank unser treuloser Don Domenico. Er erkannte uns sofort wieder und grüßte uns nach ächt italienischer Weise auf's Freundlichste als

alte Bekannte. Und man rechne ihm das nicht als Charakterlosigkeit an: er hatte in uns seine Meister gefunden, und das hatte ihm Hochachtung eingeflößt. Theilnehmend erkundigte er sich nach dem Ziele unserer heutigen Reise und wünschte uns das beste Glück und das schönste Wetter dazu.

Wir befanden uns nun wieder auf der großen Landstraße von Messina nach Syracus, welche fast immer in der Ebene am Fuße des einsam und stolz ihr entragenden Aetna entlang führt. Die ganze Ebene ist äußerst fruchtbar und gut angebaut; freilich auch vielfach von Lavaströmen durchflossen, welche überall, wohin sich ihr Lauf richtete, Tod und Vernichtung verbreiteten. Aber wenn die Lava erkaltet ist, siedelt sich allmälig auf ihr eine anfangs dürftige, bald eine reiche Vegetation von großblättrigem Cactus an, der als wohlschmeckende Frucht die indische Feige trägt; im Zerfallen bildet er mit der Zeit eine fruchtbare Erdschicht, worin der Wein, später auch die Feige, die Olive, der Granatapfel und vor Allem die süße Orange vortrefflich gedeihen. Von Orangenwäldern ist allerdings nicht die Rede; die Stämme stehen in Gärten mit hohen Mauern, sorgsam in Reihen und mit gleichen Abständen gepflanzt. Immerhin aber gewähren diese Bäume, bis zu

einer Höhe von dreißig Fuß emporragend, aus deren dunkelgrünem dichten Laube die goldenen hesperischen Aepfel und oft zu gleicher Zeit die weißen starkduftenden Blüthen hervorblicken, für den Nordländer einen ungemein reizenden Anblick.

Bis zu der schönen und wohlgepflasterten Stadt Giarre führte der Weg stets nahe dem tiefblauen Meere. Hier aber verließen wir die große Landstraße und bogen rechts ab, um die Richtung nach dem Aetna selbst einzuschlagen. Um Mittag empfing uns das Oertchen Santa Severina, wo zwei Stunden gerastet werden sollte. Auf unsere Frage in Betreff des Mittagessens, wies uns der Wirth in der Küche einen Platz zum Kochen an, auch Holz und einen großen Kessel, der an drei Ketten über dem Herde hing. Wir möchten uns dessen nach Belieben bedienen, setzte er hinzu; Wein habe er vorräthig, Speisen dagegen nicht; indeß könnten wir im Orte Maccaroni einkaufen, wenn wir wollten. Wir waren eben im Begriff, ob dieser seltsamen Zumuthung Zank anzufangen, da trat der Padrone der Maulthiere dazu und versicherte uns, das sei ganz in der Ordnung; wir möchten nur einkaufen gehen, das Kochen werde er besorgen. Von seinem Knaben geführt, holten wir nun Maccaroni, Käse und vorzügliche Feigen, Alles

unglaublich billig; als wir heimkamen, brodelte Wasser im Kessel, und die Maccaroni wurden hineingeworfen. Nach zehn Minuten nahm der Maulthiertreiber den Kessel vom Feuer, goß sorgfältig das Wasser ab, hob dann mit seinen großen sehr schmutzigen Fäusten die langen Maccaronischlangen, welche ihm treulos durch die Finger glitten, heraus, häufte sie auf eine Schüssel und stellte diese, nachdem er Oel darüber gegossen, mit der freundlichsten Miene und den Worten: „Guten Appetit, Signori!“ vor uns hin. Daß uns bei dieser Manipulation der Appetit völlig verging, war kein Wunder. Nur der gute Mann war höchlich überrascht, als wir ihm erklärten, die Maccaroni seien für ihn und seinen Knaben bestimmt — wir zögen vor, von Brod, Käse und Feigen, und vor Allem jenem köstlichen Abbilde des Aetna zu leben, welches Don Carlo nicht vergessen hatte, dem Gepäckesel aufzuladen. Nach einigen Bedenklichkeiten setzte er sich indeß mit dem Knaben abseit, nahm die Schüssel auf die Kniee, auch der Wirth griff mit zu, und in unglaublich kurzer Zeit war der ganze Inhalt in die Kehlen hinabgeglitten. Sehr befriedigt, hielten wir dann Alle Siesta im Freien unter schönen Johannisbrodbäumen.

Wohl zwei Stunden ritten wir noch durch

fruchtbare Gegend mit herrlichen grünen Feldern und prächtigen Oelbäumen. Dann änderte sich mit einem Schlage die Physiognomie derselben: wir erreichten die Region des Lavasandes. Der Erdboden bestand nun aus schwarzer, harter, grobkörniger Asche, fast ganz ohne Vegetation von Getreide oder Gras. Nur entblätterte Weinstöcke und Feigenbäume standen in den vereinzelten weitausgedehnten Gärten, zwischen deren schwarzen Lavamauern der Weg sich in ermüdender Einförmigkeit hinzog. An den Mauern befanden sich häufig große weiße Stellen von Kalkanstrich, deren Zweck wir nicht ermitteln konnten. Auch die niedrigen Häuser der ärmlichen Dörfer waren weiß getüncht. So enthielt die Landschaft eigentlich nur zwei Farben, Schwarz und Weiß. Etwas Oederes, Unheimlicheres, Trostloseres habe ich nie gesehen. Schweifte der Blick in die Ferne zum Aetna hinan, oder rückwärts auf die grüne Ebene, mit ihren zahllosen Dörfern und Städtchen, und darüber hinaus auf das blaue Meer, das war freilich wiederum entzückend.

Es mochte gegen fünf Uhr sein, als wir in das freundliche Oertchen Nicolosi einritten. Seine vielen wohlgebauten, obschon nur einstöckigen Häuser machten einen sehr behaglichen Eindruck. In

einiger Entfernung winkte ein stattliches Benedictinerkloster, von Pinien umgeben; eine Allee von Birken führte dorthin, deren weiße Stämme gegen den schwarzen Erdboden wunderbar contrastirten.

In der Locanda dell' Etna fanden wir gute Aufnahme. Freilich hatte der Salon, welcher uns als Wohn-, Eß- und Schlafzimmer diente, keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Läden, welche Abends geschlossen wurden, und einen schwarzen Estrich von Thon und Schlacken. Indeß waren die Betten gut, und wir brauchten nicht für die Bereitung des Abendessens selbst Sorge zu tragen.

Von dem bescheidenen und sehr instruirten Wirthe geleitet, machten wir rasch noch einen Spaziergang nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Monte Rossi. Dies ist ein im Jahre 1669 entstandener Doppelkegel mit zwei jetzt erloschenen Kratern. Ihnen entquollen damals die beiden Lavaströme, welche Catania und achtundvierzig andere Ortschaften verheerten, siebenundzwanzigtausend Menschen des Obdaches und eine große Anzahl des Lebens beraubten. Vom Rande der Krater kann man noch jetzt den Lauf der Lava deutlich verfolgen. Schwarz und kahl zieht sie sich durch die grüne Ebene bis an's Meer, ein Bild grauenvoller Zerstörung inmitten des reichsten

Lebens. Der Monte Rossi selbst, namentlich das Innere der flachen Krater, besteht großentheils aus intensiv rothem, zackigem Gestein, mit gelben Schwefelkrystallen übersäet; es giebt wohl keinen Berg der Welt, welcher so schöne Farben aufzuweisen hätte als er.

Ein starker Gewitterregen war am Nachmittage gefallen; die Luft war klarer geworden, nur die Spitze des Aetna blieb in Wolken gehüllt. Hell erglänzte in den Strahlen der sinkenden Sonne die näher liegende hochragende Montagnola; von prächtig warmer Färbung waren die braun gewordenen Wälder an den Flanken des Berges. Allmälig wurde die Montagnola blau und kalt; wir wandten uns zur Rückkehr. Aber noch hatten wir den Fuß des Monte Rossi nicht erreicht, da rief Stark:

„Wenden Sie sich um, meine Herren, und schauen Sie!“

Und siehe da! Der erhabene Gipfel des Aetna war plötzlich frei geworden; in bläulicher Weiße ragte er majestätisch aus dem ihm rings umziehenden Wolkenmeere empor. Und nun begann er sich zu erwärmen, anfangs in röthlichem Schimmer, zuletzt fast corinthbraun, und so glühend, als wäre der Berg von Glas und der Schein des im

Innern lodernden Feuers bräche hindurch. Das wärmste Alpenglühen, was war es gegen die dunkle Gluth, in welcher der Wohnsitz Vulcans und der Cyklopen jetzt flammte!

„Sie werden gutes Wetter morgen haben," rief erfreut der Wirth; „gewiß werden Sie ein gutes Stück am Berge hinaufkommen."

„Wir hoffen ganz hinaufzukommen."

„Bis auf die Spitze? — Das wird unmöglich sein, meine Herren; die liegt jetzt in Schnee und Eis begraben. Aber vielleicht geht es bis zur Casa inglese. Ich werde mit meinem Vetter Don Antonio Gemellaro sprechen; wenn irgend Einer Sie so weit brächte, thäte er es."

Bei der Rückkehr in die Locanda fanden wir zu unserer Ueberraschung ein vorzügliches Abendessen von Hühnern, Lammbraten, frischen Feigen und namentlich Muscattrauben von wunderbarer Größe und dem schönsten Wohlgeschmack. Der schwarze Lavasand nährt also doch seine fleißigen Bebauer. Dann setzten wir uns zu der Familie des Wirths an das Heerdfeuer der Küche. Bald kam Don Antonio Gemellaro. Wir glaubten Anfangs den berühmten Aetnaführer selbst vor uns zu haben, dessen Vater, Mario Gemellaro, ein wohlhabender Gutsbesitzer von Nicolosi, und in

seiner Art tüchtiger Naturforscher, das große Verdienst hat, überhaupt den gewöhnlichen Reisenden das Besteigen des Aetna möglich gemacht zu haben, und welcher bis zu seinem Tode als unbestrittene Autorität in Allem galt, was den Aetna betraf. Dies Monopol war auf seinen Sohn Francesco Gemellaro übergegangen; seit einigen Jahren hatte jedoch ein Namensvetter, unser Antonio, angefangen, dem Don Francesco als Führer Concurrenz zu machen, und weil er ein sehr umsichtiger uud energischer Mann war, nicht ohne Erfolg.

Der Wirth hatte die Vorsicht gebraucht, während des Abendessens auch zum eigentlichen Gemellaro zu gehen und dessen Ansicht in Betreff unseres Planes zu erbitten. Dieser hatte sehr kategorisch geantwortet: „In der Mitte des November besteigt man den Gipfel des Aetna nicht mehr; die Herren können von besonderem Glück sagen, wenn sie bis zur Casa inglese gelangen; auf die Spitze werden sie nicht gehen."

Dem Don Antonio wurde dieser Ausspruch nicht vorenthalten. Er überlegte anfangs schweigend, dann unterhielt er sich eine Zeit lang lebhaft gesticulirend mit dem Wirthe. Sie schienen zu streiten. Endlich beruhigte sich Don Antonio und sagte:

„Don Francesco wird Recht haben; aber bis

zur Casa inglese bringe ich Sie ganz sicher, und das ist auch der Mühe werth. Wenn wir zeitig aufbrechen, sind wir zum Ave Maria wieder unten."

Die Casa inglese ist ein steinernes Gebäude am Fuße des Kraterkegels, welches im Jahre 1811 von den Officieren der englischen Occupationsarmee erbaut und beim Abmarsche dem Mario Gemellaro übergeben worden war. Sie gewährt sicheres Unterkommen für die Reisenden und für nicht weniger als sechszig Maulthiere. Man pflegt in ihr zu übernachten und von da in aller Frühe den Kraterkegel zu besteigen, um oben das Schauspiel des Sonnenaufganges zu genießen.

Auch Antonio versicherte, wir würden morgen einen ausgesucht klaren und schönen Tag haben. Allerdings müßten wir uns auf tüchtige körperliche Anstrengungen gefaßt machen — es sei viel Schnee gefallen, und Niemand wisse, wie es oben am Berge aussehe. Aus diesem Grunde verzichtete Cornhill, dessen Brust nicht stark war, auf die Theilnahme an der Expedition. Für uns andern Beiden aber packte der Wirth reichliche Provision in Körbe; Brennholz wurde zu Bündeln gebunden, damit wir in der Casa inglese ein Feuer anzünden könnten; auch zwei Kessel wurden bereit gestellt,

um in ihnen Schnee zu Trinkwasser für Menschen und Thiere zu schmelzen.

Wir legten uns zeitig nieder. Indeß, die empfindliche Kälte in dem Salon und mehr noch die Aufregung über das, was der morgende Tag uns bringen würde, ließ mich wenig ruhen. Wie beneidete ich Stark! — er hatte von allen den Verhandlungen, Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen wiederum nur höchst wenig verstanden; aber er verließ sich auf mich, und in rührender Sorglosigkeit schlief er, ehe eine Viertelstunde verging, tief und fest den Schlaf des Gerechten.

4. Der Aetna.

Heute also zum Mongibello!

Um drei ein halb Uhr am Morgen des 12. November weckte uns der Wirth. Heißer Kaffee erwärmte uns. Pünktlich erschien Don Antonio mit den Maulthieren, in Begleitung seines Knaben. Die Thiere wurden sorgsam beladen und dann bestiegen. Auf das Vorderste setzte sich Don Antonio, hinter ihm der Knabe; sicher hielt dieser das Gleichgewicht und nur auf schwierigen Stellen umklammerte er den Vater. Quer über den Sattel lag eine Flinte; ich weiß nicht ob zur Jagd oder zur Vertheidigung bestimmt. Wir waren Alle in

warme Capuzenmäntel gehüllt und außerdem mit wollenen Decken versehen. Bei hellem Mondschein setzte sich die kleine Caravane um vier ein halb Uhr in Bewegung. Es war bitter kalt, und nicht blos innerlich schimpfte ich über den frühen Aufbruch, welchen ich für ganz unnöthig hielt, den aber Antonio so verlangt hatte.

Unmittelbar hinter dem Orte begann wieder der schwere schwarze Lavasand. Ganz wunderbar, ja schauerlich war der Effect des Mondscheins auf diesem Sande, der alles Licht einzusaugen schien. Gespensterhaft erglänzten die weißen Kalkflecken auf den schwarzen Mauern der Gärten. Es war als eilten wir dem Eingange der Hölle zu, deren Schilderung Dante wirklich zum Theil dem Aetna und seinen Umgebungen entlehnt zu haben scheint.

Die Weingärten und die vereinzelten Weizenfelder hörten bald auf; wir erreichten einen noch nicht verwitterten Lavastrom, den wir zu überschreiten hatten. Hier war der Pfad rauh und schwierig und so hart, daß die Tritte der Thiere klingend auf ihm tönten; er wand sich durch große phantastisch geformte Blöcke, zwischen denen die wunderlichen Cactus ihre breiten rundlichen Blätter in die Luft streckten. Mit großer Vorsicht und oftmals tastend mußten die Thiere auftreten, um

nicht zu stolpern oder sich und die Reiter an den scharfkantigen Blöcken zu beschädigen. Mehr als eine Stunde war dieser Lavastrom breit. Dann folgte wieder ebeneres Terrain von Sand und Schlacken mit zerstreut liegenden Feldern.

Wir erreichten die Casa Rinazzi, ein dem Principe Biscari gehöriges Forstwärterhäuschen, und damit die Waldregion des Aetna, als eben die Sonne prachtvoll aus dem Meere emporstieg.

Die Waldregion des Aetna! — wie schön klingt das! Wem fällt dabei nicht sofort der berühmte Kastanienbaum der cento cavalli ein, so benannt, weil hundert Reiter unter seinem Laubdach Schutz fanden, und dessen in fünf Theile zerklüfteter Stamm nicht weniger als hundertsiebzig Fuß im Umfange hatte! Und wirklich hat wohl kaum ein Gebirge der Welt herrlicheren Wald aufzuweisen gehabt, als der Aetna. Noch im sechszehnten Jahrhundert zog sich dieser hoch vom Berge hinab bis weit in die Ebene. Die Schriftsteller jener Zeit, namentlich der Cardinal Bembo, rühmen die Größe und Schönheit der Kastanien, Eichen und Buchen, welche hier tiefen Schatten verbreiteten. — Und nun! — Dies war gar kein Wald mehr, sondern nur die Stätte, wo einst ein Wald gestanden hatte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Streitigkeiten über

das Eigenthum der Waldungen ausgebrochen waren und in Folge davon der Forstschutz völlig aufgehört hatte, begann hier eine furchtbare Verwüstung. Tausende der schönsten Stämme verfielen dem Beile; ja man legte Feuer daran, um sie rascher niederzubrechen. Jetzt sahen wir nur noch in großen Zwischenräumen vereinzelte Bäume, meist Sommereichen von verkrüppeltem Wuchse, ihre entblätterten Aeste gen Himmel strecken, dunkelgrau und scheinbar erstorben. Unter ihnen bedeckte abgewelktes Farrenkraut nur nothdürftig den fahlen steinharten Boden, von dem der Regen alles fruchtbare Erdreich weggewaschen hatte. Tiefe Risse und Spalten durchzogen ihn, große Lavafelsen waren hie und da zerstreut. Zwischen ihnen hin lief, zuweilen eben, zuweilen steil über Geröll emporklimmend, der fast unkenntliche Pfad, den das vorderste Maulthier, mit gesenktem Kopfe suchte. Und dabei Todtenstille im ganzen Revier — kein Vogel erhob seine Stimme, keins der erstorbenen Blätter rauschte. Mit Schaudern betrachteten wir dieses Bild freventlicher Zerstörung. Und hoffnungslos ist dieser Zustand. Denn an eine schützende und wiederherstellende Forstcultur, wie wir sie in Deutschland kennen, ist nicht zu denken; auch fehlt dem Boden jetzt die erforderliche Feuchtigkeit, um

wieder schönen Baumwuchs zu erzeugen. An den Nordabhängen des Berges soll sich noch jetzt wirklicher Wald mit hohen kräftigen Stämmen befinden — möge er dort wenigstens erhalten bleiben! —

In einer kleinen Vertiefung machten wir Halt, um den ermüdeten Thieren Ruhe zu gönnen und unsere von Kälte erstarrten Glieder an dem rasch entzündeten Feuer zu wärmen. Der mitgenommene Wein kam uns, trotz der frühen Morgenstunde, trefflich zu Statten. Wir hätten nun gern unsern Weg zu Fuße fortgesetzt, davon wollte aber Antonio Nichts wissen — wir würden unsere Kräfte wohl noch nöthig brauchen, meinte er. So ging es denn auf den Maulthieren weiter. Ganz allmälig verlor sich der Wald; noch lange trauerten hier und da vereinzelte Bäume in schrecklicher Oede. Welche trostlose Existenz für die armen Dryaden, ihre Bewohnerinnen! —

Immer schwärzer, erstorbener und unheimlicher wurde die Gegend. Die Spitze des Aetna war durch die vorliegende Montagnola verdeckt; mit jedem Schritte großartiger und weiter dagegen gestaltete sich der Rückblick auf die unter uns liegende Landschaft. Wider Erwarten fand sich, daß der Schnee weit weniger tief am Berge herabreichte, als wie in dieser Jahreszeit der Fall zu

sein pflegt. Don Antonio wurde immer zuversichtlicher, und rief einmal über das andere: „Coraggio, Signori, wir werden in der Casa inglese Maccaroni zu Mittag speisen.“

Lange ging's nun an der spitzen Montagnola entlang; plötzlich wandte sich der Weg, und der Gipfel des Aetna lag vor uns. Eine breite schneebedeckte Ebene zog sich in mäßiger Steigung hinan, von einem ehemals hier existirenden See Piano del Lago genannt. Aus ihr erhob sich, wohl tausend Fuß hoch, der Kraterkegel, bis mehr als zwei Drittel der Höhe von krystallenem Eise erglänzend, ganz oben aber tiefschwarz, und eine feine Rauchsäule empor sendend. Dahinter die tiefe Bläue des Himmels. Unbeschreiblich großartig war dies aus wenig Linien und nur drei Farben bestehende Bild. Die Sonne bestrahlte es so hell, daß wir bald geblendet das Auge senken mußten. In der dünnen reinen Luft hier oben waren alle Tinten doppelt kräftig; das Entfernteste schien in greifbarer Nähe zu liegen.

Don Antonia ließ halten.

„Wie weit haben wir noch bis zur Casa inglese?“ fragte ich.

„Nur eine Stunde; Herr, bei guter Jahreszeit; jetzt aber liegt der ganze Piano del Laga voll

Schnee, da wird es länger dauern. Ich werde gehen, um zu versuchen, ob wir auf den Maulthieren noch weiter kommen können."

Wir stiegen ab. Der Knabe führte die Thiere zu einer der vielen Höhlen, welche die über einander gethürmten Lavablöcke hier bilden. In der größten unter ihnen, der Ziegengrotte, soll einst Polyphem gehaust haben. Von den vielen leichtsinnigen Versicherungen der Italiener in Betreff ihrer Antiquitäten ist das eine der allerleichtsinnigsten. Denn die drei Felsstücke, welche der geblendete Cyclop vom Ausgange seiner Höhle nach dem Schiff des ihn verhöhnenden Odysseus schleuderte, und welche noch heutigen Tages die Cyclopenfelsen heißen, liegen mindestens drei Meilen von hier entfernt bei Aci reale im Meere. Eine solche Leistung kann man aber billigerweise weder der Lunge des Laertiaden noch dem Arme Polyphems zutrauen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte Don Antonio zurück. Unter gewöhnlichen Umständen bietet die Wanderung über den Piano del Lago bis zur Casa inglese durchaus keine Schwierigkeit; sie ist vielmehr der bequemste Theil des Aetnaweges. Heute war nun zwar der Schnee auf dem Piano nicht allzu tief, aber festgefroren, und seine

Oberfläche so glatt, daß die eisenbeschlagenen Maulthiere nicht wagen durften sie zu betreten. Daher ließen wir diese unter Aufsicht des Knaben hier zurück. Brod, Wein, Holz, wollene Decken und einer der beiden Kessel wurden auf uns Drei vertheilt; freilich in sehr ungerechter Weise, indem Antonio sich selbst mit mehr als zwei Drittheilen der Last belud. Dann gab er uns tüchtige Stöcke mit starken eisernen Spitzen. Eine Zeit lang noch sprach er angelegentlich mit seinem Sohne in dem uns völlig unverständlichen sicilianischen Dialekte, und endlich rief er:

„Coraggio, Signori! bald sind wir am Ziele! Alles geht vortrefflich, und so ein klarer Tag wie heute kommt kaum einmal im Jahre."

Nach dem langen Ritte in der bittern Kälte war uns das Gehen eine wahre Wohlthat. Aber bald änderte sich die Sache. Wenige hundert Schritte hatten wir gethan, da begann auf dem Piano del Lago eine glatte, an manchen Stellen ziemlich abschüssige Eisfläche, das Product der warmen Sonnenstrahlen des Tages und der Kälte der Nacht. Und gerade in dem Augenblicke, wo wir sie betraten, fing plötzlich ein Sturm an uns entgegen zu sausen, eiskalt und scharf uns in's Gesicht schneidend, und so heftig, daß es kaum

möglich war das Stehen zu behalten, geschweige denn gegen ihn anzukämpfen. Antonio versuchte uns durch sein „Coraggio, Signori!" anzufeuern; aber er selbst war mit seinen eisenbeschlagenen Schuhen noch schlimmer daran als wir und mühte sich vergeblich gegen den Wind. Endlich verfiel ich auf ein Mittel. Wir machten Kehrt, faßten einander an und gingen nun, eine Reihe bildend, rückwärts langsam dem Winde entgegen, indem wir uns mit den Stöcken auf dem Eise weiter schoben. Dies war unglaublich mühsam; aber allmälig gewannnen wir Uebung und ein sicheres Gefühl; unsere Gesichter waren gegen den Wind geschützt, und wir rückten zwar langsam, doch Schritt für Schritt vor. Wohl eine Stunde mochten wir so gekämpft haben, da legte sich der Sturm eben so plötzlich wie er entstanden war; wir konnten die nöthige Frontveränderung vornehmen, und ohne alle Beschwerde über das Eis hinweg schreitend gelangten wir nach einer weitern halben Stunde zu der ersehnten Casa inglese.

Wie freundlich winkte uns das niedrige Haus entgegen! Zwar lag es tief im Schnee begraben — auch der Eingang war verweht; doch bald hatten wir den Schnee von der Thüre hinweg-

geräumt; die Thüre gab unseren vereinten Bestrebungen nach und wir traten hinein.

Hier harrte unser freilich eine bittere Enttäuschung. Von den hölzernen Laden, welche bestimmt sind die Fensteröffnungen zu schließen, waren durch Nachlässigkeit der letzten Besucher zwei offen geblieben; durch diese war der Schnee hinein getrieben und hatte einen großen Theil der Hütte ausgefüllt. Alle Wände waren dick mit Eis überzogen; Hunderte der schönsten Eiszapfen hingen von der Decke herab und funkelten, als die Sonne durch die geöffnete Thüre herein schien, gleich Diamanten. Der Anblick dieses Krystallpalastes war feenehaft. Aber uncòmfortable war es doch im höchsten Grade. Nicht einmal Feuer anzuzünden war thunlich. Denn der Stein, welcher die Oeffnung des Rauchfanges von innen verschließt, war festgefroren und nicht zu lösen. Als wir aber dennoch die Flamme anfachten, füllte sich der kleine Raum rasch mit so dichtem Rauch, daß wir nicht darin auszudauern vermochten. Mit dem versprochenen Diner in der Casa inglese war es also Nichts.

Glücklicherweise war es völlig windstill geworden. An der Außenseite des Hauses setzten wir uns daher auf die ausgebreiteten Decken und freu-

ten uns der warmen Strahlen, welche die dem Mittag zueilende Sonne herabsandte. Wir waren doch von dem Heransteigen über das Eisfeld und dem Kämpfen gegen den Sturm ermüdet. So beschlossen wir denn, uns hier für einige Zeit zu etabliren, um die unbeschreiblich schöne Aussicht gründlich zu genießen. Wir waren in fröhlichster Laune. Hatten wir auch den Gipfel des Mongibello nicht erreicht, so waren wir doch zu einer Höhe von mindestens zehntausend Fuß vorgedrungen und hatten einen deutlichen Begriff von der eigenthümlichen Natur dieses größten unter den Vulcanen der alten Welt bekommen. Stark zog sein Skizzenbuch hervor, ich mein Tagebuch — so bemerkten wir nicht, daß Don Antonio sich von uns entfernt hatte.

Da bog dieser eiligen Schrittes um das Haus und rief uns zu:

„Coraggio, Signori! — es steht Ihnen ein ganz besonderes Glück bevor — wir werden auf die Spitze hinauf zu den Kratern steigen!"

„Aber, Antonia, Alle haben gesagt, das sei jetzt unmöglich, und Ihr selbst habt es gestern Abend ausdrücklich bestätigt."

„Alle haben sich geirrt, ich auch; — wir werden dennoch hinaufsteigen."

„Und weshalb glaubt Ihr jetzt, daß es ausführbar sein wird?"

„Sehen Sie, Signori, die Sonne hat fast sechs Stunden lang warm auf die Eisdecke des Kegels geschienen; ich habe mich überzeugt, daß sie fast überall leicht zu durchbrechen ist und daß wir um diese Tageszeit in dem Schnee ohne Gefahr in die Höhe steigen können."

Erst jetzt betrachtete ich mir den Kraterkegel genauer, an dessen Fuße wir schon einige Zeit gesessen hatten. Er schien mir achthundert bis tausend Fuß Höhe zu haben. Der Abhang war wohl steil, jedoch offenbar ganz gefahrlos zu erklimmen, so lange er schneefrei war, wo der Fuß auf den großen Lavablöcken, dann den losen Schlacken und ganz oben auf dem schwarzen Sande einen hinreichend festen Halt fand. Jetzt aber bot der ganze Kegel bis nahe unter die Spitze eine einzige große Eisfläche dar; wer auf ihr ausglitt, der befand sich im nächsten Augenblicke unten am Fuße des Kegels und wurde dort gegen die furchtbaren Lavafelsen geschleudert.

„Habt Ihr ein Seil mitgebracht, Antonio, an welches wir uns festbinden können?"

„Nein, Signor; das würde auch wenig helfen, ja nur gefährlich sein; aber ich habe ein Beil und

damit werde ich schon einen Weg hinauf schaffen. Verlassen Sie sich auf mich."

In mir entstand ein heftiger Kampf zwischen Lust und Zagen. Ich war durchaus nicht schwindelfrei, und schon bei der bloßen Vorstellung einer derartigen Rutschpartie begann mein Herz sich umzuwenden. Und dennoch hätte ich gar zu gern einen Blick in den Krater geworfen, welcher unendlich großartiger sein sollte, als der des Vesuv, und auch die Rundsicht von der Spitze hätte ich gern genossen. Vor Allem aber reizte es mich etwas zu unternehmen, was sogar der Hauptkundige des Aetna für unausführbar erklärt hatte.

Antonio bemerkte, was in mir vorging. Plötzlich stellte er sich vor mich hin und rief mit Pathos: „Coraggio, Signor Capitano. Don Francesco hat gesagt: «Diese Herren werden kaum bis zur Casa inglese gelangen — auf den Gipfel gehen werden sie nicht!» Jetzt sind wir bei der Casa inglese; bald werden wir aber auf dem Gipfel stehen. Dann hat Antonio Etwas geleistet, was Don Francesco und alle Anderen für unmöglich hielten, und fortan werde ich der Erste unter den Aetnaführern sein!"

Der Mann hatte Recht; vielleicht hing seine ganze Zukunft daran, wenn das Wagestück ge-

lang. Nochmals warf ich einen langen prüfenden Blick auf den Bergriesen, den es zu bewältigen galt.

„Aber, lieber Herr," sprach Stark, der den Inhalt unseres Dialoges aus unseren Geberden richtig errathen hatte, in seiner trockenen ruhigen Weise, „wenn Sie sich's nicht getrauen, so bleiben Sie doch hier unten, ich werde mit dem Führer allein hinaufsteigen."

Dies wirkte. „Nun, versuchen kann ich's ja," rief ich aufspringend. „Aber dann sofort, Antonio, ohne weiteres Zaudern!"

„Geduld," erwiderte er, „verzehren wir erst unsere Collazione und ruhen wir noch eine halbe Stunde; wir werden alle unsere Kraft nöthig haben."

Dies geschah. Dann legten wir auf Antonio's Geheiß die Mäntel ab; er ergriff Beil und Stock, auch wir nahmen die Stöcke zur Hand.

„Coraggio, Signori! — in einer Stunde sind wir oben!"

Eine kurze Strecke ging es noch auf der Ebene am Fuße des Kegels entlang. Dann befanden wir uns an der Stelle, welche Antonio zum Hinaufsteigen ausersehen hatte.

„Nun muß ich Bahn brechen," sprach er.

„Bleiben Sie dicht hinter mir, Signor Capitano, und Sie, Signor Pittore, folgen dann; ich sehe schon, Sie sind sicher und muthig.“

Antonio hob nun das Beil und hieb mit kräftigem Schlage ein Loch in die Eisdecke; dahinein setzte er den rechten Fuß; das Bein versank fast bis an's Knie in den Schnee. Dann hieb er etwas höher ein zweites Loch und trat mit dem linken Fuße hinein. Ich folgte ihm und fand, daß ich in den tiefen Löchern so fest stand wie in einem Stiefel, und daß ein Ausgleiten oder Verlieren des Gleichgewichts gar nicht möglich war. Beschwerlich war es wohl, den Fuß aus dem tiefen Schnee zu ziehen; aber eben dies gab das Gefühl vollständiger Sicherheit. Sorgsam wählte Antonio die Stellen aus, welche sich am besten zu dieser Manipulation eigneten. Ehe er ein Loch hieb sondirte er mit seinem Stocke, ob auch die gehörige Tiefe des Schnees vorhanden sei und nicht etwa dicht unter der Oberfläche sich loses Geröll befinde.

Sehr langsam und mit häufigen Ruhepausen arbeiteten wir uns auf diese Weise in die Höhe. Ich bemühte mich nicht nach unten oder um mich zu schauen, sondern nur auf die Fußstapfen Antonio's unmittelbar vor mir; so überwand ich glücklich die ersten Regungen des Schwindels. Der Schweiß

lief uns von der Stirn herab. Oft wandte sich Antonio um und feuerte uns durch seinen Zuruf an.

Allmälig aber ward die Sache schwieriger. Je weiter hinauf, desto dünnerer und lockerer wurde die Schneeschicht: sie reichte uns zuletzt nur noch wenig über die Knöchel und gewährte keinen hinreichenden Halt mehr. Ja, es kam eine Stelle, wo Schnee und Eis den Kegel geradezu schlüpfrig machten, während die beweglichen Schlacken darunter ihrerseits ein sicheres Auftreten verhinderten. Diese Passage war kurz, aber besonders deshalb sehr kritisch, weil man im Falle des Ausgleitens sich nirgends festhalten konnte.

Doch Antonio wußte Rath. Er ruhte ein paar Minuten, dann begann er mit Beil und Stock eine förmliche Treppe über die gefährliche Stelle hinweg in die Schlacken hinein zu arbeiten. Wir halfen ihm wacker dabei; wir krochen diese Stufen auf allen Vieren hinan, und endlich — endlich hatten wir die obere Grenze des Schnees erreicht.

Der Grund, weshalb der Schnee hier endigt, ist die durch die Seitenwände des Kraterkegels dringende innere Hitze. Doch trafen wir auf manche kältere Stelle mit glattem Eise auf härterem Untergrunde, welche wir sorgsam umgehen mußten. Oft

auch gaben die größeren Schlackenstücke nach und prasselten mit Blitzesschnelle den Abhang hinab, nicht ohne mir jedesmal einen bösen Anfall von Schwindel zu verursachen. Aber gewaltsam mich bezwingend klomm ich Antonio nach — wußte ich doch, wir waren jetzt ganz nahe dem Ziele.

Da hielt Antonio plötzlich inne. Wir richteten uns auf, um zu sehen, was denn sei.

„Hier können wir nicht weiter,“ sagte er, „es ist Eis vor uns.“

Und richtig! — Auf einmal, kaum zehn Minuten unterhalb des Gipfels, stellte sich uns ein Eiswall von weit über Manneshöhe entgegen. Der von oben herabrieselnde geschmolzene Schnee war hier auf einer wahrscheinlich kälteren Stelle wieder zu Eis erstarrt und hatte so allmälig eine hohe und undurchdringliche Mauer gebildet, deren oberer Rand sich über die Basis herüberneigte. Es mußte der Versuch gemacht werden, sie zu umgehen. Wir wendeten uns nach links an dem Walle entlang; aber bald gebot ein festes und glattes Eisfeld uns Halt.

„Warten Sie hier ein Wenig,“ sprach Antonio; „ich werde umkehren und versuchen, ob wir auf jener Seite das Ende des Eiswalles erreichen können.

Gelingt es nicht, so müssen wir Stufen hineinhauen und ihn überklettern."

Eine schöne Aussicht! Mehr und mehr fühlte ich, daß bei dieser Idee der Schwindel meiner Herr wurde; schon begannen mir die Hände zu zittern. Da ertönte aus geringer Entfernung Antonio's Ruf: „Coraggio, Signori!" — Eifrig wies er auf den Eiswall und winkte uns nachzukommen.

Halb kriechend, halb gehend hatten wir ihn bald erreicht. Zu unserer größten Freude sahen wir in dem Eiswalle eine diesen von oben bis unten durchschneidende Spalte von mehreren Fuß Breite, ein förmliches Thor, durch welches man vortrefflich zu der oberhalb des Eises gelegenen Region durchdringen konnte. Nur zehn bis zwölf Schritte trennten uns noch von dem Rettung verheißenden Eingange. Aber gerade an dieser Stelle wurde der Abhang weit steiler als sonst überall; eine Eisschicht überzog den Boden auch hier; sie war dünn, aber sehr fest und glatt.

Mit Hülfe meines Stockes und des Beiles Antonio's wurde sie zertrümmert und mühsam ein Weg von etwa ein und einen halben Fuß Breite in dem darunter befindlichen schwarzen Sande geschaffen. Kaum vier Schritte waren noch bis zu der Lücke — da verwandelte sich die dünne Schicht in

einen mehrere Fuß dicken Eisstrom; das Beil war nicht mehr im Stande, ihn zu durchdringen. Doch Antonio verlor den Kopf nicht. Ohne Zaudern hieb er in das Eis drei schöne Tritte, jeder einen Schritt von dem andern entfernt, und so breit, daß beide Füße gut darauf Platz fanden.

„Vorwärts, Signor!“ rief er — „noch wenige Schritte und wir haben gewonnen!“

„Einen Augenblick, Antonio! Sagt mir, müssen wir den Rückweg über diese nämliche Stelle nehmen?“

„Nein, Signor, ich habe mich überzeugt, daß wir an einer anderen Stelle ganz gut hinabsteigen können. Geben Sie mir nur die Hand, und treten Sie fest auf die Eisstufen; ich ziehe Sie sicher hinüber.“

„Ich kann nicht, Antonio — mir schwindelt!“

„Coraggio, Signor! Sehen Sie, wir sind ja dicht unter dem Gipfel!“

Gewaltsam raffte ich mich zusammen; eben wollte ich die erste Eisstufe betreten, da entglitt der Stock meiner Hand und flog blitzschnell den Abhang hinab in die Tiefe. Plötzlich sah ich Alles doppelt und fühlte, daß ich zu schwanken begann. „Halt!“ rief ich, und versuchte mich von Antonio loszureißen, „ich kann nicht weiter.“

„Vorwärts,“ rief Antonio mich ziehend, „Sie müssen vorwärts! es handelt sich um meine Ehre und um die Ihrige, Signor Capitano!“

„Aber worauf warten Sie denn, lieber Herr?“ sprach Stark mit empörender Gemüthsruhe; — „wenn Sie nicht weiter wollen, so gehen Sie wenigstens aus dem Wege und lassen Sie mich durch.“

Selbst wenn die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre zurückzuweichen, jetzt durfte ich es nicht! „Vorwärts, Antonio!“ rief ich nun selbst. Dann wendete ich dem Abgrunde den Rücken zu, das Gesicht dem Eiswalle zugewandt, faßte mit der linken Hand fest hinter eine vorstehende Zacke desselben, umklammerte mit der Rechten Antonio's Linke und setzte den einen Fuß auf die nächste Eisstufe. Glücklicherweise gewährte mir die Eiszacke einen festen Halt. Ich zog den andern Fuß nach; wieder fand die Linke in einer Eisspalte einen Punkt zum Anklammern; Antonio hielt meine rechte Hand eisern in der seinigen, und so gewann ich auch die zweite und dritte Stufe, das Gesicht immer dicht an den Eiswall gedrückt.

„Coraggio!“ rief Antonio, als ich auf der letzten Stufe innehielt; „ich stehe auf festem Boden, jetzt ein kleiner Sprung und Sie sind auch da. Sind Sie bereit?“

„Ja," rief ich, aber fast ohne Bewußtsein von dem, was mit mir vorging. Da riß mich Antonio mit übermenschlicher Gewalt über das Eis hinweg zu sich; ich verlor das Gleichgewicht und fiel platt auf den Bauch nieder; aber ich lag in der Lücke auf weichem Sande, und gleich darauf stand ich in der Region oberhalb des Eiswalles.

Der ganze Vorgang dauerte wenige Secunden; aber mir schien er eine Ewigkeit, und noch jetzt schaudert mich's jedesmal, wenn ich an ihn zurückdenke.

Es war mir ein wahrer Trost, daß auch Stark Antonio's Hülfe bedurfte um die vier Schritte zu überwinden.

„Aber was haben Sie denn?" rief er, als er wieder neben mir stand. „Sie sind ja ganz blaß geworden."

Statt der Antwort sah ich Antonio an; auch dieser war sehr blaß.

„Die Santissima Madonna sei gelobt!" rief er. Dann schüttelte er mir treuherzig und freudig beide Hände mit den Worten: „Bravo, Signor Capitano! Das haben Sie gut gemacht!"

Verwundert betrachteten wir nun das Schauspiel rings um uns her. Aus hundert kleinen Ritzen und Löchern stiegen feine Rauchsäulchen auf,

um uns daran zu erinnern, daß wir wirklich auf dem unter der Asche glimmenden Feuer schritten. Der Sand war heiß, scharf und beweglich; bei jedem Schritte sank man tief hinein und mit ihm wieder abwärts; die Hände mußten brav mithelfen, trotz der Gefahr sie zu verbrennen; aber nach zehn Minuten standen wir oben auf dem Rande des Kegels — wir hatten gesiegt!

Welch wunderbarer Anblick bot sich uns dar! Begreiflicherweise flog unser Blick zuerst den Kratern zu. Der Aetna hat deren vier, durch niedrigere Zwischenwände von einander geschieden. Der uns zunächst liegende Krater war flach und ausgefüllt, und wie es schien erloschen. Den anderen dagegen entstiegen so dichte weiße Schwefeldämpfe, daß man ihre Anzahl und Form nicht zu erkennen vermochte; und nur das allmälig ersterbende Gepolter der hinabgewälzten großen Schlackenstücke ließ ahnen, in welch grundlose Tiefe sie sich senkten. Zuweilen schwoll der Dampf heftiger an — dann ertönte zugleich ein fernes dumpfes Brausen. Wir konnten die Krater oben auf dem ziemlich breiten Rande großentheils umschreiten, und in den Momenten, wo der Rauch sich verzog, manchen Blick in ihr Inneres werfen. Die furchtbar steilen und zackigen Wände schimmerten in den schönsten Farben: roth,

gelb, grünlich und violett. Vielfach waren sie mit einer Verglasung überzogen, welche die Farben doppelt lebhaft erscheinen ließ. Der Eindruck war im Grunde außerordentlich malerisch; schauerlich wurde er nur durch die Idee der Tod und Verderben bringenden Naturkraft, welche sich hinter ihm barg. Aber durch das Treiben des Dampfes wechselte Alles, was wir sahen, so rasch und beständig, daß es durchaus unmöglich war einen Totaleindruck festzuhalten. Darum erscheint dieser wunderbare Berg auch jedem Besteiger völlig anders.

Der Boden, auf den wir traten, war glühend heiß; auch die Luft hatte hier oben eine hohe Temperatur. Jeden Augenblick mußten wir die Stelle wechseln, und zog man den Fuß aus dem Sande, so entquoll weißer Dampf der kleinen Vertiefung.

Antonio schlug vor, in den flachen südlichen Krater hinabzusteigen. Das gelang ohne Schwierigkeit bis zu einer Tiefe von zweihundert Fuß. Wir gelangten auf eine Ebene von wohl hundert Schritten im Umfange, bedeckt mit schwarzen Lavablöcken und scharfkantigen glänzenden Schlacken. Dicht neben ihr senkte sich eine tiefe Spalte hinab, aus welcher nur ganz leise Rauchwolken rasch am

Rande in die Höhe wallten, ohne irgendwie den rings umschlossenen Raum zu erfüllen. Hier waren wir in völliger Sicherheit. Von dem unterirdischen Feuer trennte uns offenbar eine dickere Erdschicht als oben auf dem Rande der Krater; der Boden war angenehm warm, aber nicht heiß; wir konnten uns in aller Bequemlichkeit auf ihm hinlagern.

Das thaten wir denn auch con amore! — „Hätten wir doch Wein hier oben," rief ich, „um unseren Sieg zu feiern!"

„Ecco Signori!" sprach Antonio, und brachte eine volle Flasche zum Vorschein; sogar den Becher hatte er vorsorglich eingesteckt.

Der vortreffliche Mann gestand uns nun, daß er schon gestern Abend den Entschluß gefaßt, uns, wenn es irgend anginge, auf die Spitze zu führen, dies aber wohlweislich verschwiegen hatte, bis er sich an Ort und Stelle von der Möglichkeit des Gelingens überzeugt. „Wenn uns jetzt Don Francesco sähe," rief er triumphirend einmal über das andere, „er würde nicht mehr sagen: »Auf die Spitze werden die Herren nicht gehen!«"

Rasch füllten wir uns den Becher, um auf das Wohl des alten Aetna zu trinken, der sich uns heute so gnädig bewiesen hatte. Nicht weniger aber flogen unsere Gedanken über den weiten Raum

hinweg in die ferne Heimath; wir erinnerten uns aller der Lieben, welche wir dort zurückgelassen hatten, und von denen wohl nicht ein Einziger ahnte, an welchem erhabenen Punkte in diesem Augenblicke seiner gedacht wurde.

Es war so still, so warm, so heimlich und wunderschön an dieser Stelle, daß wir uns gar nicht entschließen konnten, sie wieder zu verlassen. Der Wein hatte uns in angenehme Betäubung gewiegt, und so thaten wir denn, was wohl die Wenigsten sich rühmen können, gethan zu haben: wir hielten eine volle Stunde lang Siesta im Krater des Aetna.

Aus dem leichten Schlummer weckte uns Antonio.

„Es ist Zeit, daß Sie aufbrechen, meine Herren, und das Schönste erwartet Sie noch."

Jetzt erst fiel uns Beiden ein, daß wir die herrliche Rundsicht vom Gipfel des Berges noch keines Blickes gewürdigt hatten; so gänzlich erfüllt waren wir von dem fremdartigen und furchtbaren Schauspiel gewesen, welches die Krater boten.

Wir richteten nun ein primitives Fremdenbuch des Aetnakraters ein, indem wir in die leere Flasche unsere Karten mit einer kurzen Notiz in Betreff der heutigen Expedition steckten; zugleich ein bün-

diges Beweismittel, wenn Francesco Gemellaro etwa versuchen sollte, unsern wohlverdienten Ruhm durch Ungläubigkeit zu schmälern.

Ein unvergleichlich schöner und überraschender Moment war es, als wir, dem engumgrenzten Krater entsteigend, plötzlich oben sich eine Rundsicht entrollen sahen, wie sie umfassender und großartiger in Europa wohl nicht existirt. Wir standen auf einer Höhe von elftausend Fuß. Tief, tief unter uns breitete sich das Dreieck Trinacria aus, gar nicht groß, so schien es, aber voll der interessantesten Formen und der schönsten Farben. Ueber den blendenden Schnee zu unsern Füßen hinweg erglänzte die Ebene von Catania im herrlichsten Grün; fern am Strande das weiße Catania selbst. Wie ein glänzendes Silberband eilte im gewundenen Laufe der Sineto, der größte Fluß Siciliens, dem Meere zu; weiterhin schimmerte hell der See von Lentini. Darüber hinaus lag Cap Passaro, die Südspitze der Insel, und noch viel weiter in nebelgrauer Ferne entragten der Fluth die Eilande Malta und Gozzo. Wendete sich aber das Auge wieder nordwärts, so lagen nahe vor und unter uns die wilden Pelorischen Bergzüge; von einem derselben winkte vertraut das freundliche Taormina. Jenseits der allmälig zur Meerenge sich zusammen=

ziehenden Fluth erblickten wir Reggio und die hohen schneebedeckten Gebirge Calabriens. Fast berührten sich der Felsen von Scylla und das niedrige Cap Faro. Und kaum hätten wir Antonio's Versicherung Glauben beigemessen, die sieben oder acht hellen Punkte, welche nordwärts und scheinbar dicht zu unsern Füßen im Meere zerstreut lagen, seien die wohl fünfzehn Meilen entfernten Liparischen Inseln, hätte nicht der von Stromboli auffsteigende Rauch es deutlich bestätigt. Ihnen entgegen sprangen von der Nordküste schroff und kühn die Vorgebirge von Milazzo und Cefalù in's Meer hinaus; ganz fern lag einsam in wunderbarer Schöne der Monte Pellegrino bei Palermo, von den Malern der König der Berge genannt.

Schweifte aber der Blick in's Innere der Insel, so traf er ein phantastisches Gewirre von kühngeformten Felsbergen und engen Thälern, von Ebenen, kleinen Flüssen, grünen Gefilden, Landstraßen, Städten und Dörfern. Das tiefe und breite Thal, welches den Aetna nach dieser Seite rings umzog, bildete den vollständigsten Gegensatz zu der lachenden Ebene von Catania; schwarz war es und düster; unheimlich blickten die Oerter Bronte und Randazzo daraus herauf. Majestätisch erhob sich dahinter die lange Kette der Madonischen Berge;

sie durchziehen von Osten nach Westen die ganze Insel, bis sie nahe bei Trapani in dem schönen doppelhäuptigen Eryx endigen. Ganz im Westen aber, jenseits des niedrigen Cap Boco, bildeten die hochragenden Aegadischen Inseln den Abschluß Italiens. Und dies großartige Gemälde umschloß nach allen Seiten als großartiger Rahmen das unendliche Meer!

Tagelang hätten wir vor diesem Anblicke weilen mögen! Aber der Schwefeldampf, welcher von dem stets wechselnden Luftzuge über alle Theile des Kraterrandes hingetrieben wurde, und die Hitze des Bodens duldeten uns kaum eine halbe Stunde. Dann empfanden wir dringend das Bedürfniß, in die kühleren Regionen hinabzusteigen.

„Lebe wohl, du Berg der Berge!" — so riefen wir; und nun ging es am Nordabhange des Kegels in großen Sprüngen abwärts; anfangs in dem losen Aschensande, dann in dem sehr hoch liegenden weichen Schnee, mit Stolpern, Rutschen, Fallen und Wiederaufstehen, auf den Füßen oder auf dem Rücken, freiwillig und unfreiwillig, wie es gerade kam, in völlig rücksichtsloser Weise. Antonio hatte Recht: das Hinaufsteigen durch dieses Schneefeld wäre durchaus unmöglich gewesen; hinab aber beförderte uns die originelle Art der Fortbewegung

so rasch, daß wir nach wenig mehr als einer Viertelstunde wieder vor der Casa inglese standen.

Ueber die Eisfläche des Piano del Lago einen anderen Rückweg einschlagend, gelangten wir zum Thurme der Philosophen, d. h. einem formlosen Haufen von Steinen, den angeblichen Ueberresten des Observatoriums des Empedocles. Dieser berühmte Naturforscher stürzte sich, so erzählt die Sage, in den Krater des Aetna, um das Volk glauben zu machen, er sei lebendig zu den Göttern emporgehoben; aber der indiscrete Berg warf den einen Pantoffel wieder aus und verrieth so das Geheimniß seiner Todesart.

Weit interessanter als diese zweifelhafte und ohnehin im tiefen Schnee begrabene Antiquität, war der Blick in das Val di bue, ein weites fast kreisförmiges Thal, von senkrechten, zum Theil drei- bis viertausend Fuß hohen Felswänden eingeschlossen, offenbar uranfänglich nichts Anderes als ein einziger ungeheurer Krater und scheinbar völlig unzugänglich. In ihm erheben sich wiederum mehrere Kraterkegel, der größte stammt aus dem Jahre 1819; von seinem Rande hat man damals monatelang in einen weiten See geschmolzener und brodelnder Lava hinabblicken können. Jetzt sind die Krater alle erloschen. Der vollständige Mangel jeder

Vegetation macht den Anblick dieses Thales zu einem außerordentlich schauerlichen. Dieser völlig erstorbenen Oede muß eine Landschaft auf dem Monde gleichen! — Voll Grauen wendeten wir uns ab und eilten weiter über den harten Schnee, bis einzelne Gebüsche und kleine Bäume den Beginn der Waldregion bezeichneten.

Antonio zog ein Pfeifchen hervor und that drei langgezogene gellende Pfiffe; sofort antworteten aus geringer Entfernung drei gleiche Töne und wenig Augenblicke später tauchten zwischen den Felsblöcken unsere Maulthiere auf, welche der Knabe richtig an den ihm vom Vater bezeichneten Platz geführt hatte. Die Freude des Knaben über das Gelingen unseres Wagestückes war rührend. Uns aber war es herzlich lieb, nach all den Anstrengungen der letzten Stunden uns wieder behaglich auf dem Rücken der braven Thiere zu fühlen.

Die Waldregion, welche uns beim Hinaufreiten so öde erschienen war, lag jetzt in der warmen Nachmittagssonne viel freundlicher da. Eine liebliche Ueberraschung gewährte es, als der Weg sich plötzlich in ein frisches Thal hinabwand, voll der schönsten Vegetation von immergrünen Gesträuchen, und mit schwellendem Wiesenteppich bedeckt. An

dem rauschenden Bache weidete eine schöne, friedliche Schafheerde; der Hirt blies die Schalmei — es war ein echt theokritisches Bild. Jetzt erst kam uns zum Bewußtsein, daß wir seit mehr als zwölf Stunden außer uns selbst und den Maulthieren kein lebendes Wesen erblickt hatten — wie erquickte uns nach der furchtbaren Oede diese liebliche Idylle!

Freilich sperrte den Ausgang des reizenden Thales der breite Lavastrom, den wir schon in der Nacht überschritten hatten; er war auch jetzt im Tageslichte grauenhaft anzuschauen. Aber dafür begann, als die Sonne rein und klar hinabgesunken war, aus der duftigen Bläue der unteren Regionen der Gipfel des Aetna rosig zu schimmern, nicht glühend wie gestern, um uns mit dämonischer Macht zu sich zu locken, sondern milde und weich, wie ein Freund, der dem Ziehenden einen lieblichen Scheidegruß nachruft. Von allen Seiten tönte aus der Ferne das Ave-Maria-Geläute — ein seliger Frieden breitete sich über die ganze Landschaft — und nach all dem Gewaltigen und Großartigen, was der Tag uns gebracht hatte, winkte auch uns Ruhe und Erholung unter gastlichem Dache.

Es war völlig Nacht, als wir die Locanda dell' Etna wieder betraten. Mit frohem Zuruf begrüßten uns Freund Cornhill, der Wirth und

seine Familie. Bald hatte sich eine Anzahl der Einwohner von Nicolosi versammelt. Sie hatten unsere Rückkehr vernommen; sie beglückwünschten uns voll freundlicher Theilnahme ob des so glücklich vollbrachten Unternehmens, und eifrig stimmten sie in das Lob ein, welches wir aus vollem Herzen Antonio spendeten.

„Das Abendessen ist bereit!" meldete der Wirth.

Um so besser! — Und dabei feierten wir denn in dem vortrefflichen Muscat-Syracuser nochmals den Sieg, welchen wir, fast ohne es zu wollen, heute errungen hatten. In das Fremdenbuch aber schrieben wir eine kurze Relation unserer Erlebnisse und empfahlen zum Schluß allen Denen, welche gleich uns Verlangen trügen, zu den furchtbaren Kratern des Aetna hinaufzusteigen, auf's Wärmste, sich niemand Anderem anzuvertrauen, als unserem braven Antonio Gemellaro.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Aus meinem

Garnison-, Feld- und Reiseleben.

Erinnerungen eines norddeutschen Officiers.

Von

J. v. Unger.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1878.

Inhaltsverzeichniß.

Im Riesengebirge.

1854.

An einem schönen Juni-Nachmittage des Jahres 1876 saßen wir unter den alten Linden des Herrenhauses zu Herrendorff. Vetter Rudolph, der ehemalige Blücher'sche Husar und jetzige Senioratsherr, hat beim Diner vom besten Moët et Chandon gespendet, und es herrschte unter uns die behaglichste Stimmung. Ich hatte einen Ausflug in's Riesengebirge beendet und „strafte“ auf der Heimreise die Verwandten ab. Wie immer gab die gemeinschaftliche Erinnerung an das gesehene Schöne den liebsten Stoff zur Unterhaltung. Cousine Ludovica erzählte von dem öfteren Aufenthalte zu Warmbrunn, dem beliebtesten Rendesvousort des schlesischen Adels, und konnte anfangs nicht recht begreifen, daß ich unter „Riesengebirge“ alles Andere verstand, nur nicht den fashionablen Badeort. Indeß verständigten wir uns bald. Cousine Ludo-

vica war eine prächtige Person — sie war jung, schön und ein Charakter; die glückliche Mischung altaristokratischen Stammes mit Künstlerblut trat auf's Vortheilhafteste bei ihr zu Tage.

„Wie gern möchte ich auch von der Welt etwas mehr sehen, als bis jetzt! — aber wann soll ich dazu kommen? — Sie sind zu beneiden, lieber Vetter, daß Sie so umherstreichen konnten und noch jetzt können."

„Nun, nun, verzagen Sie nicht! Wenn die Kinder größer sind und Sie entbehren können, dann werden Sie die Schweiz, das Land Ihrer Sehnsucht, und noch manches Andere auch sehen. Halten Sie sich nur geistig und körperlich frisch, und vor Allem schaffen Sie sich ein verständiges Kleid ohne Schleppe, und Schuhe ohne handhohe Absätze an, ehe Sie die Besteigung des Monte Rosa oder Piz Languard unternehmen."

Ludovica lachte. „Sie unterschätzen mich, lieber Vetter. Ich bin vor drei Jahren von Warmbrunn aus einmal zu Fuß über's Gebirge gewandert, daß es eine Lust war; wenn Sie mich gesehen hätten, würden Sie vor mir etwas mehr Respect an den Tag legen, als sich jetzt in Ihren Mienen ausspricht."

„Sie? zu Fuß gewandert? — und wo denn?"

„Nun, wir gingen von Hermsdorf auf den Kamm zur Petersbaude; dann hinab nach Spindelmühl, und durch's Elbthal und am Bärengraben hinauf zur Schneegrubenbaude. Ist das nicht Etwas?"

„Wenn Sie wünschen, werde ich Sie bewundern."

„Allerdings wünsche ich das. Und wir haben sogar unterwegs einen tüchtigen Regenschauer bekommen."

„Sie Aermste! — und wie war Ihnen danach?"

„Prächtig! — Ich habe kaum einen lustigeren Abend verbracht, als jenen auf der Schneegrubenbaude. Aber es ist auch gar zu schön dort oben. Ich denke mir, auch der Traurigste müßte fröhlich werden, wenn er beim Sonnenuntergange auf dem schmalen Grate zwischen den beiden gewaltigen Schneegruben steht, und über die grausige Tiefe hinüber blickt nach Agnetendorf und dem Kynast, nach den kahlen Kuppen des Kammes, den ernsten von da sich herabziehenden Wäldern, und der lieblichen ortreichen Ebene bis zu den fernen Falkenbergen. Und wie gemüthlich war es dann in dem großen Eßzimmer der Baude, wo sich allmälig eine große Gesellschaft von Touristen und Touristinnen zusammenfand, darunter die ergötzlichsten Exemplare.

Ach, diesen Abend auf den Schneegruben werde ich nie vergessen!"

„Das ist ein lobenswerther Vorsatz. Auch ich war vor wenigen Tagen dort oben und erlebte einen selten schönen Sonnenuntergang. Dergleichen Erinnerungen sind unschätzbar. Und da ich sehe, daß auch Sie Werth darauf legen, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen von dem ersten Abende erzählen zu dürfen, den ich auf der Schneegrubenbaude verbracht habe. Es sind zwar zweiundzwanzig Jahre seitdem verflossen, aber ich erinnere mich jedes Umstandes, als wäre es gestern geschehen. Wollen Sie hören?"

„Gewiß, lieber Vetter. Doch erst werde ich Sie mit Kaffee versorgen; und dann, lieber Rudolph, zünde Dir eine Cigarre an — die kleinen Schnaken sind heute wieder einmal ganz unerträglich."

„Erfahren Sie also, verehrteste Cousine — aber Eins noch, — Sie dürfen mich beim Erzählen nicht unterbrechen — höchstens Ausrufe der Theilnahme oder der Bewunderung gestatte ich."

„Zugestanden — ich weiß aber nicht, ob ich's halten werde."

„Nun, wir werden ja sehen. Ich befand mich also im Hochsommer des Jahres 1854 zur «Nachcur» — denn damals gebrauchte ich noch ab und zu

ein Bad — jetzt verbieten das die schlechten Dividenden — zum ersten Male im Riesengebirge. Mehrere Tage hatte ich im Anschlage gelegen, die Wanderung über den Kamm auszuführen; stets hatte das unsichere Wetter mich verhindert. Aber am 2. Juli erwachte ich früh um vier Uhr vom hellsten Sonnenschein. Rasch sprang ich in's Zeug, und schon um fünf Uhr ging es in köstlicher Morgenfrische zu der reizend am Abhange des Gräberberges gelegenen Anna-Capelle hinauf, und von da auf stillen Waldwegen zur Kirche Wang. Kennen Sie die Kirche Wang?"

„Ich habe sie oft nennen hören, war aber eider nie dort."

„Nun, es giebt kaum ein entzückenderes Kirchlein als dieses. Friedrich Wilhelm IV. kaufte es in Norwegen und ließ es hierher bringen. Es besteht ganz aus Holz, hat ein hohes hölzernes Giebeldach, zahllose kleine Fenster, und um die Kälte abzuhalten, doppelte Wände mit einem etwa zwei Fuß breiten Zwischenraum. Neben der Kirche, durch einen kurzen Bogengang mit ihr verbunden, steht ein hoher, von Steinen erbauter Glockenthurm mit spitzem Holzdache. Die Kirche ist von außen mit sauber gearbeiteten Schindeln überzogen und braun angestrichen. Sie muß uralt sein, wenn-

gleich von den ursprünglichen Theilen wohl nicht viel mehr übrig ist. Der Blick von der künstlich aufgeschütteten Plattform vor der waldumkränzten Kirche auf das Thal hinab bis Schmiedeberg ist köstlich!"

Nur mit Mühe konnte ich mich von dieser Idylle losreißen. In dem Augenblicke, da ich meine Weiterwanderung beginnen wollte, trat ein reizendes kleines Mädchen mit bloßen Füßen auf mich zu.

„Gnädiger Herr, kaufen Sie nicht Etwas zur Erinnerung an die Kirche Wang?".

Sie hatte kleine Holzsachen mit Ansichten der Kirche, Figürchen von Tannenzapfen, Rübezahl vorstellend, und Bücher religiösen Inhalts. Ich kaufte ein hübsch eingebundenes Exemplar der Psalmen für zwei Silbergroschen. Ich wollte es einer Freundin in der Heimath mitbringen, einer schönen Frau, welche ihrer unbändigen Weltlichkeit neuerdings den Zügel der Frömmigkeit angelegt hatte, und in naivster Weise nun von mir, dem Husarenlieutenant, verlangte ich sollte dasselbe thun. Indeß hatte ich vorläufig bei ihr als verlorenes Schaf eine viel günstigere Position denn als wiedergefundenes, und beschränkte mich deshalb wohlweislich darauf, ihr stets das Wiedergefundenwerden

in nähere oder auch je nachdem entferntere Aussicht zu stellen. Zu diesem Endzwecke kaufte ich für zwei Silbergroschen die Psalmen.

Nun stieg ich im Walde bis zu den Teichen und an ihnen in die Höhe, und blickte, auf dem oberen Rande am jähen Absturze entlang wandernd, mit schaudernder Bewunderung in die Tiefe. In den Schluchten am Abhange lag noch viel Schnee. Viel kleine Bäche rauschten und rieselten von da hinab — es war fast wie an den Gletschern der Schweiz. Und darüber erhob sich majestätisch die Koppe im hellen Glanze der Morgensonne. Fürwahr, einen imposanteren Punkt hat das Riesengebirge nicht.

Inzwischen begann die Sonne zu stechen; ich erreichte über den Koppenplan die Riesenbaude am Fuße des Koppenkegels. Sollte ich hier verweilen oder auf dem gutgebahnten Zickzackwege sofort zur Koppe hinansteigen? Das Schicksal ließ mich nicht lange in Zweifel. Ueber die Hampelbaude herauf kam auf Pferden eine heitere Gesellschaft; es waren zwei hübsche Damen dabei. Sie traten in die Baude — natürlich folgte ich ihnen. Bald war ich mit der Gesellschaft im Gespräche. Sie wollten nicht zur Koppe hinauf, sondern zu Fuß auf dem Kamme entlang über die Petersbaude nach Agneten=

dorf wandern. Von Herzen bedauerte ich, mich ihnen nicht anschließen zu können. Aber die Koppe stand auf meiner heutigen Marschroute, und ich blieb standhaft. Dafür glaubte ich mir aber das Vergnügen nicht versagen zu dürfen, mit den liebenswürdigen und gebildeten Leutchen ein Stündchen sitzen zu bleiben. Und siehe da, als wir aus der Baude traten und uns Lebewohl sagen wollten, da wurde meine Standhaftigkeit plötzlich auf's Glänzendste belohnt. Denn auf der Koppe lag, tief herabreichend, eine schwere weiße Wolke gleich einer Nachtmütze, und an Hinaufsteigen war nun kein Gedanke mehr. Sichtlich erfreut waren die Andern, daß ich mich ihnen nun anschloß; sie kannten den Weg und so gelangten wir denn in fröhlicher Stimmung, wiederum an den Teichrändern entlang, über die kleine Sturmhaube zur gastlichen Petersbaude. Von der vierstündigen Wanderung glaubten die Damen anständiger Weise ermüdet sein zu müssen. Namentlich trat das Bedürfniß länger zu rasten sehr stark hervor, als Herr Hallmann, der Besitzer der Baude, uns einen ganz vorzüglichen rothen Erlauer hinsetzte. Jetzt begann eine sehr heitere Kneiperei. Nach den ersten Gläsern warfen wir unser Incognito ab. Es waren die Familien eines schlesischen Gutsbesitzers

und eines Breslauer Professors; die eine der Damen war eine bekannte Künstlerin des Berliner Hoftheaters. Die Schlesier kannten meine in ihrer Gegend wohnenden Verwandten genau; mit dem Professor und seiner Frau war ich, als wir nachrechneten, zu gleicher Zeit in Rom gewesen und mit den Sängerinnen hatte ich stets auf dem besten Fuße gestanden. Kein Wunder also, daß wir wiederum zwei Stunden in ausgesuchter Lustigkeit verbrachten. Dann trennten wir uns rasch mit der Verabredung eines baldigen Wiedersehens in Warmbrunn, und ich schlug brav den Weg nach dem hohen Rade zu ein.

Aber das Unglück schreitet schnell! Schon nach wenigen Minuten holte es mich ein, und zwar in Gestalt eines Berliner Juden. Er bat sich mir anschließen zu dürfen, da er den Weg nicht wisse. Ich ging hier auch zum ersten Male; aber der Weg lag so unverkennbar vor uns, daß es großer Anstrengung bedurft hätte, ihn zu verfehlen. Indeß ich war in liebenswürdiger Laune, und so erlaubte ich ihm hinter, oder wo die Breite des Weges es erlaubte, neben mir herzutrollen. Der Berliner Jude in den schönen Bergen ist eine der größten Landplagen der Welt. Ob überhaupt ein Jude vor dem Gedanken an Geld zu einer Empfindung

für die Natur kommen kann, diesem specifisch germanischen Gefühle, das ist mir höchst problematisch. Man werfe mir nicht Heine ein, den großen Dichter der Natur. Heine war nur zur schlechteren Hälfte ein Jude — zur besseren (vielleicht von mütterlicher Seite) ein ächter Deutscher.

Hier aber hatte ich das regelrechteste Exemplar des Berliner Juden vor mir. Der junge Mann war Inhaber eines großen Seidengeschäftes in der Königsstraße und fürchtete Nichts mehr, als ich könnte seine Activa zu niedrig taxiren.

„Mein Arzt hat gesagt, ich soll nach Warmbrunn gehen. Was thue ich in Warmbrunn? Was ist dort? Der schlesische Adel. Lauter langweilige Leute. Glauben Sie, daß man dort eine einzige gute Toilette sieht? Gott bewahre. Nein, da lobe ich mir Berlin. Und diese Table d'hôte im Cursaale. Kostet freilich auch nur fünfzehn Groschen. Nein, da ist doch Baden-Baden anders. Ich war voriges Jahr in Baden-Baden. Pariserinnen, sage ich Ihnen, und Russinnen zum Küssen! Das nenne ich Toiletten! Und Abends an der Bank! Die Fürstin Gagarin verlor jeden Abend wenigstens hundert Louis'dor. Ich habe auch viel Geld sitzen lassen — na ich habe es ja! Vor zwei Jahren war ich in Ostende. Kennen

Sie Ostende? Sehr elegant. Und die Damen dort im Badecostüm! na, das müßten Sie sehen! ich sage Ihnen, superbe Frauenzimmer — aber theuer, sehr theuer! — ich denke nächstes Jahr gehe ich wieder hin. — Und nun gar dies Riesengebirge! Nun bitte ich Sie, was ist hier Schönes? Kriegt man hier in den Bauden wohl was Anständiges? Und wenn ich Bäume sehen will, da fahre ich doch lieber in den Thiergarten, das habe ich viel bequemer."

„Aber, lieber Herr, warum bleiben Sie denn nicht in Berlin und fahren in den Thiergarten?"

„In Berlin bleiben, den Sommer? Nein, verehrtester Herr, das geht nicht. Das verstehen Sie nicht so, aber ich versichere Sie, es geht doch nicht — man hat Rücksichten zu nehmen."

So ging es in einem Zuge weiter, lauter Variationen des Themas: „ich kann es ja bezahlen, und der Thiergarten ist doch schöner, als das Riesengebirge." Mir wurde förmlich übel. Und keine Möglichkeit die Klette abzuschütteln!

Endlich erreichten wir die Schneegrubenbaude. Sie besteht jetzt aus einem ganz respectablen steinernen Gebäude und kann, wie mir der Wirth Herr Michalick versicherte, im Nothfalle vierzig Reisende und eben so viele Führer aufnehmen. In

dem geräumigen Speisezimmer sind die Fenster mit Lambrequins geziert, die Wände mit den Bildnissen des Kaisers, des Kronprinzen und Prinzen Friedrich Carl, mit Spiegel und Barometer, und mit Ankündigungen von Hôtels, Stohnsdorfer Bittern und Röhr'schem Mineralwasser; auf dem Tische stehen Glocken für die Bedienung und in der Ecke ein Schachspiel und ein italienisches Billardspiel. Vor zweiundzwanzig Jahren aber sah es dort anders aus. An die Rübezahlskanzel lehnte sich ein leichtes hölzernes Gebäude, eine wahre Bude aus Brettern, kaum zum dritten Theile so groß als das jetzige Haus. Durch die Hausthüre trat man direct in's Wohnzimmer; daneben befand sich die Küche; dahinter ein Raum zu Vorräthen, worin ein Bett. Herr Michalick schlief mit dem Knechte auf dem Fußboden des Wohnzimmers, die Frau, die Magd und das Kind auf einem Verschlage des Heubodens. Im Winter verschloß man die Bude.

Ich hatte richtig gerechnet, daß diese völlig comfortlose Primitivität, welche ohnehin Aussicht auf eine billige Rechnung eröffnete, meinen Begleiter gründlich abschrecken würde. Um aber ganz sicher zu sein nahm ich sofort das einzige vorhandene Bett in Beschlag, obgleich es erst fünf Uhr Nachmittags war. Der Jude dagegen, ohne von der

Schönheit der Umgebung Notiz zu nehmen, ließ sich auf den Weg nach Agnetendorf geleiten, um bald wieder zu cultivirteren Stätten der Menschen zu gelangen.

Lange stand ich nun auf dem wundervollen Felsrücken, der die beiden furchtbaren Abstürze trennt. Es war windig geworden, und als ich aus der Tiefe, in welche ich hinabgeklettert, wieder emporstieg, incommodirte mich an einigen schwierigen und schwindelerregenden Stellen der Wind nicht wenig. Oben aber sauste er so heftig von Süden über den Kamm her, daß ich förmlich gegen ihn ankämpfen mußte und nicht ohne Mühe die Baude wieder erreichte.

Frau Michalick entzündete nun ein Feuer auf dem Herde, um mein Abendessen zu bereiten. Ich stieg trotz des Sturmes noch einmal auf die Rübezahlkanzel; aber ich konnte das Stehen nicht behalten, und aus den in rasender Eile heranjagenden schwarzen Wolken fielen bald die ersten schweren Tropfen. Der Wirth ging unruhig in dem kleinen Raume hin und her, denn der Knecht, welcher meinen Reisegefährten begleitet hatte, war noch nicht zurück, und man sah deutlich, daß das Gewitter ungewöhnlich schwer werden würde. Er schloß dann die Fensterladen nach der Seite woher

das Wetter heranzog, und in ängstlicher Spannung warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Wohl eine Viertelstunde verging; nur das häufigere Leuchten des Blitzes und das näher kommende Rollen des Donners verrieth was uns bevorstand. Da erfüllte den Himmel plötzlich ein Feuermeer, und es geschah ein Schlag, wie ich ihn nie gehört hatte; nur zehn Schritte vom Hause hatte der Blitz die Stange auf der Rübezahlkanzel zersplittert. Zugleich ertönte ein entsetzliches Gepolter an der Rückseite des Hauses — der Wind hatte den dort aufgethürmten Holzvorrath nach allen Seiten auseinander geschleudert — und in demselben Augenblicke begann eine wahre Wasserfluth sich auf das Haus herabzustürzen. Schreiend stürzte die Wirthin aus der Küche in's Zimmer — sie riß das Kind an sich und verkroch sich in eine Ecke; neben ihr kauerte die Magd am Boden. Noch furchtbarere Schläge folgten; der Himmel schwamm förmlich im Feuer; das Haus begann vor der Gewalt des Sturmes in allen Fugen zu krachen — wir glaubten deutlich sein Erzittern zu fühlen. In jedem Augenblicke konnte es zusammenbrechen, ja, was schlimmer gewesen wäre, über den nur dreißig Schritt entfernten Rand der Schneegruben in die Tiefe geweht werden. Und doch

durften wir es nicht verlassen ohne uns dem Allerschlimmsten auszusetzen. Herr Michalick versuchte die jammernde Frau zu trösten; auch ich redete ihr zu — aber sie weinte immer lauter und auch die Magd schluchzte. Endlich rief ich: „Stehen Sie auf und setzen Sie sich Alle hierher um diesen Tisch; ich werde Ihnen sagen was Noth thut.

Meine bestimmte Weise imponirte der Frau; sie beruhigte sich ein wenig und folgte meiner Aufforderung. Dann zog ich das heute früh auf der Kirche Wang gekaufte Exemplar der Psalmen hervor und las mit ruhiger lauter Stimme aus dem achtzehnten Psalm:

„Wenn mir angst ist, so rufe ich den Herrn an und schreie zu meinem Gott, so erhört er meine Stimme und mein Geschrei kommt vor seine Ohren.“

„Die Erde bebte und ward bewegt und die Grundvesten der Berge regeten sich und bebten da er zornig war.“

„Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrend Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzete.“

„Er neigte den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen.“

„Und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er schwebte auf den Fittichen des Windes.“

„Sein Gezelt um ihn her war finster, und schwarze dicke Wolken, darinnen er verborgen war.“

„Vom Glanz vor ihm trennten sich die Wolken mit Hagel und Blitzen.“

„Und der Herr donnerte im Himmel und der Höchste ließ seinen Donner aus mit Hagel und Blitzen.“

„Er schoß seine Strahlen und zerstreuete sie, er ließ sehr blitzen und schreckte sie.“

„Da sah man Wassergüsse, und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von Deinem Schelten und von dem Odem und Schnauben Deiner Nase.“

„Aber er schickte aus der Höhe, und holete mich und zog mich aus großen Wassern.“

„Und er führte mich aus in den Raum, er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir.“

„Der Herr thut wohl an mir; er vergiebt mir nach der Reinigkeit meiner Hände.“

„Gottes Wege sind ohne Wandel, die Reden des Herrn sind durchläutert. Er ist ein Schild allen Denen, die ihm vertrauen.“ — —

Und wunderbar — während ich las steigerte sich das Toben des Wetters draußen, wenn möglich, noch mehr — aber in uns wurde es still. Oft habe ich die beruhigende Kraft des Wortes der Bibel empfunden — nie so wie in dieser Stunde.

Ich las noch weiter; ich las wohl eine halbe Stunde lang. Alle horchten mit gefalteten Händen.

Aber die Frau und die Magd weinten nicht mehr; der Mann blickte mich dankbar an und das Kind war auf dem Schooße der Mutter eingeschlafen. Weniger heulte der Sturm, ferner rollte der Donner — das Wetter war vorüber gegangen. Zuletzt saßen auch wir still da. — —

Da tönten plötzlich heftige Schläge an die verschlossene Thüre des Hauses. Herr Michalick öffnete, und herein sprang ein Mann, so vom Wasser triefend, daß sofort sich ein See bildete, wo er stand.

„Gott Lob, daß ich hier bin!“ rief er, schüttelte sich wie ein Pudel und trat rasch in die Küche an's Feuer. Nie habe ich einen Wanderer so naß gesehen. Er hatte den breitkrämpigen grauen Hut mit einem seidenen Taschentuche festgebunden und mühte sich nun vergeblich, mit seinen erstarrten Händen die naß gewordenen Knoten zu lösen.

„Sie armer Mann,“ sprach ich voll Mitleid, „ich werde Ihnen helfen“ — und machte mich ohne Umstände daran das Taschentuch aufzuknoten. Nach langem Bemühen gelang dies endlich; er schleuderte den durchweichten Hut in die Ecke, und nun erkannte ich den Großherzog von M. Voll Beschämung ob meiner menschenfreundlichen Zudringlichkeit trat ich einen Schritt zurück und sprach:

„Verzeihen Königl. Hoheit, daß ich so ohne

Weiteres gewagt habe meine Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen — aber Sie thaten mir gar zu leid."

„Ach was," rief er lachend, „bei solchem Wetter hört ja jeglicher Unterschied von Rang und Stand auf. Ich danke Ihnen herzlich. Im Uebrigen sind wir Bekannte von Pyrmont her. Sie sind der Lieutenant v. U., nicht wahr?" — Dabei schüttelte er mir auf's Freundlichste die Hand.

„Wollen Sie Ihrer Wohlthat die Krone aufsetzen, so geben Sie mir ein Paar trockene Schuhe und Strümpfe, wenn Sie welche haben. Die Lakaien mit den Reisesäcken sind zurückgeblieben, und wer weiß ob sie überhaupt anlangen werden."

Glücklicherweise führe ich auf Fußreisen stets einen vollständigen zweiten Anzug bei mir, um bei der Ankunft im Nachtquartier sofort wechseln zu können. Heute hatte ich dies noch nicht gethan; ich war also in der Lage dem Großherzog aushelfen zu können. Herr Michalick gab ein reines Hemd her, und nach wenigen Minuten war der Großherzog völlig trocken angezogen. Von Außen wärmte ihn das Herdfeuer, von Innen der Ungarwein, und bald war er in lachendster Laune. Ich erbot mich, ihm für die Nacht mein Bett abzu-

treten; er suchte dies erst zurückzuweisen, acceptirte aber, als er sah daß es nicht anders ging.

„Sagen Sie dem Wirthe nicht wer ich bin; ich habe meine Gründe dies zu wünschen."

Ich glaubte die Gründe zu errathen; diesmal aber irrte ich mich doch vollständig.

„Wir sind von Stohnsdorf heraufgekommen," fuhr er fort, „wo ich mit meiner Frau bei der Schwiegermutter zum Besuch bin. Meine beiden Schwäger sind bei mir; dann habe ich noch einen dicken Adjutanten und einen Reisebegleiter, der ihnen Vergnügen bereiten wird. Jeder ist aber untergekrochen wo er irgend konnte, und ich bin neugierig, wer von der Gesellschaft sich heute Abend hier einstellen wird."

Wir setzten uns nun an den kleinen Tisch und Frau Michalick trug bald vortreffliche Rühreier und derbgeschnittenen Schinken auf. An Salat und Compot fehlte es auch nicht, und wir ließen es uns nach dem überstandenen Wetter trefflich schmecken.

„Denken Sie," sprach der Großherzog, „als wir heute früh den Kochelfall besehen hatten, und uns weiter zur Josephinenhütte wenden wollten, trat ein ganz anständiger junger Mensch, offenbar ein Fußreisender, an mich heran, und fragte, ob

wir auch den Weg über Schreiberhau und die Josephinenhütte zum Kamme hinauf nehmen wollten. Als ich dies bejahte, bat er um die Erlaubniß, sich uns anzuschließen. Er sei ein Uhrmacher aus der französischen Schweiz, habe einige Jahre in Berlin gearbeitet, und wolle jetzt auf der Rückkehr in sein Vaterland gern noch Etwas von Deutschland sehen. Es fehle ihm zwar nicht an Mitteln, da er kürzlich eine kleine Erbschaft gethan; wenn er aber das theure Geld für einen Führer sparen könne, so wäre ihm das, wie ich wohl denken könnte, sehr angenehm.

„Natürlich erlaubte ich ihm, mit uns zu gehen, schon um meine beiden Schwäger ein wenig zu ärgern, und ich versichere Sie, es ist ein höchst intelligenter und dabei einfacher und natürlicher Mensch, der übrigens sehr gut Deutsch spricht. Er hat eine Ahnung davon, daß er in vornehme Gesellschaft gerathen, ist seiner Sache aber nicht gewiß, und das ist höchst komisch. Einen von uns hält er für einen großen Herrn, er weiß aber durchaus nicht welchen; also verrathen Sie mich um Gotteswillen nicht, das verdürbe den ganzen Spaß.“

„Seien Sie sicher, Hoheit, ich weiß ein Incognito zu respectiren.“

Wieder tönten heftige Schläge an die Thüre. Prinz Heinrich R. XXIV. trat herein, nicht minder naß, und wurde vom Großherzog mit lautem Lachen empfangen. Bald darauf folgte Prinz Heinrich R. XXVII. und eine Viertelstunde später der dicke Adjutant und der Uhrmacher.

Der Adjutant war in übelster Laune; Grund genug, ihn unbarmherzig zu verspotten. Der Uhrmacher resignirte sich, und meinte in seinem Vaterlande kämen häufig die Leute auf den Jochen im Schneesturm um, das sei noch weit schlimmer.

Das helle Feuer der Küche that Allen wohl. Jeder entledigte sich aller irgend entbehrlichen Kleidungsstücke, um sie zu trocknen, und selten hat wohl ein gekröntes Haupt sich von so wenig hoffähig bekleideten Individuen umgeben gesehen, als in diesem Augenblicke der Großherzog. Indeß schleppte Herr Michalick herbei was er irgend an Vorräthen besaß, und mit Brod und gutem Ungarwein ist man immer noch nicht schlecht daran.

Fast nach einer Stunde trafen auch die beiden Lakaien ein. Sie hatten das Gewitter unter einer Klippe verpaßt, und sehr wohl daran gethan. Denn der Inhalt der Reisesäcke war auf diese Weise trocken geblieben, und nun konnten Alle sich

umziehen. Dem Uhrmacher half Herr Michalick aus; Alle fühlten sich behaglich, und die Gemüthlichkeit kehrte bei uns ein.

Bei dem Erscheinen der Lakaien war der Uhrmacher stutzig geworden. Er hatte schon bemerkt, daß diese betreßten Individuen ihnen den ganzen Weg hindurch gefolgt waren, hatte dies aber keineswegs mit den vier Herren, welchen er sich angeschlossen, in einen Causalzusammenhang gebracht. Nun lag aber ein solcher Zusammenhang unzweifelhaft vor. Wer sollte ihm den Ariadnefaden geben? Er war den ganzen Tag vertrauensvoll mit den vier Herren gewandert, ohne sich darum zu kümmern wer sie waren; jetzt konnte er sie doch nicht geradezu fragen. Der Wirth hatte sich nach dem Umziehen bescheiden zurückgezogen — also wendete er sich an mich. Es gelang ihm, mich in eine Ecke zu ziehen, und hier entspann sich folgendes Gespräch:

„Kennen Sie diese vier Herren, mit denen ich gekommen bin?"

„Ich habe nicht gefragt wer sie sind; das thue ich immer erst beim Auseinandergehen."

„Ist Ihnen Nichts aufgefallen?"

„Nein."

„So will ich Ihnen sagen, daß Einer davon ein sehr hoher Herr sein muß."

„So! — Warum meinen Sie das?"

„Nun, wer reist denn sonst mit zwei Bedienten?"

„Sie irren sich; das sind keine Bedienten, sondern angestellte Fremdenführer aus Warmbrunn, die tragen Alle diese Uniform."

„In der Schweiz trägt jeder Führer was er will."

„Ja, aber hier sind wir in Preußen, da geht es überall militärisch zu."

Ja, das weiß Gott! — ich habe aber noch einen anderen Grund."

„Und der ist?"

„Sehen Sie, als wir nach der Josephinenhütte kamen, um die Glasfabrik zu besehen, da war gleich ein Rennen und Laufen, als wenn ein König da wäre; alle Angestellten und Arbeiter rissen die Mütze vom Kopfe wenn wir uns näherten, und es wurden uns zu Ehren die wunderschönsten Glasbläsereien gemacht, die sie gewiß nicht für andere Reisende machen."

„Ja, ja; ich glaube danach allerdings, daß Sie Recht haben; ich werde mich auf Kundschaft legen."

„Können Sie nicht die Führer fragen?"

„Ja, das ist so eine Sache. Wenn es ein hoher Herr mit seinem Gefolge ist, so reist er offenbar incognito, und dann werden die Führer Nichts ausschwatzen, außer gegen ein hohes Trinkgeld. Haben Sie denn keine Idee, wer von den Vieren der König, oder was es sonst ist, sein mag?"

„O doch; ich bin meiner Sache sogar ziemlich gewiß; der Dicke ist es."

„Und warum?"

„Nun, ich habe ganz deutlich gesehen, daß an den Wasserfällen und in der Josephinenhütte stets Er das Trinkgeld gegeben hat."

„O, das ist klar! — nun überlassen Sie mir nur das Weitere."

Nach fünf Minuten wußten die Uebrigen, daß für heute Abend der dicke Adjutant die Rolle des incognito reisenden Fürsten zu spielen hatte. Das Lustspiel welches sich nun entwickelte war köstlich. Kaum hatte der freie Schweizer von mir erfahren, seine Vermuthung sei völlig begründet, so richtete er sein Benehmen demgemäß ein. Er war zwar als Republikaner verpflichtet die Fürsten an sich nicht hoch zu achten. Dennoch hatte er einestheils in Berlin eine gewisse Portion Devotion vor Königs und was dazu gehört sich angewöhnt, und dann ist ein regierender Herr immer ein ganz vor=

züglicher Kunde für goldene Uhren, den man warm halten muß. Gegen das Gefolge brauchte er aber nun keine sonderlichen Rücksichten mehr zu nehmen; im Gegentheil, die thunlichste Nonchalance gegen diese lieferte den Beweis, daß er klug genug war, das Incognito zu durchschauen, aber zugleich tactvoll genug, es zu respectiren. Mit dem Großherzoge ging er wundervoll um; freilich hatte dieser ein köstliches Talent, die schweizerischen Naivetäten herauszufordern. Zu unserem höchsten Gaudium wendete der freie Sohn der Berge den Spieß des Incognito schließlich um, er that als wenn er seinerseits von Nichts wüßte. Er gab dem Dicken ganz unverfroren zu hören, das Volk befände sich in der Schweiz unter seinen Landammanns weit besser als in Deutschland unter seinen Fürsten, und diese müßten eigentlich im Interesse des Volkes abgeschafft werden; nur die billige Rücksicht nahm er, daß er sich mit seinen Expectorationen nicht direct an den Dicken, sondern tactvoller Weise an den Großherzog wandte. Bald kamen wir aus dem Lachen gar nicht mehr heraus. Die fröhliche Weinlaune that auch das Ihrige; und erst als Mitternacht nahe war, da erachtete der Großherzog es an der Zeit, die Sitzung aufzuheben. Wir loosten nun um das einzige Bett, und als

Fortuna, wie begreiflich, dem Großherzoge gelächelt hatte, occupirte er dieses. Wir andern Fünf aber zogen uns auf den Heuboden zurück, wo Herr Michalick einige Bettlaken ausgebreitet hatte, um dort table d'hôte zu schlafen.

Selten habe ich so gelacht wie an diesem Abend. Welche Contraste im Laufe weniger Stunden!

Ich will nicht behaupten, daß die Nacht auf dem Heulager sonderlich angenehm gewesen wäre. Aber um fünf Uhr Morgens waren wir Alle zu Gange und nun folgte wieder ein sehr komisches Anziehen mit Hindernissen. Die drei Gorgonen hatten wenigstens zusammen ein Auge, mit den Waschbecken war es hier viel sparsamer bestellt.

„Wohin denken Sie Ihre Schritte zu richten?" fragte mich der Großherzog beim Kaffee.

„Ueber den Elbfall hinab zur Josephinenhütte und zum Kynast."

„Sind Sie an eine bestimmte Zeit und Route gebunden?"

„Durchaus nicht."

„So kommen Sie heute mit uns. Wir wollen vom Elbfall das Elbthal hinab nach St. Peter und von da über den Ziegenrücken zum Fuße der Koppe hinauf. Sie werden das Originellste sehen,

was das Riesengebirge besitzt und was den gewöhnlichen Touristen völlig unbekannt bleibt."

Sehr dankbar nahm ich die gnädige Aufforderung an.

„Gut, so wollen wir uns zum Aufbruch rüsten, denn wir haben eine tüchtige Tour vor uns."

Bald ging's in's Freie hinaus. Meine Reisetasche hängte ich einem der Lakaien auf; der Uhrmacher wagte nicht meinem Beispiele zu folgen.

Er nahm mich beiseite als wir kaum die Bude verlassen hatten und sagte:

„Jetzt bin ich meiner Sache ganz gewiß. Vorhin stand ich dicht daneben als der kleine Herr zu dem Dicken sagte: «Was wollen Sie an Trinkgeld geben?» — Ich konnte nicht verstehen was der Dicke antwortete, aber der Kleine sagte dann: «Das ist viel zu wenig; der Wirth weiß wer wir sind; Sie müssen mindestens das Doppelte geben.»"

„Nun," sagte ich, „das benimmt jeden Zweifel; aber wer sind wir denn?"

„Ja, das ist eben das Schlimme — ich habe den Wirth gefragt, aber der lachte und meinte, er dürfte es nicht sagen."

„Sehen Sie wohl, die Herren reisen also incognito, da dürfen wir durchaus nicht thun als wenn wir sie kennen."

„Das ist recht schön; aber was ich gestern Abend von der Republik und den Fürsten gesagt habe, geht mir doch sehr im Kopfe herum. Hätte ich nur nicht so viel Wein getrunken!"

„Ach was! Jeder darf seine eigne Meinung haben und Sie sind ein Schweizer. Uebrigens ist es wohl möglich und mir sogar nicht unwahrscheinlich, daß der dicke Herr gar kein Fürst ist."

„I, was sollte er denn sein?"

„Nun, vielleicht der regierende Bürgermeister von Bremen und Lübeck oder einer andern deutschen freien Reichsstadt. Wenn das ist, wird er sich sogar über Ihre Reden gefreut haben."

Diese Aussicht beruhigte nun den Uhrmacher wesentlich und bald hatte er den Kopf wieder hoch. Ja, er fing sogar an zu singen und dabei recht hübsch zu jodeln.

So gelangten wir zum Elbfalle. Die Elbe, in deren Fluthen sich später die prächtigen Bauwerke Dresdens, die Mauern Magdeburgs und die Thürme Hamburgs spiegeln, d. h. wenn sie nicht gerade zu gelb dazu ist, besteht anfangs in einem durch eine flache Wiese rieselnden klaren Bache. Bei der Elbfallbaude aber reißt sich plötzlich eine jäh abfallende Schlucht auf und in diese hinab stürzt sich der Fluß, wohl fünfzig Fuß tief und eben so breit

über steile dunkle Felsen, diese mit einem durchsichtigen Schleier des klarsten Wassers bedeckend. Die Umgebung ist wild aber reizend. Dann rauscht das Wasser in schmalem steil abfallendem Rinnsal weiter. Man sieht von oben, daß die Schlucht sich kaum eine halbe Stunde weiter unten zu einem tiefen Thale mit schroffen Wänden und scharfgeschnittenen Rändern erweitert. Namentlich zur rechten Hand ist es der an tausend Fuß hohe fast senkrechte Abfall des mächtigen Krkonos, der es begrenzt. Ueber diesen hinab gleitet das Silberband des Pantschefalles und eine Anzahl kleinerer Wasserfäden in die Tiefe. Im Hintergrunde thürmen sich die hohen Bergreihen der sieben Gründe auf.

„Hier müssen wir hinab," sprach der Großherzog.

„Aber Hoheit, das ist ja völlig unmöglich; es ist ja keine Spur von Weg vorhanden."

„Das ist eben die Pointe der Sache. Das Thal ist bis nahe vor St. Peter gänzlich unwegsam; eben deshalb aber ist es so schön. Es ist niemals ein Baum in ihm gefällt worden. — Sie werden heute zum ersten Male einen wirklichen Urwald sehen."

Der Versuch hinabzusteigen wurde nun gemacht, nachdem die Lakaien auf einem weiteren betretenen Fußfade nach St. Peter dirigirt worden waren. Es wäre auch gar nicht so schwer gewesen, hätte nicht in Folge des gestrigen Gewitters sich der ganze Thalhang in tausend kleine Rinnsale verwandelt gehabt. Bei jedem Schritte patschten wir im Wasser; selten haftete der Fuß auf einem der herum liegenden Steine.

Der Großherzog hatte öfter in diesen Revieren gejagt; außerdem aber kannte er körperliche Ermüdung kaum dem Namen nach. Er schritt oder vielmehr kletterte rüstig voran und wir bemühten uns ihm zu folgen.

Der dicke Adjutant war innerlich wüthend. Er hatte neue Lackstiefel an, welche obenein zu eng waren — eine höchst geeignete Fußbekleidung für solche Expeditionen, obgleich sie gestern vielleicht nicht wenig dazu beigetragen haben mochten, die Wahl des Uhrmachers gerade auf ihn zu lenken. Dabei schwitzte er ganz fürchterlich und pustete, daß es eine wahre Lust war. Die beiden Prinzen hielten brav Stich und der Uhrmacher verleugnete den Sohn der Berge nicht. Aber alle Augenblicke mußten wir rufen und warten, um den „hohen Herrn“ oder „regierenden Bürgermeister“ nicht ganz

zu verlieren; er wäre ja in dieser Einöde elend umgekommen.

Wohl dreiviertel Stunden lang hatten wir uns so auf Händen und Füßen mühsam hinab gearbeitet, da wurde das Thal ebener und ein schmaler deutlich erkennbarer Fußpfad begann. Nun konnten wir auch der Umgebung etwas mehr Aufmerksamkeit widmen. Es war der Mühe werth.

Der Wald des Riesengebirges, fast nur aus Nadelholz bestehend, ist meist nicht gerade kräftig zu nennen; an die prachtvollen Wälder des Harzes reicht er lange nicht heran. Aber hier standen Baumriesen von drei Fuß Durchmesser und sechzig bis achtzig Fuß Höhe, so frisch und grün, daß es eine Freude war. Ueber das Wasser neigten sich hie und da auch schöne Buchen und Ebereschen, sonst eine seltene Erscheinung im Gebirge. Dazwischen ragten schauerlich einzelne völlig abgestorbene Bäume, gleich Mumien, empor. Andere Stämme, vom Sturme entwurzelt oder von der Last des Schnees niedergebrochen, lagen nach allen Richtungen umher, häufig im Falle durch ihre Nachbarn aufgehalten und daher nur halb zu Boden gestürzt. Das Wurzelgeflecht hatte beim Stürzen des Baumes sich aufgerichtet und einen

großen Theil des Erdbodens mit in die Höhe gerissen; unter ihm lagen die nackten Steine bloß, auf welchen er bisher dürftig gehaftet hatte. Diese Erhöhungen gewährten der reichsten Vegetation von Brombeerranken Raum zur Entfaltung; auch die wilde Johannisbeere mit wundervoll duftenden gelben Blüthen wuchs darauf. Der Boden selbst aber war vom üppigsten Farrenkraut überwuchert. Gelblich grau erglänzten dazwischen die mehr oder weniger vermoderten Stämme der todten Fichten, manche noch gut erhalten, andere von fast unkenntlicher Formlosigkeit. Neue Bäume von nicht unbedeutender Höhe hatten sich auf ihnen angesiedelt; auf einer dieser Leichen standen nicht weniger als drei tüchtige Vertreter der jüngeren Generation rittlings aufrecht und umklammerten den Vorfahren fast mit ihren Wurzeln, ehe diese sich in den Grund senkten. Dazwischen furchtbare Steinblöcke zerstreut. Das Ganze war völlig chaotisch, und wie es schien undurchdringlich. Und doch wie erhaben zugleich! Denn in diesem Walde, wo noch kein Beil gehaust, herrschte das tiefste Schweigen. Nur selten tönte das Hämmern des Spechtes oder der Schrei eines Raubvogels. Die duftige Frische nach dem gestrigen Gewitter überstieg jede Beschreibung. Und neben uns rauschte

und schäumte der bräunliche Fluß jugendfroh in seinem felsigen Bette herab.

Aber unser Weg! Ein gewöhnlicher Culturmensch würde dies niemals für einen Weg erklärt haben. Glücklich wenn wir auf einzelne Steine treten konnten, um doch etwas festen Fuß in dem weichen sumpfigen Grunde zu fassen. Oft führte er am Rande des Flußbettes, oder vielmehr am Rande im Flußbette entlang, auf abschüssigen ausgewaschenen Steinplatten, über welche zugleich das Wasser vom Berghange dem Flusse zurieselte. Manchmal mußten wir springen und balanciren, und doch war dies von der Natur gebildete Trottoir immer noch der Glanzpunkt des Pfades. Mit unglaublicher Sicherheit und Schnelligkeit eilte der Großherzog voran. Er erinnerte sich offenbar, daß seine Vorfahren auch stets die „Fürsten" gewesen waren, wenn es galt die germanische Keilcolonne in die Schlacht zu führen.

Plötzlich unterbrach ein Hemmniß unsern Marsch. Vom Berge links herab ergoß sich ein mächtig angeschwollener Bach, der Pudelgraben, einen reizenden Wasserfall zwischen hohen Tannen bildend. Es galt ihn zu überschreiten. Vergeblich spähten wir nach einem günstigen Punkte. Endlich entschieden wir uns für eine Stelle, wo freilich mitten

im Bache ein herzhafter Sprung von einem rundlichen Steine auf einen andern noch viel rundlicheren zu machen war. Ich meinerseits war gut daran; ich trug Schnürschuhe. Rasch waren die Schuhe und Strümpfe ausgezogen; ich watete durch das Wasser und stellte mich so auf, daß ich jeden Springenden bei der Hand ergreifen und ihn vor dem Verlieren des Gleichgewichts schützen konnte. Die Andern trugen sämmtlich Stiefel und konnten daher meinem Beispiele nicht folgen; denn einen nassen Stiefel auszuziehen ist schwer, ihn wieder anzuziehen meist ein Ding der Unmöglichkeit. Also sprang denn zuerst der Großherzog, dann die Prinzen, dann der Uhrmacher — alle glücklich. Aber der dicke Adjutant! Ihn drückten die engen Lackstiefel dermaßen, daß von einem ordentlichen Sprunge gar nicht die Rede sei konnte — ersprang einige Zoll zu kurz, er balancirte mit meiner Hülfe einige Secunden, dann glitt er aus und mußte um nicht zu fallen, rückwärts in den Strom springen, der ihm bis über die Wade reichte, und in welchen ersich obenein niedersetzte. Ein schallendes Gelächter erhob sich. Der Uhrmacher sah mich einen Augenblick ganz erschrocken an, — dann aber folgte er unserm Beispiele. Was blieb dem „regierenden Bürgermeister“ übrig, als nun auch einzu-

stimmen? Wir wanden ihn an's Ufer und es ging weiter. Noch drei schwierige Flußübergänge hatten wir zu machen, und noch zweimal trat dabei der „regierende Bürgermeister" zu unserm größten Gaudium derb in's Wasser. Aber endlich rauschte von links her ein mächtiger Gebirgsbach, das Weißwasser; ein Steg führte hinüber und jenseits begann ein fester guter Pfad im ebenen lichten Hochwalde.

„Wie weit ist's noch bis St. Peter?" rief der Großherzog einer Frau zu, welche in einiger Entfernung im Walde Beeren sammelte.

Die Frau kam heran; der Großherzog wiederholte seine Frage.

„Nur eine halbe Stunde, Ew. Gnaden."

„Gott Lob! so können wir uns bald trocknen und die Forellen werden uns heute prächtig schmecken. Was sucht Ihr da im Walde?"

„Ich suche Kräuter für den Apotheker in Hohen-Elbe."

„Wie viel verdient Ihr damit wohl täglich?"

„Vierzig Kreuzer, Ew. Gnaden, wenn es hoch kommt."

„Könntet Ihr nicht Etwas thun das mehr einbringt? Ihr seid doch jung und kräftig."

„Das bin ich wohl; aber sehen Ew. Gnaden

nur her.“ Damit wickelte sie das Tuch los, welches die linke Hand umhüllte, und nun zeigte sich, daß diese Hand fehlte.

„Wie seid Ihr dazu gekommen, liebe Frau?“

„Ach, Ew. Gnaden, das ist die gerechte Strafe dafür, daß ich meinem lieben Manne ungehorsam gewesen bin.“

„Das klingt ja wunderbar; wie hängt denn das zusammen?“

„Ja, schauen's Ew. Gnaden, wir armen Leute in Spindelmühl da drunten suchen auch im Winter gern Etwas nebenbei zu verdienen. Da gehen wir Frauen denn zuweilen in die Sägemühlen, wovon es viele im Thale giebt; da erlaubt man uns die Sägespäne zu sammeln und sie zum Verkauf nach Hohen-Elbe zu bringen, wo die Hausfrauen die Stuben damit reinigen. Nun sag' ich verwichen Jahr, zwei Tage vor Weihnachten zu meinem Manne: «Alois, ich werde hinunter gehen und Sägespäne nach Hohen-Elbe bringen, da bekomme ich einige Kreuzer, dann bringe ich Kuchen mit auf's Fest.» — «Thu's nicht, Resi,» sagt er, «das Wetter ist zu schlecht, Du könntest Schaden nehmen.» — «Ich werd's doch thun,» sag' ich. — «Und ich will's nicht haben, daß Du's thust,» spricht er. — Nun schweig' ich still; aber am

andern Morgen früh um vier Uhr stehe ich heimlich auf, ohne daß der Alois es merkt, und gehe mit einer Nachbarin hinab nach den Sägemühlen. Der Knecht sagt uns, wir sollen die Sägespäne nur hübsch zusammenkehren; das thun wir auch; und als ich eben fertig bin und dicht vor der neuen Kreissäge das Letzte wegnehmen will, als der Knecht schon mit der Laterne weggeht, da faßt mich die Säge, und in einem Augenblicke hängt die Hand daneben. Ich fühlte erst nicht viel Schmerz; wir banden die Hand wieder fest, und so ging ich mit meiner Kiepe voll Spähne die zwei Stunden hinab nach Hohen-Elbe und verkaufte sie auch an den Bäcker. Aber dann war es vorbei; ich fiel um und sie holten den Arzt. Der brachte mich in's städtische Spital, und dort schnitten sie mir die Hand ganz ab. Ach, Ew. Gnaden, was hab' ich da ausgehalten! Am folgenden Tage kam mein Mann; ich hatte solche Angst davor! Aber er setzte sich an mein Bett, und nahm meine gesunde Hand, und sagte Nichts weiter als: «Siehst Du wohl, Resi, warum hast Du nicht meinen Willen gethan, sondern Deinen!» O, Herr, wie hab' ich da geweint und versprochen, daß ich immer nur thun werde, was er will. Es dauerte wohl vier Wochen bis ich gesund war, und ein armer Krüppel

bleibe ich doch zeitlebens. Aber ich habe mein Versprechen gehalten; und der Alois, trotzdem er sich noch weit mehr anstrengen und plagen muß, da ich nicht viel verdienen kann, ist nie mehr rauh und hart gegen mich gewesen wie sonst so oft, sondern immer freundlich und gut, und wir leben viel besser zusammen als vor dem großen Unglücke."

Die einfache Erzählung der armen Frau rührte uns auf's Tiefste.

„Sehen Sie, lieber B.," sprach der Großherzog zum Adjutanten, „diese letzten drei Stunden hindurch haben wir Sie für den Unglücklichsten unter den Menschen gehalten, weil die Lackstiefel Sie drückten, und Sie dreimal in's Wasser gefallen sind. Was Sie hier sehen, das ist wahres Unglück, und doch hat Gott Segen daraus erblühen lassen. Liebe Frau, können Sie uns nach St. Peter führen?"

„Das ist nicht nöthig, Ew. Gnaden, folgen Sie nur diesem Fußwege."

„Ich möchte aber, daß Sie uns führten; Sie sollen auch ein gutes Trinkgeld haben."

„Wenn Ew. Gnaden wünschen, gehe ich mit," sprach die Frau, und entfernte sich ihre Kiepe zu holen.

Wir hatten den Großherzog verstanden. Als die Frau wiederkam, sprach er:

„Liebe Frau, Sie sollen Ihr Trinkgeld praenumerando haben; aber Sie müssen versprechen, daß Sie uns richtig nach St. Peter bringen, und daß Sie nie wieder Ihrem Manne ungehorsam sein wollen."

„Ach ja, Ew. Gnaden, recht gern; ich hab's ja unserm Herrgott versprochen, und das ist mehr, als wenn ich's einem Menschen verspreche."

Darauf drückte ihr der Großherzog ein Goldstück in die Hand, auch die Prinzen gaben reichlich, und wir Andern nach Kräften.

Die Ueberraschung der armen Frau zu schildern würde mir nicht gelingen. Sie sah erst das Geld zweifelhaft an, dann uns, dann wieder das Geld; sie betastete sich um sich zu überzeugen, ob Alles wahr sei, und nicht vielleicht Rübezahl sie necke. Dann brach sie in lautes Weinen aus, stürzte auf den Großherzog zu und küßte ihm dankbar die Hände. Nur mit Mühe konnte dieser sie soweit beruhigen, daß sie die Kiepe aufnahm und uns voranschritt.

Nach einer Viertelstunde lichtete sich der Wald; der Weg führte an einem abgeholzten Hügel hinauf; wir sahen in den grünen Thalkessel von

Spindelmühl hinab, und bald das am Berghange auf einer Weitung liegende Kirchlein von St. Peter. Daneben lag das kleine aber gastliche Haus von Vincenz Richter. Sie kennen es, liebe Cousine, aber in seiner jetzigen Gestalt, welche zwar Gott Lob noch nicht zu dem Namen Hôtel berechtigt, aber immerhin zu dem eines comfortablen Bergwirthshauses.

Damals war auch dieses nicht mehr als eine kleine Baude. Nur selten verirrte sich ein Reisender dorthin. Herr Richter war auch weit mehr ein Weinhändler, freilich etwas eigenthümlicher Art, als ein Gastwirth.

Er war noch jung und die jetzige dicke Frau hatte eine sehr hübsche Figur. Mehr als das schätzten wir indeß die wundervollen pfundschweren Forellen, welche sie uns bald auftrug. Ach, wohin seid ihr gekommen, ihr raschen gelenkigen Bewohnerinnen der klaren Bäche des Riesengebirges, Thüringens und des Harzes. — Nach Berlin! — Es ist ein Jammer.

„Herr Wirth,“ sprach der Großherzog, „nun bringen Sie uns nur gleich vom Besten — es kann nicht helfen, daß wir uns bei dem andern aufhalten.“

Herr Richter brachte denn auch wirklich einen Ruster Ausbruch, der seines Gleichen suchte.

„Sagen Sie, Herr Wirth, woher beziehen Sie den Wein?"

„Connexionen, Ew. Gnaden, Connexionen."

„Das ist recht schön; aber könnte ich nicht durch Ihre Connexionen auch davon bekommen?"

„Das ist nicht nöthig, Ew. Gnaden, ich kann ihn selbst liefern; ich liefere viel nach Preußen."

„Ich möchte wohl hundert Flaschen davon haben."

Bei diesen Worten sah der Uhrmacher mich entsetzt an. Schon während der Scene mit der armen Frau im Walde war ihm der Gedanke gekommen, nicht der Dicke sei der regierende Bürgermeister, sondern der Kleine — jetzt wurde seine Ahnung fast zur Gewißheit — er war schön hineingefallen!

„Sehr gern, Ew. Gnaden, bestimmen Sie nur, wohin ich sie schicken soll."

„Nach Stohnsdorf; ich werde Ihnen die Adresse aufschreiben. Ich werde den Wein gleich bezahlen."

„Ich bitt' schön, Ew. Gnaden, das hat Zeit bis der Wein glücklich dort ist."

„Schicken Sie ihn in Flaschen?"

„Nein, Ew. Gnaden, in kleinen Fässern; sie

werden auf dem Rücken über das Gebirge getragen; ich habe meine Leute dazu."

„Gut. Können Sie den Wein morgen schicken?"

„Morgen, Ew. Gnaden? — das ist nicht möglich; aber in acht bis zehn Tagen."

„Was? — warum nicht eher? Wir haben übermorgen dort eine kleine Fête, dazu möchte ich ihn gern haben."

„Es geht halt nicht früher, Ew. Gnaden, weil Mondschein ist."

„Was hat denn das damit zu thun? Schicken Sie doch die Leute morgen früh ab, dann sind sie Nachmittags in Stohnsdorf. Sie wissen doch, wo Stohnsdorf liegt?"

„Weiß schon, Ew. Gnaden, schicke viel Wein nach der Gegend, aber es geht halt nicht, so lange Mondschein ist."

„Warum denn nicht?" rief der Großherzog ungeduldig werdend.

„Nun, Ew. Gnaden, wegen den Finanzwächtern."

„Was gehen mich die Finanzwächter an?"

„Schauen's, Ew. Gnaden, es liegt ein hoher Zoll auf dem Wein."

„Das mag sein, den will ich gern bezahlen."

„Den Zoll wollen Ew. Gnaden bezahlen?" — rief Herr Richter mit einer solchen Miene des

Schreckens, daß wir Alle in lautes Gelächter ausbrachen — „na da wären Ew. Gnaden der Erste, der den Zoll bezahlte."

„Meinetwegen! — aber es geht nicht an, daß für mich Wein hinein gepascht wird, es geht nicht."

„Aber meinen Ew. Gnaden, daß Sie da drüben eine einzige Flasche Wein trinken, die nicht gepascht wäre?"

„Mag sein wie es will, für mich darf kein Wein gepascht werden, ich muß und will den Zoll bezahlen."

Herr Richter begann sichtlich an dem gesunden Menschenverstande seines Gastes zu zweifeln. — „Dann werde ich," erwiderte er, „um Ew. Gnaden zu beruhigen, den Wein an einen Geschäftsfreund in Hirschberg schicken. Ew. Gnaden brauchen ja gar nicht zu wissen, woher der ihn bezogen hat."

„Nichts da! — ich zahle den Zoll und damit gut."

„Ew. Gnaden, dann bedaure ich, dann kann ich den Wein nicht schicken. Ich spedire viele Fäßchen mit Wein jährlich über's Gebirge; aber einen meiner Leute auf die Mauth zu bringen, das ist gerade so unmöglich wie eine Katze in's Wasser. — Sie thun's halt nicht."

Und wirklich, hieran scheiterte das schöne Geschäft. Ob der Großherzog später seinen Zweck, von diesem Weine zu beziehen, erreicht hat, weiß ich nicht. Um so mehr Grund lag vor, ihm hier tüchtig zuzusprechen. Und das geschah gründlich. Nachdem die Forellen vertilgt waren und vortrefflicher Koppenkäse das „Diner“ beschlossen hatte, lagerten wir uns draußen im Schatten des Hauses am grasigen Abhange. Die Cigarren wurden entzündet, der Ungarwein fuhr fort zu kreisen, und nun begann die heiterste und zwangloseste Unterhaltung von der Welt. Nur kurze Zeit noch hatte das fürstliche Incognito zu dauern, darum wurde es ausgenutzt. Der Großherzog selbst gab das Signal, daß für eine Stunde alle Schranken der Etikette fallen sollten, und sie fielen. Wie schade, daß ich nicht die wunderschönen Geschichten auf die Nachwelt bringen darf, die nun erzählt wurden. Und ich fürchte, wenn unser Uhrmacher seinen Landsleuten daheim berichtet hat, wie die Deutschen unter Umständen mit ihren regierenden Bürgermeistern umgehen, so wird mancher Landsmann ungläubig oder mißbilligend darob den Kopf schütteln.

Un bel giorno dura poco! — Schon um drei Uhr brachen wir wieder auf. Es ging auf gutem Commercialwege den Ziegenrücken hinan. Mir

war der Kopf vom Weine schwer; ich konnte nicht recht vorwärts kommen.

„Sind Sie müde?“ fragte der Großherzog, welcher wiederum festen Schrittes voranging.

„O nein, Königliche Hoheit; ich habe nur etwas mehr getrunken als gut ist. Aber ich bewundere aufrichtig das Talent zum Marschiren, welches Ew. Hoheit entwickeln.“

„Nicht wahr?“ erwiderte er sichtlich geschmeichelt, „das hätten Sie bei meines Gleichen nicht erwartet? Aber ich bin immer ein passionirter Jäger und Läufer gewesen. Was meinen Sie, sollte Ihr Herzog es wohl mit mir aufnehmen?“

„Ach Du großer Gott!“

„Hören Sie, ich habe eine gute Idee. Wie viel Fürsten haben wir in Deutschland?“

„Ich weiß nicht genau, Hoheit, aber ich glaube, wenn Sie Emma von Gottes Gnaden zu Pyrmont und die vier regierenden Bürgermeister mitrechnen, so werden es etwa vierunddreißig sein.“

„Gut; ich werde alle vierunddreißig zu einem Steeple chase gekrönter Häupter zu Fuß auffordern. Weglänge sieben Stunden, Einsatz hundert Louisd'or, Hindernisse noch näher zu bestimmen, so à la Pudelgraben. Glauben Sie, daß ich siegen würde?“

„Mindestens um hundert Pferdelängen, Hoheit; ich bitte aber unterthänigst, mich dann zu dem Diner nach dem Jagdrennen zuzuziehen.“

„Das soll geschehen. Engagiren Sie nur Ihren Herzog in meinem Namen, dann werden die Andern schon nachfolgen; grüßen Sie ihn von mir, verschweigen Sie ihm aber, was Sie von meinen Leistungen gesehen haben.“

Bald verließen wir den Commercialweg und stiegen links hinan auf den schmalen Grat des Ziegenrückens, welcher sich ganz bis zum Kamme des Gebirges hinaufzieht. Hier ging es nun pfadlos bergan über Steine und Felsblöcke, zwischen niedrigem Knieholz. Oft war der Grat so schmal, daß man fast darauf reiten konnte, und furchtbar steil der Abfall nach links in das tiefe Thal des Weißwassers. Dieser Weg hat in Wahrheit Etwas von den Gemsjägerpfaden in den Alpen, und ich möchte Niemand rathen sich ihm anzuvertrauen, der nicht schwindelfrei ist. Allmälig begann die dunkle Steinpyramide der Koppe sich über den Kamm zu erheben. Nach langem beschwerlichem Klimmen erreichten wir ebeneres Terrain und gelangten über die Rennerbaude und Wiesenbaude zur Riesenbaude.

„Auf der Hampelbaude finde ich meine Pferde,“

sprach der Großherzog; „ich eile jetzt zu Hause zu kommen, denn meine Frau wird sich ängstigen wegen des Gewitters von gestern. Ich habe mich gefreut Sie wiederzusehen, und werde stets mit Freude an diese beiden Tage zurückdenken, wo ich Mensch sein durfte und auch wirklich voll und ganz gewesen bin."

Dann drückte er nicht nur mir, sondern auch dem Uhrmacher freundlich die Hand, und jetzt schwand diesem der letzte Zweifel, wer unter uns der wirkliche Fürst gewesen. Auch die Prinzen verabschiedeten sich herzlich von uns, und der dicke Adjutant, völlig mit seinem Geschick ausgesöhnt, forderte mich auf's Cameradschaftlichste auf, ihn in M. zu besuchen.

„Haben Sie es denn auch nicht gewußt?" sprach der Uhrmacher, als die Vier fort waren.

„O ja, ich kenne den Großherzog von Pyrmont her, ich durfte aber Nichts sagen, weil er incognito reiste."

„Ach so!· er reiste incognito — dann wird er wohl auch nicht böse auf mich sein."

„Ach was, böse! — im Gegentheil, er hat sich königlich amüsirt."

„Wissen Sie was? — Im nächsten Jahre denke ich mich in La-Chaux-de-Fond selbstständig

zu besetzen; dann werde ich ihm eine besonders schön gearbeitete Uhr schicken; vielleicht kauft er die und schenkt sie seiner Frau."

„Thun Sie das; Sie können sich nicht besser aus der Affaire ziehen."

Ich weiß nicht ob er es gethan hat. Das aber weiß ich, daß wir eine halbe Stunde später, als wir bei klarstem Wetter die Koppe erreichten, von diesem höchsten Punkte Norddeutschlands eine Aussicht hatten von unbeschreiblicher Schönheit. Wie gut, daß die Koppe gestern eine Nachtmütze getragen hatte und ich der Sängerin nachgelaufen war!"

„Sie sehen, lieber Vetter, die Tugend belohnt sich immer," sprach Ludovica, als ich geendet; „es ist auch gut, daß Sie glücklich am Ziel angelangt sind. Danke Gott, Rudolph, daß er Dich davor bewahrt hat, dem Großherzoge von M. in die Hände zu fallen, Du wärst nicht lebendig bis zur Riesenbaude gekommen."

„Wer weiß," sprach der Senioratsherr; „vor zweiundzwanzig Jahren war ich auch noch jung und schlank, und ich habe Ritte gemacht, daß die Haare davon flogen. Was wir als junge Lieute=

nants losgelassen haben, das erzähle ich dem Vetter wenn Du nicht dabei bist."

„Das wird auch vielleicht besser sein, als wenn ich es höre. Aber sieh, da kommt der Wagen; der Nachmittag ist schön und klar geworden; jetzt wollen wir nach den Dalkauer Bergen fahren."

Harzwanderung.

1865.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen,
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf Euch niederschauen.

So sang Heinrich Heine. Das wird man in zwanzig Jahren kaum noch begreifen. Waldeinsamkeit und Weltabgeschiedenheit — ach, schon jetzt sucht man sie auf dem Harze fast vergebens. Auch das haben die Eisenbahnen, der Fluch unseres Jahrhunderts, verschuldet. Das frische Waldgebirge mit

seinen bachdurchrauschten Thälern — es hat weiter keinen Zweck mehr, als den staubgequälten, abwechselungsbedürftigen Bewohnern und Bewohnerinnen von Berlin und Hamburg einen bequemen Tummelplatz für Befriedigung ihres Verlangens nach materiellem Comfort und für Enthaltung ellenlanger Schleppen zu bieten. Wo einst das Roß der verfolgten Prinzessin seinen Huf tief in den harten Fels schlug, wo Prinzessin Ilse dem lieben Kaiser Heinrich die Ohren zuhielt, da wimmelt es an schönen Sommertagen von Geheimräthinnen mit unbegebenen Töchtern, welche eine Conversation vollführen, daß man sich selbst die Ohren zuhalten möchte. Der alte brave Rehse hat längst das Zeitliche gesegnet; und wenn jetzt „der ganze liebe Brocken voll ist", so sind es nicht die Unholdinnen der Walpurgisnacht, sondern Magdeburger Commerzienräthe, welche in bequemen Wagen auf breiter Chaussee hinauffahren, um dort oben opulent zu diniren. Wie lange wird es dauern, so „erschließt" eine Bahn quer über's Gebirge auch die bisher noch von der „Fremdenseuche" verschont gebliebenen Thäler; und die einsame Achtermannshöhe, jetzt die Zufluchtsstätte des Auerhahns, lockt, mit Restauration und Pavillon geziert, die leichtbeschuhten Damen der Residenz an.

Gott Lob! ich werde das nicht mehr sehen, und die Jugend wird stets die Zeit für die beste halten, wo sie eben jung ist.

Wie viel könnte ich nun erzählen aus den Tagen, wo auch ich jung war, von meinem Herumstreifen im Harze, von den schönen einsamen Waldwegen, die kein Wanderer kannte außer mir; vom Mondschein auf der Rabenklippe, wenn der Uhu rief und der Hirsch schrie; von heitern Abenden auf dem Brocken, wo eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft den niedrigen traulichen Raum des alten Holzhauses füllte, wo wir manchen übermüthigen Scherz losließen und die Reisenden nach Herzenslust neckten. Heute aber reizt es mich mehr von einer Wanderung aus späterer Zeit zu berichten — vielleicht einer meiner letzten; denn schon seit fünf Jahren begrenzt nicht mehr die classisch schöne Linie des Harzeseinen Horizm ont, sondern der böhmische Schneeberg.

Wer weiß jetzt wohl noch vom Gasteiner Vertrage? Und doch war er ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse, welche die endlich unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung des gealterten Oesterreichs und des jugendkräftig aufstrebenden Preußens bildeten. In Gastein tagten im Jahre 1865 die beiden Monarchen, um die

Frage zu lösen, wem das gemeinschaftlich eroberte Schleswig-Holstein zufallen solle. Eine friedliche Ausgleichung schien unmöglich. Jedermann erwartete, daß naturgemäß zwischen den Siegern nun der Kampf um die Beute ausbrechen würde. Eine furchtbare Gewitterschwüle lastete auf Deutschland; in jedem Augenblicke konnte der Blitz aus der Wolke zucken.

Noch waren bis zur Mobilmachungsordre einige Tage Frist zu hoffen — daher rasch noch einmal in die kühlen Wälder! dort wird man der Erwartung und Ungeduld am leichtesten Herr.

Ich war von Ilsenburg über Wernigerode auf wohlbekannten Waldpfaden den ganzen Tag gewandert und rastete in der reizenden Mühle bei der Klosterruine Michaelstein. In den Lauben des kleinen Gärtchens war es wundervoll kühl; auf dem klaren, buchenumkränzten Teiche jagten sich in der Nachmittagssonne die Libellen. Ich war ermüdet, — ich schloß die Augen und träumte ein wenig. Da vernahm ich weibliche Stimmen. Durch den Garten schritten zwei Damen in elegantem Reisecostüm, welches offenbar weit mehr darauf berechnet war, die Augen der Touristen auf sich zu ziehen, als den Unbilden des Wetters und des Reiselebens zu trotzen. Sie nahmen in einer be-

nachbarten Laube Platz. Leider hatte ich in der Ueberrschung von den Gesichtern Nichts erkannt; doch verrieth mir der Klang der Stimmen (vielleicht weil ich es wünschte), sie seien jung. Deutlich aber unterschied ich den etwas scharfen ostpreußischen Dialekt, obschon ich von der Unterhaltung nur einzelne Worte verstand. Bald wurde ihnen Limonade gebracht, und es entspann sich eine Verhandlung zwischen den Damen und dem sie bedienenden Mädchen. Von diesem erfuhr ich, sie hätten die Absicht ausgesprochen die Klosterruine zu besehen. Ich kannte die Ruine genau; hier als Cicerone zu dienen durfte ich mir nicht entgehen lassen. Eben wollte ich mich der Laube nähern, da begann die Eine der Damen vorzulesen. Es waren Verse — ich vernahm den Rhythmus und die deutliche Accentuation — der Inhalt des Gedichtes blieb mir unverständlich. Näher zu schleichen wäre gefährlich gewesen; ich zog mich daher in meine Laube zurück, das Ende der Vorlesung abzuwarten. Dann trat ich rasch zu den Damen und grüßte sie höflich.

„Sie entschuldigen, daß ich Ihre Ruhe störe, meine Damen. Ich höre, Sie wollen die Klosterruine besichtigen; darf ich mich Ihnen anschließen?“

„Sehr gern, wenn Sie noch ein Viertelstündchen warten wollen. Wir sind zu Fuß von Blanken-

burg gekommen und möchten uns vorher noch ein wenig abkühlen."

„Und kehren Sie später nach Blankenburg zurück?"

„Nein; wir haben den Tag dort zugebracht und erwarten hier den Wagen, der uns nach Wernigerode befördern soll."

„Wann kommt der Wagen?"

„Gegen sieben Uhr."

„Dann haben Sie reichlich Zeit; die Ueberreste des Klosters erfordern kaum eine halbe Stunde."

„Wir hofften ein besonders schönes Denkmal gothischer Baukunst zu finden," sprach die ältere der beiden Damen, „namentlich einen schönen Kreuzgang und eine Taufcapelle."

„Da werden Sie enttäuscht sein. Michaelstein ist im romanischen Styl gebaut, und was noch davon vorhanden ist, bildet jetzt die Vorrathsräume der Domaine. Sie verwechseln es offenbar mit Walkenried am Südabhange des Harzes."

„Siehst Du, Tante, daß ich Recht hatte," rief die Jüngere, „es giebt zwei Kolsterruinen am Harze; wir hätten uns doch ein Reisehandbuch kaufen sollen."

„Ach was," lachte die Tante, „wer braucht den Bädeker, wenn er in die Sommerfrische geht! Es

schadet ja auch Nichts. War nicht der Weg am Rande der Berge durch den Wald hierher reizend?"

„Gewiß, Tante; und das ist mir viel lieber, als alle gothischen Kreuzgänge. Was meinst Du, wenn wir die Ruine ganz ließen und ruhig hier sitzen blieben? Es ist gar zu hübsch hier."

„Wie Du willst, Ella. Ich verlange durchaus nicht, daß Du mit Nutzen reisen sollst; im Gegentheil, das ist fast schlimmer als ohne Nutzen zu reisen. Aber ich ändere nicht gern in jedem Augenblicke ohne Noth meinen Entschluß. Ich werde den Herrn bitten, mich zum Kloster zu begleiten; bleibe Du ruhig hier, bis wir wiederkommen."

Bei diesen Worten warf mir die Tante einen halb lächelnden, halb fragenden Blick zu, des Inhaltes: ich will doch sehen, ob „der Herr" die Anziehungskraft besitzt, welche der Ruine fehlt.

Ella erröthete — dann sprang sie auf und rief: „Ich soll hier allein bleiben? — Nein, das ist langweilig — da gehe ich lieber mit."

Sie erschien mir in diesem Augenblicke weit hübscher als vorher, ja wirklich sehr hübsch, als sie eilig den breitrandrigen Strohhut mit Kornblumen auf das volle, dunkle Haar setzte. Die Tante aber lachte mir verständnißinnig zu.

Die Ruine war bald durchmustert. Kaum ist

Anderes von ihr zu sagen, als daß es bedauerlich ist, die Reste eines einst imposanten Bauwerkes jetzt so niedrigen Zwecken dienen zu sehen. Beim Durchgehen des Erhaltenen bemerkte ich, daß die Tante ganz gute Kenntnisse von Architektur besaß. Sie war in Italien gewesen.

„Sieh doch, Tante," rief Ella, als das schwere Eingangsthor sich wieder hinter uns geschlossen hatte, auf die steingemeißelte Figur in voller Rüstung und mit wallendem Haar deutend, welche das Portal zierte, — „die Jungfrau von Orleans! — wie kommt die hierher nach Michaelstein?"

Wir lachten laut. „Sieh einmal genauer zu, Ella, dann wirst Du finden, daß es nicht Johanna d'Arc ist, sondern — —"

„Ach ja, Tante, wie konnte ich nur so dumm sein! — es ist ja der Kampf mit dem Drachen — er setzt ja den Fuß auf den Drachen."

„Man merkt, daß Sie noch tief im Schiller stecken," erwiderte ich; „dies Kloster ist wohl zweihundert Jahre früher erbaut, als der Kampf mit dem Drachen stattfand."

„Siehst Du denn nicht, daß es der heilige Georg mit dem Lindwurm ist?" rief die Tante einigermaßen ärgerlich.

„Jetzt ertappe ich auch Sie auf falscher Fährte,

gnädige Frau; es ist nicht der heilige Georg, sondern der Erzengel Michael, welcher den Satan besiegt."

„So?" erwiderte die Tante etwas spitz. „Und warum kann es nicht eben so gut der heilige Georg sein?"

„Das ist ja sehr einfach; vor das Kloster Michaelstein wird man doch den Erzengel Michael, und nicht den heiligen Georg setzen. Außerdem muß ich Ihnen bemerken, daß St. Georg zu Pferde war als er den Lindwurm tödtete, und stets zu Pferde abgebildet wird."

„Sie scheinen ja sehr genau über diese Sachen orientirt zu sein."

„Ich habe mich allerdings mehrfach mit dergleichen Dingen beschäftigt."

„Und Sie wissen, wie es scheint, sogar, wann Schiller's Kampf mit dem Drachen stattgefunden hat."

„Gewiß, im Jahre 1342."

„Sind Sie Historiker von Fach?"

„Durchaus nicht. Ich habe dies ganz zufällig in der alten Chronik des Johanniterordens von Bosio gefunden."

Die Tante war piquirt; denn ihre Hypothese hatte sich entschieden als falsch erwiesen. Daß sie

aber ihr eigenes Wissen nicht nur selbst sehr hoch schätzte, sondern auch von Anderen hochgeschätzt zu sehen wünschte, war mir längst klar. Neugierig war sie auch — das Alles war Wasser auf meine Mühle.

„Nun, dann wissen Sie auch wohl," fuhr sie etwas ironisch fort, „wann St. Michael den Satan besiegt hat?"

„Nein, gnädige Frau, das war in vorhistorischer Zeit; aber den Ort kann ich Ihnen genau angeben; ich war selbst dort."

„Da bin ich doch neugierig."

„Nun, das weiß ja in Neapel jedes Kind — oben auf dem St. Angelo. Nie vergesse ich den entzückenden Ort — ich wäre beim Hinaufsteigen über den schmalen Grat bei Sta. Maria del Castello fast zu Tode gekommen."

Die Tante sah nun wohl, daß sie keinen Fachgelehrten vor sich hatte. Ella betrachtete mich mit weit mehr Aufmerksamkeit als vorher; sie freute sich offenbar, daß jetzt auch die Tante im Nachtheil war.

„Sie waren doch auch in Neapel, gnädige Frau; sind Sie nicht auf dem St. Angelo gewesen?"

„Nein. Uebrigens bin ich unverheirathet, und

habe Italien in Gesellschaft meiner Schwester und meines Schwagers bereist; Beide waren leider wenig mobil."

„Da bitte ich um Entschuldigung, gnädiges Fräulein; aber ich kann wirklich Nichts dafür, daß uns unbeholfenen Deutschen ein Wort gleich dem französischen Madame fehlt."

„Mehr noch ein Wort, was dem Monsieur entspricht — ich z. B. kann Sie gar nicht anreden, da ich Ihren Namen und Titel nicht weiß."

„Auf dem Harze heiße ich Müller; an einigen Orten, z. B. auf dem Brocken, Herr von Müller — das genügt vollständig."

„Gewiß," lachte Ella; „aber wir möchten doch auch gern wissen, was Sie sind, Herr von Müller?"

„Nun, ein Mensch wie ein anderer; genügt Ihnen das?"

„Ganz und gar nicht, denn Sie sagen offenbar die Unwahrheit. Ich halte Sie für — für —"

„Nun, für was?"

„Ella, sei nicht unbescheiden; Du siehst ja, daß Herr Müller sein Incognito bewahren will. Laß uns dasselbe thun."

„Sie haben vollkommen Recht, gnädiges Fräulein," sprach ich; „wir verkehren um so unbefangener." Dabei winkte ich Ella verstohlen mit

der Hand zu. Sie begriff mich sofort, und um zu zeigen, daß sie trotz Jungfrau von Orleans und Kampf mit dem Drachen nicht auf den Kopf gefallen war, zog sie ein Briefcouvert aus der Tasche und hielt dies unbemerkt hinter ihrem Rücken so, daß ich deutlich die Aufschrift lesen konnte: Fräulein Ella Brock, Berlin, Franz. Str. 17. Jetzt wußte ich genug.

„Ich bitte, Ihnen noch Gesellschaft leisten zu dürfen, meine Damen, bis Ihr Wagen kommt."

„Sehr gern, wir werden noch ein Glas Limonade trinken; wollen Sie Platz nehmen?"

„Gewiß kennen Sie den Harz genau," begann Ella wieder, „wo sollen wir in Wernigerode Nachtquartier nehmen?"

„Im weißen Hirsch, Fräulein — — Fräulein — —"

„Ella."

„Gut, Fräulein Ella. Versäumen Sie aber nicht, den Weg dorthin über den Schloßberg zu nehmen; es ist wundervoll beim Sonnenuntergange dort oben. Wohin reisen Sie weiter?"

„Wir wollen vier oder sechs Wochen in Harzburg zubringen," nahm die Tante das Wort. „Ist Ihnen Harzburg bekannt?"

„Wie meine Schlafkammer. Sie thun ganz

Recht, von allen Punkten am Harze ist Harzburg bei weitem der geeignetste für einen längeren Aufenthalt. Haben Sie schon eine Wohnung bestellt?"

„Nein; wir haben uns erst vor wenigen Tagen zu dieser Reise entschlossen."

„Dann gehen Sie sofort zum Badecommissär, und sagen Sie nur, Herr Müller empfehle Sie dringend — nein, Herr von Müller."

Ella lachte herzlich. Auch der Unmuth der Tante begann zu verfliegen; ich schien doch ein ganz nützliches Individuum zu sein.

„Wir hoffen uns in Harzburg vom Lärm und Staub der Stadt recht zu erholen," sprach sie.

„Das werden Sie sicher; in der Friedrichsstraße und in der Leipziger Straße muß es jetzt fürchterlich sein."

„Sie haben richtig errathen," erwiderte die Tante; aber weshalb halten Sie uns für Berlinerinnen?"

„Sie, gnädiges Fräulein, sind keine Berlinerin, sondern aus Königsberg; Fräulein Ella ist eine Berlinerin; ich habe lange genug in Berlin gelebt, um ein sicheres Ohr dafür zu haben. Aber Ihre ganze Art und Weise deutet zu entschieden auf die

gebildeten Kreise Berlins, als daß ich irgendwie zweifelhaft sein könnte."

Die Tante war eine sehr wohl conservirte Vierzigerin, und durchaus nicht unempfindlich gegen Schmeichelei. „Sie haben Recht; übrigens ist auch Ella eine Königsbergerin; mein Bruder wohnt erst seit etwa zwölf Jahren in Berlin."

Nun wußte ich auch den Namen der Tante.

„Sie leben nicht in Berlin?" begann sie wieder.

„Ich werde mich wohl hüten!"

„Und warum nicht? — ich wüßte keine Stadt die mir lieber wäre. Nirgends werden die geistigen Interessen so gepflegt wie dort, namentlich ist es doch der literarische Mittelpunkt Deutschlands."

„Gewiß," erwiderte ich; „aber ich bin kein Schriftsteller, und die Ruhe und Sammlung, welche eine kleinere Stadt giebt, ist mir weit wohlthuender, als das betäubende Drängen und Treiben der Hauptstadt in der Sandwüste."

„Und Sie werden zugeben," fuhr die Tante fort, indem sie eine Miene annahm wie ein Truthahn der die Federn aufbläst, „daß das Schicksal der Welt jetzt nicht mehr allein von Paris aus gelenkt wird, sondern zum großen Theile auch von Berlin."

„Unzweifelhaft — ob auf die Dauer, das wird

sich vielleicht schon in den nächsten Wochen entscheiden."

„Lassen wir die Politik. Ich sehe, Sie sind kein Preuße — da kann ich von Ihnen nicht die Ansichten eines Preußen verlangen."

„Es wäre unbillig; wozu auch in den schönen Bergen an Politik denken! Sie wollen also vier Wochen in Harzburg bleiben."

„Vielleicht länger. „Ich denke dort eine angefangene Arbeit zu beendigen, und Ella wird Wellenbäder nehmen."

„Ich darf wohl voraussetzen, daß die angefangene Arbeit keine Arbeit mit der Häkelnadel ist, sondern mit der Feder."

„Da Sie es wissen wollen, ja! Ich habe bei meinem ersten Versuche Glück gehabt, und das hat mich aufgemuntert."

„Ich hörte Sie vorhin ein Gedicht vorlesen — ohne Zweifel war es von Ihnen?"

„Ich habe es gestern Abend entworfen, als wir im Mondschein auf der Roßtrappe saßen."

„Und darf ich es nicht auch hören? Ich schmeichle mir ein feines Ohr zu haben."

„Hier nicht — aber vielleicht treffen wir uns wieder in Harzburg."

„Ich nehme dankbar die Erlaubniß an, Sie dort aufsuchen zu dürfen.“

„Es wird uns eine Freude sein — aber wie wollen Sie uns dort finden?“

„Das ist meine Sache — wo ein Wille ist, ist ein Weg.“

Jetzt resignirte die Tante sich. Wir saßen noch eine halbe Stunde in der Laube und unterhielten uns auf's Angenehmste. Die Tante war wirklich eine feingebildete, freilich auch sehr anspruchsvolle Dame, und Ella ein frisches Mädchen voll Leben und Heiterkeit. Als der Wagen gemeldet wurde bat ich mir von Ella eine Blume aus, als Legitimation beim Wiedersehen, geleitete die Damen an den Schlag, und schlug dann den Fußweg nach Blankenburg ein, wo mich nach einer Stunde Herr Bally im Weißen Adler als alten Habitué freundlichst empfing. Vom Schloßberge bewunderte ich den Sonnenuntergang; dann trank ich im zierlich angelegten Garten des Hôtels mit einigen Cameraden vom Jägerbataillon ein Glas Bier und begab mich zur Ruhe.

Es mochte fünf Uhr am folgenden Morgen sein, da weckte mich der Hausknecht durch heftiges Klopfen und mit der Nachricht, es stehe ein Officierbedienter draußen. Der Jäger trat herein und meldete:

Hauptmann L. wolle mich zwei Tage über den Harz begleiten, und frage an, wann abmarschirt werde.

„Um sechs Uhr," war die Antwort; und richtig, zwei Minuten vor sechs Uhr trat der Hauptmann im Wandercostüm in den Garten, mit den Worten: „Da bin ich."

Nun schritten wir rüstig in den frischen Morgen hinaus. Ueber den Wilhelmsblick ging es nach Treseburg, dann auf dem herrlichen vor Kurzem vollendeten Promenadenwege im Bodethale hinab zum Bodekessel und zum Waldkater; endlich die Treppe hinauf zum Glanzpunkt des Harzes, dem Hexentanzplatz.

Die heißen Mittagsstunden ließen wir vorübergehen, und wandten uns dann auf schattigen Waldpfaden über Georgshöhe und die beiden schönen Burgruinen zum freundlichen Stubenberg bei Gernrode.

Den prachtvollen Laubwald des Harzes lernt man so recht auf dieser Wanderung kennen. Mehr aber noch schwelgten wir förmlich im Wald am folgenden Tage, wo wir die herrlichen anhaltischen Forsten durchschritten, die das Selkethal umkränzen. Was kümmerten uns hier alle Händel der Welt, wo uns die Bäume umrauschten und Bergluft uns umfing!

An dem einsamen Försterhause zum Stern rasteten wir eine Viertelstunde, ehe wir auf dem alten verlassenen Fahrwege nach Mägdesprung hinabstiegen. Da traten zwei Herren an uns heran und fragten nach dem Wege. Auch sie wollten nach Mägdesprung. „Kommen Sie mit uns," sagte ich dienstfertig.

Die Herren machten einen zutrauenerweckenden Eindruck. Es waren offenbar Geistliche, nach den breitkrämpigen schwarzen Hüten und den langen schwarzen Röcken zu schließen. Doch waren sie weit eleganter als die deutschen Pastoren auf Reisen zu sein pflegen. In anständiger Weise hatte ich denn auch bald ermittelt, daß der Eine ein Engländer von Nation, der Andere ein seit zwanzig Jahren in England lebender Deutscher war, beide im Dienste der innern englischen Mission, und auf der Reise zu einem Congreß nach Leipzig begriffen. Speciell die Bekehrung der Juden war ihr Missionsziel. Mit dem größten Interesse hörte ich, was sie davon erzählten; mein Reisegefährte ging hinterher und schwieg hartnäckig. Nach einer halben Stunde sagte der Deutsche leise zu mir: „Sagen Sie, ist der Herr, welcher Sie begleitet, ein Jude?"

Erstaunt sah ich erst den Missionär, dann den Hauptmann an. Und beinahe fuhr ich zurück;

denn dieser Letzte hatte sich, ich weiß nicht wie, in einen ganz unverkennbaren Nachkommen des Stammes verwandelt, der einst durch's rothe Meer gezogen war. Oft schon hatte ich die mimischen Leistungen des Hauptmanns auf dem Liebhabertheater zu bewundern Gelegenheit gehabt; aber eine so plötzliche Metamorphose war mir noch nicht vorgekommen.

„Ich weiß nicht genau," erwiderte ich mit Mühe das Lachen unterdrückend, „ich wandere erst seit heute Morgen mit ihm; aber ich werde es gleich auf's Klare bringen. Sagten Sie nicht, Herr Meier, Sie seien aus Magdeburg?" —

„Aus Magdeburg?" versetzte der Hauptmann mit listigem Augenzwinkern, „nein, verehrtester Herr, ich wohne in Insterburg, nahe der russischen Grenze."

Für ein geübtes Ohr war schon durch diese Worte jeder Nationalitäts-Zweifel gelöst, obschon der Anflug von Dialekt so fein als möglich war.

Mein Deutsch-Engländer wußte genug. Nach wenigen Augenblicken wandte er sich von mir und gesellte sich zum Hauptmann. Der ältere Herr fiel mir zu. Er war ein Schotte, und gleich allen seinen Landsleuten von großer Vorliebe für seine Heimath erfüllt. Glücklicherweise kannte ich diese,

und bald schwärmten wir gemeinschaftlich vom Loch Lomond, dem Fall of Foyers und der Fingalshöhle. Ich wußte, wie es ihn anheimeln würde, wenn ich (wozu kein Engländer im Stande ist) die zungenbrecherischen gälischen Ortsnamen der Hochlande, Ardchinchrokan u. s. w. richtig hersagte, und wenn ich eine Kirche nicht church, sondern kirk nannte. Dabei war er gleich mir entzückt über den unvergleichlichen schier endlosen Buchenwald, durch den unser Weg führte.

Da wo die alte Straße in das liebliche grüne Selkethal hinabsteigt, um sich mit der neuen zu vereinigen, erwarteten wir die beiden Zurückgebliebenen. Sie waren in vollem Kampfe. Ohne Umstände war der Missionär auf sein Ziel losgeschritten, den Hauptmann zu bekehren. Dieser spielte seine Rolle vortrefflich; aber schon perlte der Angstschweiß in hellen Tropfen auf seiner Stirn. Er hatte den Angriff aufgenommen und konnte nun doch dem feurigen Prediger des Himmelreiches unmöglich eingestehen, daß er sich einen Scherz mit ihm erlaubte. Er warf mir einen kläglichen Blick zu — ich aber war schändlich genug, ihn in der Patsche zu lassen. Die Schlacht schien rettungslos verloren, und zum Unglücke rauschte die Selke so nahe, daß Nichts im Wege ge-

wesen wäre, sich ihrer statt des Jordan zu bedienen.

Da machte der Hauptmann einen genialen Schachzug. Mit der größten Ernsthaftigkeit sagte er: „Ich will gegen Ihre Argumentationen Nichts weiter einwenden, denn ich muß gestehen, Sie sind mir in der Kenntniß unserer Verhältnisse weit überlegen. Aber mein Vortheil erfordert, daß ich ein Jude bleibe."

Ziemlich indignirt sah der Missionär ihn an.

„Verstehen Sie mich nicht falsch, nicht etwa mein pecuniärer Vortheil. Erkennen Sie alles Dasjenige an, was die Propheten gesagt haben?"

„Jedes Wort," erwiderte der Geistliche.

„Nun, so werden Sie wissen, daß die Juden werden aus allen Ländern gesammelt und daß ein neues Königreich Jerusalem wird eingerichtet werden; und von dem neuen Reiche will ich nicht ausgeschlossen sein."

„Aber bedenken Sie doch, daß alle diese Prophezeiungen aus der Zeit des babylonischen Exils herstammen und längst erfüllt sind."

„Bis auf eine Kleinigkeit. Das neue Reich nach der babylonischen Gefangenschaft wurde von Titus gründlich zerstört. Der Prophet Hesekiel aber sagt ausdrücklich: «Sie sollen in dem Lande

wohnen ewiglich, und mein Knecht David soll ewiglich ihr Fürst sein.» — Dies prophezeite Reich ist also noch nicht gekommen und wir thun gut, auch ferner geduldig darauf zu warten. Habe ich nicht Recht?"

Bei diesen Worten sah der Hauptmann mich triumphirend an, wischte sich den Schweiß ab und athmete tief auf.

Dem Missionär glitt plötzlich die Palme des Sieges aus den Händen. Aber auch er zog sich vortrefflich aus der Affaire. „Es ließe sich auch dagegen noch Manches sagen," erwiderte er; „aber lassen wir die Sache fallen und freuen wir uns lieber an der schönen Natur, statt zu streiten. Wir sind zwar durchaus verschiedener Ansicht; aber ich habe mich herzlich gefreut, in Ihnen einen Mann zu finden, der es mit seinem Glauben so ernst nimmt. Sie gehören nicht zu denen, welche lau sind, und die der Herr ausspeien wird. Dabei schüttelte er ihm auf's Treuherzigste die Hand.

Ich sah dem Rücken des Hauptmanns an, daß er sich schämte wie ein begossener Pudel. Doch er schüttelte es ab; wir standen auf und wanderten mit den liebenswürdigen Geistlichen über Mägdesprung auf lieblichen Parkwegen immer die Selke aufwärts nach Alexisbad. Gern hätten wir den

Mittag mit den Engländern verbracht; aber in dem kleinen Badeorte war das Incognito des Hauptmanns viel zu sehr gefährdet. Deshalb zogen wir vor, uns auf der eine halbe Stunde weiter gelegenen Silberhütte mit saurer Milch zu restauriren. Natürlich ergoß sich die Schale des Zornes reichlich auf mich, weil ich den Freund hatte in der Tinte sitzen lassen; als ich ihm aber versicherte, er hätte seine Rolle meisterhaft gespielt, war er bald wieder ganz vergnügt, und wir beschlossen, das Geschäft, die Leute zu necken, mit frischen Kräften fortzusetzen.

Nach drei Stunden standen wir am Fuße der Josephshöhe, der höchsten Erhebung am Südabhange des Harzes. Ein Aussichtsthurm von schwarz angestrichenen Balken, in Form eines riesigen Kreuzes, zur Erinnerung an die Freiheitskriege, ziert sie. In diesem wohl sechzig Fuß hohen, mit der Zeit ziemlich wackelig gewordenen Gestelle führen hölzerne Treppen hinauf zur kleinen Plateforme.

„Gott Lob, daß Sie kommen, meine Herren," rief uns eine Stimme zu, als wir diese betraten; „ich sitze schon seit ein paar Stunden hier und brate in der Sonnenhitze."

„Sieh! sieh! Herr Concertmeister, das ist prächtig. Wie kommen Sie hierher?"

„Solche Aussichtspunkte hole der Teufel! Nun muß ich aber doch sagen, zu irgend was ist Unglück gut. Aber der Durst!"

„Aber lieber Herr, warum lassen Sie sich denn hier oben braten?"

„Weil ich nicht wieder hinunter kann. Durch die verdammte Treppe und die Balken sieht man ja direct hinab in die Tiefe; beim ersten Schritte drehte sich mir das Herz im Leibe um."

„Konnten Sie denn nicht rufen, daß Jemand kam?"

„Gebrüllt habe ich wie ein Löwe, wohl eine halbe Stunde lang; dann habe ich mich lang hingelegt, denn ich konnte nicht mehr. Bitte, helfen Sie mir jetzt hinabsteigen."

Das thaten wir nun, indem Einer voranging, dem der Concertmeister beide Hände auf die Schultern legte, der Andere in gleicher Weise folgte. Bald waren wir glücklich unten. Die Reisetasche des Concertmeisters lag unberührt auf der Bank vor der kleinen verschlossenen Restauration, und eben kam eine Frau mit einem Handkorbe vom Städtchen Stolberg herauf, das Häuschen zu öffnen. Während der fast verschmachtete Concertmeister sich

erquickte, bestiegen wir wiederum das Kreuz und erfreuten uns an dem wundervollen Blick auf die goldene Aue mit dem Kyffhäuser und die vom Brocken überragte Waldlandschaft des Harzes. Dann ging es rasch in dem schönen Buchenwald hinab nach Stolberg, dem in drei Thälern „gleich einem Adler" sich ausbreitenden Ziele unserer heutigen Tagefahrt.

Der Concertmeister B. aus D. war ein alter Bekannter von den Winterconcerten her, wo er namentlich die Beethoven'schen und Spohr'schen Violinconcerte zu unserm großen Entzücken gespielt hatte. Er war ein junger eleganter Mann von äußerst heiterm Charakter. Sein Plan war heute gewesen, sich von Stolberg nach Nordhausen zu begeben, um dort die Eisenbahn zu erreichen. Aber die Aussicht auf einen „fidelen Abend" im Weißen Hirsch reizte ihn viel zu sehr, als daß er nicht sofort sein Project geändert hätte, um so mehr, als die Nordhäuser Post bereits abgefahren war.

Es mochte sechs Uhr sein als wir den Weißen Hirsch, eins der besten Wirthshäuser des Harzes im guten alten Style, betraten; wir ließen uns sofort im Eßzimmer gemüthlich nieder. Der Concertmeister lachte herzlich über unsere Episode mit den Missionairen. Dann erzählte er höchst ergötzlich

von dem Musikfeste, woher er eben kam. Der Hauptmann fing an die ihm bekannten Sänger zu copiren und die letzte verunglückte Aufführung der neunten Symphonie dramatisch vorzuführen. Durch Zufall kam die Rede auf das Lustspiel „Der gerade Weg der beste". Augenblicklich verschwand der Hauptmann und kam nach zwei Minuten durch eine andere Thüre als Elias Krumm wieder herein, so frappant und drastisch, daß wir uns des lauten Lachens nicht mehr enthalten konnten.

Schon längere Zeit war ein etwas wunderlich aussehender Mann in blauem Frack, mit vielen Ringen und einer centnerschweren Talmi-Uhrkette im Speisezimmer auf- und abgegangen — wie es schien unruhig und in übler Laune. Seine Anwesenheit hatte uns anfangs gestört, dann hatten wir sie vergessen. Jetzt trat er in die Nähe unseres Tisches, sah dem Elias Krumm eine Zeit lang zu und sagte dann sichtlich erfreut: „Süperbe, in Wahrheit süperbe — ich mache Ihnen mein Compliment. Ich sehe, Sie spielen die Rolle nach Döring."

„Das nun gerade nicht," erwiderte der Hauptmann; „es ist so meine eigene Auffassung."

„Dürfte ich Sie bitten, mir einen Augenblick in den Garten zu folgen?"

„Nanu?" sagte der Hauptmann.

„O, fürchten Sie Nichts — nur eine kleine Geschäftsangelegenheit.“

„Sehr gern,“ erwiderte der Hauptmann mit etwas unsicherer Stimme, ergriff seinen Hut und folgte dem Herrn.

Wohl zehn Minuten vergingen. Eben wollte ich aufstehen, um nachzusehen was denn im Garten vorginge, da sahen wir durch's geöffnete Fenster, daß der Herr im Frack sich freundlich vom Hauptmann verabschiedete und eiligen Schrittes über den Marktplatz sich entfernte.

Laut lachend stürzte der Hauptmann wieder in's Zimmer. „Nein, das ist zu toll! Wissen Sie, was der Mensch gewollt hat? Mich mit dreißig Thaler Gage und zwei Thaler Spielhonorar auf einen Monat hier bei seiner Truppe engagiren. Beinahe hätte ich's angenommen. Ich habe ihm aber versprochen heute Abend, wenn er vom Hofconcerte oben vom Schlosse herunterkommt, weiter mit ihm darüber zu reden.“

„Haben Sie ihm denn nicht gesagt, wer Sie sind?“ fragte der Concertmeister.

„Ich werde mich hüten! Das giebt noch einen Hauptspaß. Ich habe ihm im Garten den Bolingbroke und den Alten aus Rosenmüller und Finke vorgespielt; Sie sollen sehen, heute Abend bietet

er mir vierzig Thaler. Er wollte mich gleich zum Hofconcert mit hinaufnehmen; glücklicherweise war kein Frack bei der Hand. Aber heute Abend nach dem Concert kommt die ganze Blase hierher, da sollen Sie mich 'mal mit den Colleginnen sehen!"

Rasch waren wir einig: die Situation mußte ausgenutzt werden! Der Hauptmann blieb Tragöde; der Concertmeister wurde zum Geigenvirtuosen erhoben, was er auch in Wirklichkeit fast für sich in Anspruch nehmen konnte, und mir, dem nicht mit einem Talent Begnadigten, fiel die Rolle des vornehmen Unbekannten zu. Um halb ein Uhr Nachts ging die Post ab, mit welcher der Hauptmann zurückkehren mußte, um am folgenden Morgen bei der Felddienstübung seiner Compagnie gegenwärtig zu sein; wir hatten also den ganzen Abend vor uns.

Der Wirth wurde nun gerufen und ausgefragt. Es ergab sich, daß Herr K. der Impresario, welcher während des Winters das Hoftheater zu Gera versorgte, die saison morte benutzte um die Städte im Süden des Harzes abzustrafen. Die Leistungen der Truppe rühmte der Wirth höchlich. Er bedauerte lebhaft, daß das heutige Hofconcert uns um den hohen Kunstgenuß brachte sie spielen zu sehen, und redete uns dringend zu noch den fol-

genden Tag hier zu bleiben. Das Hofconcert hatte die Bewohnerschaft des Städtchens in nicht geringe Aufregung versetzt; denn die Einladungen dazu hatten sich diesmal weit weniger abwärts erstreckt als sonst üblich, und viele Thränen uneingeladener Damen mit expreß dazu angeschafften Kleidern waren geflossen. In aller Unterthänigkeit ließ der Wirth durchscheinen, der Graf wären doch wohl etwas zu exclusiv gewesen.

„Nun, wir werden hier heute Abend auch etwas Musik machen," sprach der Concertmeister; „die Nichteingeladenen sollen auch was hören. Haben Sie eine Geige im Hause?"

„Ja wohl, es ist eine da, welche zu den Proben gebraucht wird; aber sie taugt wohl nicht viel."

„Immer her damit!" — Die Geige wurde gebracht, der Concertmeister stimmte sie, stellte sich im Saale des obern Stockwerkes an die nach dem Markte zu geöffnete Balconthüre, und begann die Elegie von Ernst zu spielen. Es war ganz still auf dem Markte, und vernehmlich hallten die Töne über denselben hin. Bald öffnete sich hie und da ein Fenster; die Köpfe Lauschender kamen zum Vorschein, einzelne Vorübergehende blieben stehen oder traten zu Gruppen zusammen. Als der Concert-

meister die Elegie geendigt, zählte er wenigstens fünfzig Zuhörer.

„Alle Wetter!“ sprach der Wirth, „Sie spielen anders als der erste Geiger unserer Truppe; wie schade, daß Sie nicht gestern gekommen sind, da hätten Sie gleich heute oben beim Herrn Grafen spielen können.“

„Das würde mir viel Vergnügen gemacht haben, wäre aber doch nicht gegangen; ich bin auf einer Fußreise und habe weder meinen Frack noch meine Orden bei mir.“

Bei dem Worte Orden zog ein Schein von ungeheuchelter Ehrfurcht über das Gesicht des Wirths. „Nun, ein ander Mal haben wir vielleicht die Ehre — aber sehen Sie, da kommt eilig das Dienstmädchen des Herrn Gerichtsdirectors gelaufen, das will gewiß zu Ihnen.“

Gleich darauf trat ein Dienstmädchen in Schuhen ohne Strümpfe ein, und wendete sich athemlos an den Wirth.

„Eine Empfehlung vom Herrn Gerichtsdirector, und wer denn hier so schön spielte?“

„Hier steht der Herr, Rieke, frag' ihn selbst.“

Rieke brachte nun ihre Frage nochmals in gesetzter Weise vor, und wurde dahin beschieden: „Der Herr hätte keinen Namen; wenn aber der

Herr Gerichtsdirector Freude an der Musik fände, so möchte er sich nur herbemühen."

Eilig lief sie fort. Von dem Wirthe erfuhren wir nun, der pensionirte Gerichtsdirector Stadelmann gegenüber sei ein wunderlicher Musiknarr. Er habe sechs Geigen, darunter eine sehr kostbare, spiele jedoch seit einigen Jahren nie mehr darauf, Keiner wisse weshalb. Sofort wurde der Hausknecht mit der Bestellung nachgeschickt, der Herr Gerichtsdirector möge doch eine Geige mitbringen, aber seine beste.

Inzwischen ließ der Concertmeister eine brillante Phantasie aus Tell vom Balcon herab erschallen, und bald stand der ganze Markt voll Menschen. Der Abend war windstill, und auf dem kleinen von hohen Giebelhäusern eingefaßten Platze klang die Geige wie in einem Concertsalon.

Während der Tell-Phantasie war leise der Gerichtsdirector in's Zimmer getreten, ein kleiner klug aussehender alter Herr, mit weißem Haar, einen Geigenkasten in der Hand haltend. Als der Concertmeister geendet, erhob sich unten ein hundertstimmiges Bravo, und stürmisch trat der alte Herr auf den Spieler zu mit den Worten:

„Ich weiß nicht wer Sie sind, aber eine größere

Ehre kann meiner Geige nicht widerfahren, als wenn Sie sie versuchen."

„Sehr gern, verehrtester Herr, machen Sie nur einmal den alten Kasten auf."

Sorgfältig wickelte der Gerichtsdirector die Geige aus dem seidenen Tuche und reichte sie dem Concertmeister, welcher ein ungläubiges Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Aber plötzlich rief er: „Alle Wetter, Herr Gerichtsdirector, wissen Sie was Sie da haben? das ist ja ein echter Stratuarius."

„Weiß wohl, weiß wohl," sprach der Alte hocherfreut. „Die Geige ist schon über hundert Jahre in meiner Familie. Mein Großvater war Capellmeister in Dresden, und hat viele gekrönte Häupter auf ihr entzückt. Probiren Sie nur — sie ist ganz rein gestimmt."

Wundervoll waren allerdings die Klänge des Chopin'schen Trauermarsches, den der Concertmeister nun anhob. Die Abenddämmerung begann sich herabzusenken; dunkelroth flammten die Giebel der alten Häuser — es lag eine förmliche Verklärung über der Stätte, welche zu der weichen, versöhnenden und erhebenden Melodie des Triosatzes wunderbar harmonirte. In tiefer Andacht lauschte unten die Menge — es war nicht ein Hof=

concert mit eleganten Toiletten und allen möglichen Nebengedanken — es war eine musikalische Feier von edler Weihe, alle die einfachen Herzen der Hörer auf's Tiefste ergreifend.

Nun ging der Concertmeister zum Carneval von Venedig über; die Menge war electrisirt, und aus allen Kehlen erschollen die lautesten Beifallsrufe. Der Geiger verneigte sich nach allen Seiten und trat in den Saal zurück, die Thüre hinter sich schließend. Jetzt brach eine förmliche Revolution los. Ein solches Rufen entstand, daß dem Concertmeister Nichts übrig blieb, als wieder auf den Balcon zu treten und den ganzen Carneval noch einmal zu spielen. Wiederum stürmischer Dank, erneuerte Verneigungen, und nur mit Mühe gelang es dem Gerichtsdirector, dem Publicum begreiflich zu machen, das Concert sei für heute zu Ende. Langsam verlief sich dann die Menge.

Dem Gerichtsdirector standen die hellen Thränen in den Augen; und fast noch mehr als die Musik selbst freute ihn das aufrichtige und warme Lob des Concertmeisters über sein ausgezeichnetes Instrument.

„Komm her, Louise," rief er, „und danke Du auch dem Herrn für den heutigen Abend. Meine Tochter," setzte er vorstellend hinzu. Louise trat

näher; sie reichte dem Concertmeister so warm und herzlich die Hand, und sprach so einfache und doch tief empfundene Worte, daß wir Alle frappirt waren.

„Nicht wahr, Herr Gerichtsdirector," sagte ich, „Sie bringen doch den Abend hier mit uns zu?" —

Der Alte wollte zögern, aber Louise warf ihm einen so flehenden Blick zu, daß er sprach: „Gern, besonders wenn wir Hoffnung haben, noch mehr zu hören."

„Es wird mir eine besondere Freude sein," rief der Concertmeister. „Bis jetzt habe ich dem Publikum vorgespielt — nun werde ich für Sie und Ihre Tochter spielen, die doch wohl auch musikalisch ist."

„Ich habe mich mit der Musik beschäftigt bis meine Mutter starb," erwiderte Louise mit bewegter Stimme.

„Gut, so lassen Sie uns Alle gemeinschaftlich zu Abend essen; später geige ich Ihnen soviel Sie hören wollen. Haben Sie keinen Clavierspieler hier im Ort, daß wir Sonaten machen können?"

„Der Organist ist ein tüchtiger Musiker," erwiderte der Alte; aber das Clavier hier im Hause ist leider nicht von der Art, daß es zu meinem Stratuarius paßt."

„So lassen Sie uns zu dem Manne in's Haus gehen."

„Halt!" rief ich, „das ist wider die Abrede! — Wir haben heute attische Nacht hier im Hirsch; Sie können Duos spielen, wenn Sie einmal wieder nach Stolberg kommen; heute wird gekneipt."

Am anderen Ende des Saales fand indeß eine ziemlich lebhafte Scene zwischen dem Hauptmann und dem Impresario statt. Dieser war während des Carneval von Venedig vom Schlosse herunter gekommen; er hatte den Markt voll Menschen gefunden, und war außer sich darüber, daß oben sein Geiger mittelmäßig gekratzt hatte, während hier unten ein unbekannter Virtuose die ganze Stadt entzückte. Er machte dem Hauptmann die bittersten Vorwürfe, ihm die Anwesenheit dieser Perle verschwiegen zu haben; es half auch gar Nichts, daß der Hauptmann ihm einmal über das Andere versicherte, der Fremde sei durchaus kein Virtuose von Fach, sondern ein Dilettant, der zu seinem Vergnügen spielte. So ärgerlich war der Impresario, daß er gar nicht weiter daran dachte, den Hauptmann für dreißig Thaler monatlich zu engagiren, sondern auf sein Zimmer lief, und sogar der gleichfalls vom Schlosse herunter gekommenen,

ziemlich philinenhaft aussehenden Primadonna verbot, in unserer Gesellschaft zu bleiben.

An der rasch gedeckten langen Tafel saßen oben an der Concertmeister; ein schöner Kranz frischer Blumen zierte sein Couvert. Neben ihm der Gerichtsdirector, auf der anderen Seite Louise. Dann folgte ich, gegenüber der Hauptmann, und eine Anzahl von Gästen, welche unsere Anwesenheit herbeigelockt hatte. Natürlich war die erste Frage Aller an den Wirth gewesen, wer wir denn seien? Aber der Unfug mit dem Fremdenbuche existirte damals im Weißen Hirsch noch nicht, und der Wirth sah sehr wohl ein, daß seine drei Fremden dem Publikum viel anziehender sein mußten, so lange der Schleier des Geheimnisses sie umgab.

Der Gerichtsdirector war ein ganz gründlicher Musikkenner; er befand sich mit dem Concertmeister bald in so tiefem und interessantem Gespräche, daß die übrige Welt für sie nicht existirte. So fiel denn Louise naturgemäß mir zu, da des Hauptmanns sich einige Eingeborene bemächtigt hatten. Auch sie unterhielten sich vortrefflich, und der Hauptmann spielte wieder mit großem Geschick den unerkannt bleiben wollenden Tragöden.

Louise mochte dreißig Jahre alt sein. Sie hatte ein regelmäßiges feines Gesicht, dunkles Haar und

dunkle Augen; sie war blaß und ein ermüdeter Zug um den Mund deutete auf schmerzliche innere Erlebnisse. Ihre Erscheinung würde mich überall frappirt haben, um wie vielmehr in dem kleinen Harzstädtchen.

„Wollen Sie auch mir nicht den Namen des Herrn nennen, der uns heute so entzückt hat?“ fragte sie mich, als wir Platz genommen hatten.

„Nein, Fräulein Stadelmann, besondere Rücksichten verbieten es mir; würde es Ihren Kunstgenuß erhöhen?“

„Das nicht, aber ich würde unbefangener ihm gegenüber sein, wenn ich wüßte, ob er Künstler ist oder nicht.“

„Nehmen wir an er sei es nicht.“

„Um so liebenswürdiger ist seine Leistung. Aber wer Sie sind darf ich doch wissen? Sie sind kein Künstler, das sehe ich.“

„Und woran?“

„Nun, ich habe längere Zeit in Kreisen von Künstlern gelebt, da schärft sich der Blick dafür.“

„Wo war das?“

„In Berlin. Mein Bruder ist Mitglied der königlichen Capelle. Als seine Frau starb und ihn mit zwei kleinen Kindern zurückließ, da ging ich zu ihm und vertrat sechs Jahre lang die Stelle

der Hausfrau und Mutter. Ich faßte dort den Plan mich für die Bühne auszubilden; aber in Folge eines Nervenfiebers verlor ich die Stimme und mit blutendem Herzen mußte ich darauf verzichten, Sängerin zu werden."

„Danken Sie Gott, liebes Fräulein; Sängerin ist ein schlechtes Brod."

Groß und traurig hob sie die Augen zu mir auf. „Das können Sie wohl sagen. Sie sind ohne Zweifel in einer Lebenslage, die Sie befriedigt. Aber ich! Mit meiner ganzen Seele hing ich an der Kunst; ich hoffte es zu Ruhm und Ehren zu bringen, und ein schönes Loos zu erringen — nun sitze ich hier in dem entlegenen Bergstädtchen, führe meinem Vater den Haushalt, und mein Inneres verkümmert mit vollem Bewußtsein aber rettungslos in dieser entsetzlichen Wüste des Alltaglebens."

„Sie sehen zu schwarz, Fräulein Louise — wer sagt Ihnen, daß Sie ewig hier bleiben werden?"

„Es wäre Wahnsinn, etwas Anderes zu hoffen. Ich werde meinen Vater pflegen so lange er lebt, denn er hat Niemand als mich, und dann werde ich meine Stelle im Stift antreten, wo ich lebendig begraben sein werde. Ach, ich denke oft, ich habe es überwunden und mit Allem abgeschlossen —

dann kommt ein Abend wie dieser und schleudert mich wieder auf's offene Meer hinaus."

„Warum sind Sie nicht in Berlin geblieben, Fräulein Louise, auch wenn Sie nicht zur Bühne gehen konnten? Es hätte sich dort wohl ein anderer Beruf für Sie gefunden, wenn Sie gewissenhaft und fleißig sind."

„Das bin ich; aber eben deshalb bin ich hier. Binnen einer Woche starben an der Cholera meine Mutter, meine Schwester und mein jüngster Bruder. Der Vater stand völlig allein da — ich eilte zu ihm. Auch er war schwer krank, aber er genas. Gesund ist er freilich nicht wieder geworden; und was schlimmer ist, er hat seitdem nie wieder eine seiner Geigen angerührt. Er wurde auch bald darauf pensionirt, und so leben wir völlig einsam in dem großen Hause, von welchem er sich nicht trennen will, und sehen Niemanden."

„Wie lange leben Sie nun hier in Stolberg?"

„Es werden im Herbst vier Jahre."

„Und sind Sie nie fortgewesen?"

„Einmal reiste ich mit dem Vater nach Düsseldorf zum Musikfeste; der Bruder aus Berlin war auch dort. Das waren glänzende Tage! Aber um so tiefer war nachher die Nacht hier."

„Und haben Sie denn hier keine gleichgestimmte Seele?"

„Keine! Man kann es mir nicht verzeihen, daß ich im großen Strome des Lebens geschwommen und anders geworden bin, als man hier zu sein pflegt. Ich bin den Leuten nur die verunglückte Künstlerin, welche niedergetreten werden muß, damit sie sich selbst nicht etwa für etwas Besseres hält, als die Anderen. Und doch bin ich etwas Besseres! Sie werden verstehen was ich meine und mir vielleicht glauben."

„Ja," rief ich warm — ich verstehe Sie vollkommen; denn in gewissem Grade geht es mir nicht anders."

„Ihnen nicht anders?" erwiderte sie voll Verwunderung. „Aber wo leben Sie denn? doch sicher in einer großen Stadt, wo es Kunst und Wissenschaft und Menschen giebt."

„Das ist wahr; und dennoch ist es so."

„O Gott! da sehen Sie, wie ich mich hinreißen lasse — ich weiß nicht einmal wo Sie wohnen, viel weniger wer Sie sind, und ich zeige Ihnen mein ganzes Herz, als wenn Sie ein alter Freund wären."

„Fräulein Louise, denken Sie ich sei Ihr Freund, gleichviel ob ein alter oder ein neuer — nur ein

treuer und theilnehmender. Glauben Sie, ich könnte Ihr Zutrauen je mißbrauchen?"

„Nein," entgegnete sie lebhaft — an Ihrer Art zu sprechen erkenne ich den gebildeten Mann; ich habe keine Scheu vor Ihnen."

Nun erzählte sie von ihrem Leben in Berlin, was allerdings ein sehr angeregtes und anregendes gewesen wäre. Nur nach den härtesten Kämpfen hatte sie den Aeltern die Erlaubniß abgerungen, die theatralische Laufbahn einzuschlagen. Natürlich erschien ihr die Bühne wie ein verlorenes Paradies. Der Beifall der Welt, Reichthum, vielleicht eine Wappenkrone mit sieben Kugeln — das Alles war nun unwiederbringlich verloren. Ich versuchte ihr auch die Kehrseite darzulegen und erzählte ihr manches mir aus jenen Verhältnissen Bekannte. Aber die ungestillte Sehnsucht umgab ihr Herz mit einer dreifachen Mauer. Eines Tages, so erzählte sie mir, hatte der Gesanglehrer ihr gesagt: Fräulein, um in der Kunst Tüchtiges zu leisten, fehlt es Ihnen noch an allgemeiner Bildung. Darauf hatte sie mit rastloser Energie angefangen, alle diejenigen Wissenschaften zu studiren, welche ihrem Zwecke dienen konnten. So sprach sie nicht nur ein völlig fehlerfreies dialektloses Deutsch, sondern sie war in Geschichte recht bewandert und verstand

ganz gut Französisch und Italienisch. Wäre sie in eleganter Toilette im Ballsaale eines Residenzschlosses erschienen, Niemand würde die Tochter des kleinen Harzstädtchens in ihr erkannt haben.

Die gemeinschaftlichen Erinnerungen brachten uns bald in Stimmung. Ich erzählte ihr meinerseits von dem was ich in der Welt gesehen, und war erfreut über die Unverfälschtheit ihres Empfindens. Es war, als hätten wir uns vor Jahren gekannt und sähen uns nun wieder.

Plötzlich sagte Louise: „Es ist merkwürdig; Sie scheinen überall gewesen zu sein, und kennen eine Menge Leute von Bedeutung. Hatten Sie denn nichts Besseres zu thun, als so in der Welt herumzureisen?"

„Ganz aufrichtig gesagt, nein; ich habe wohl einen Beruf, und glauben Sie mir, ich muß tüchtig arbeiten. Aber das Beste ist für mich doch stets das Herumstreifen und Reisen gewesen."

„Das muß ein sonderbarer Beruf sein."

„Es ist einer, der demjenigen, welchen Sie wählen wollten, darin gleicht, daß hinter einer glänzenden Außenseite sich oft bitteres Elend verbirgt."

„Lieber Freund," rief mir in diesem Augenblicke der Hauptmann über den Tisch zu, „mein Nachbar,

der Herr Stallmeister (hier erfolgte eine vorstellende Handbewegung und gegenseitige Verneigung), will mir nicht glauben, daß Sie mit Vorliebe das Kunststückchen ausführen, auf englischem Sattel ohne Bügel über die Roggenstiegen zu springen."

„Das wäre!" sagte der Stallmeister, ein dicker gutmüthig aussehender Mann, mit prächtigem Schnurrbart, der den ehemaligen Kürassierwachtmeister nicht verleugnen konnte.

„Fuimus Troes!" rief ich — „das war mein Herbstvergnügen als ich noch bei der Cavallerie stand. Jetzt gehe ich bescheiden zu Fuße. Aber wenn Sie mir ein Pferd geben, das flott springt, mache ich's Ihnen morgen vor."

„Ich bedaure sehr," erwiderte lachend der Stallmeister, „der letzte Roggen ist vor vierzehn Tagen eingefahren."

„Nun, was schadet das? Wir holen eine Mandel Garben aus der Scheune und stellen sie zu einer Stiege auf."

Gar zu gern hätte der Stallmeister meinen Vorschlag acceptirt. Aber das ging doch nicht gut ohne Vorwissen des Herrn Grafen — und wenn ich nun dem Pferde einen Schaden zugefügt hätte! Er begnügte sich also lächelnd zu sagen:

„Ich will es als geschehen annehmen, und

bitte um die Ehre ein Glas Wein mit Ihnen zu trinken."

„Herzlich gern, Herr Stallmeister, zwei alte Cavalleristen verstehen sich immer rasch. Ich sah vorhin zwei schöne Schimmel über den Markt gehen, die ohne Zweifel dem Herrn Grafen gehören; der eine glich frappant einem Schimmel aus der Harzburger Dryade, welchen ich früher ritt."

„Weiß Gott, Sie haben ein Auge!" rief der Stallmeister; „die Pferde gehören nicht dem Herrn Grafen, sondern seinem Schwager, dem Prinzen in Neustadt; aber der kleinere von beiden ist allerdings aus der Dryade. Erlauben Sie, daß ich noch ein Glas Wein mit Ihnen trinke."

Erstaunt sah Louise mich an. „Was, Sie sind ein Cavallerieofficier? Das hätte ich am wenigsten von Allem vermuthet."

„Sie hätten auch falsch vermuthet. Ich bin es leider nicht mehr; aber warum hätte ich es nicht sein sollen?"

„Nun, ich habe doch auch Officiere in Berlin gekannt — und sagten Sie nicht vorhin, Sie hätten die Universität besucht?"

„Gewiß; meinen Sie, man kann darum nicht doch die Sporen tragen? Der jetzige Papst ist auch Cavallerieofficier gewesen."

„Wie können Sie mir ein solches Märchen aufbinden wollen!“

„Es ist kein Märchen; er hat es mir selbst gesagt.“

„Der Papst? Ihnen? wo denn?“

„Vor sechzehn Jahren in Rom; er wünschte mir bei der Gelegenheit eine gute Carriere.“

Vor Schreck ließ Louise beinahe das Glas fallen. „Also katholisch sind Sie?“

„Ganz und gar nicht — aber vielleicht werde ich es noch.“

„Versündigen Sie sich nicht!“ rief Louise sehr ernsthaft.

„Sie urtheilen nach Ihrem beschränkten Horizonte,“ erwiderte ich. „Sollte ich mich je überzeugen, daß die mir anerzogene Wahrheit nicht so wahr ist als die, welche die andere Confession lehrt, so werde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, es offen zu bekennen.“

Louise schwieg.

„Habe ich Sie verletzt?“

„Nein, aber Sie haben eine sehr schmerzliche Erinnerung in mir geweckt.“

„An was?“

„An einen Mann, der mir sehr nahe stand,

der aber durch seine Religion von mir geschieden war."

Also auch den Schmerz der Leidenschaft hatte das arme Mädchen gekannt und die Erinnerung daran war ihr nicht einmal süß, sondern bitter. Warum giebt es denn Menschen, denen das Schicksal neidisch jedes Glück versagt!

Louise fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um die trüben Gedanken zu scheuchen. Dann lächelte sie und sagte:

„Jetzt hab' ich's — Sie sind ein Schriftsteller."

„Accipio omen" — ich möchte einer werden; nur habe ich keine Zeit dazu."

„Dann werfen Sie Alles von sich was Sie hemmt und greifen Sie zur Feder. Sie würden gewiß Gutes leisten."

Jetzt war die Reihe traurig zu werden an mir. „Mit demselben Rechte wie Sie, Fräulein Louise, betrachte ich auch mein Leben als ein verfehltes. Ich bin verurtheilt, mich in den unwürdigsten Kleinigkeiten aufzureiben, ja mehr noch, aus Dienstpflicht täglich das zu thun, was ich mit vollem Bewußtsein für schädlich halte."

„Nun will ich Sie trösten," sprach Louise. „Wenn Sie Ihre Pflicht erfüllen, so thun Sie das Rechte, und unser Aller Meister Goethe sagt: Thu'

nur immer das Rechte und laß es Dir gleichgültig sein, ob das Rechte geschieht."

„Das ist ächt Goethe'sche Weisheit," rief ich. „Schreiben Sie mir, bitte, den Spruch in mein Taschenbuch."

„Gern, aber ich muß auch von Ihnen einen Spruch haben."

Ich riß ein Blatt aus dem Notizbuche und schrieb darauf: Das Begegnen freundlicher Menschen im Leben gleicht dem Erscheinen flimmernder Sterne über nächtlicher Bahn; sie erinnern an den Himmel und erleichtern den Weg.

„Sehen Sie, daß ich Recht hatte, Sie für einen Dichter zu halten?"

„Sie hätten Recht, Fräulein Louise, wenn die Sentenz von mir stammte; sie ist aber leider von Jean Paul.".

„Nun, sie wird mir stets einen Abend zurückrufen, wo ich einmal wieder glücklich war. Aber um so mehr muß ich Sie nun bitten, sich mir zu erkennen zu geben."

„Das soll geschehen und zwar morgen früh, wenn wir fort sind. Doch müssen Sie mir vorher schwören, vor Ablauf von vier Wochen Niemandem zu verrathen, wer dies Kleeblatt war."

„Also erst morgen?"

„Ja! Sie sehen ja, heute Abend beruht die Lust wesentlich auf unserm Incognito. Halten Sie mich meinetwegen für einen Prinzen, das wird mir Freude machen und Ihnen noch mehr — es ist früh genug, wenn ich mich morgen als wandernder Schneidergesell entpuppe."

In diesem Augenblicke setzte der Wirth den Champagner auf den Tisch, welchen der Stallmeister bestellt hatte. Die Gläser schäumten und klirrten beim Anstoßen, und mit neckischem Lachen sagte Louise:

„Bewahren Sie mir Ihre Gnade, Durchlaucht."

„Wo ist denn mein Freund, der Theaterdirector?" rief der Hauptmann.

„Zu Bette gegangen," erwiderte der Wirth.

„Und die Primadonna?"

„Auch zu Bette gegangen."

„O wie schade!"

„Um so besser," sprach ich leise zu Louise; „ich habe hier etwas Besseres gefunden als Theaterprinzessinnen, und mir hätte es den Abend nur verdorben, hätte ich mit der Primadonna Frivolitäten austauschen müssen. Gott Lob, daß Sie keine geworden sind."

Dankbar blickte Louise zu mir auf. „Ich glaube, ich werde von heute an mein Schicksal leichter

tragen. Ich will wieder arbeiten und studiren; ich will den Bann abschütteln, der auf mir liegt; vielleicht werde ich noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wenn auch kein glückliches."

„Werden Sie ein nützliches, dann werden Sie auch ein glückliches sein."

„Ach, hätte ich nur ein wenig Muth und Kraft!"

„Ich will Ihnen behülflich sein. Geloben Sie mir ein Jahr lang fleißig und treulich in den Wissenschaften zu arbeiten, und mir nach einem Jahre zu schreiben, ob Sie es gethan und was Sie erreicht haben. Wollen Sie mir das geloben?"

Louise zögerte einen Augenblick. Dann sah sie mich mit einem offenen und festen Blicke an und sagte: „Ja!" —

„Gut," sprach ich, „tauschen wir die Gläser und leeren wir sie auf das Gelingen."

Dies geschah.

„Und nun sollen Sie auch sofort eine Belohnung haben," rief ich. Mit diesen Worten stand ich auf und flüsterte dem Concertmeister etwas in's Ohr.

„Darf ich?" fragte er, den Gerichtsdirector ansehend.

„O, Sie machen mich überglücklich, ich wagte

nur nicht zu bitten," rief dieser, ihm beide Hände entgegenstreckend.

Sofort ergriff der Concertmeister den Stradivarius und spielte eine Sonate von Tartini, die den Gerichtsdirector, einen Freund alter classischer Musik, auf den Gipfel der Begeisterung hob. Dann ging er zu andern Sachen über; es kamen Lieder ohne Worte, Opernphantasien und zum Schluß noch einmal der Chopin'sche Trauermarsch. Alle waren einig, so hätten sie nie spielen hören. Der Gerichtsdirector feierte einen wahren Triumph. Die hohe Achtung, welche der fremde Künstler dem gründlichen Kenner der Musik bewies, imponirte den Andern nicht wenig, und ihm, dem alten, kranken, zurückgesetzten und verbitterten Manne that das unendlich wohl. Der Champagner mochte auch wohl das Seinige thun — kurz, der Alte war glückselig.

„So habe ich den Vater nie gesehen," sagte Louise — „ach wäre er doch immer so! — und das danke ich Ihnen."

„Ich muß mich ein wenig erholen," sprach der Concertmeister zum Gerichtsdirector — „lassen Sie uns in der schönen Nachtluft rasch einen Gang durch den Garten machen." Damit zog er den Alten hinaus.

Es entstand nun ein fröhliches Durcheinander der Gesellschaft. Der Wirth machte den höchst zeitgemäßen Vorschlag, eine Bowle mit Punsch zu brauen, und bald klangen die Gläser. Alle versicherten, seit Jahren nicht einen solchen Abend verlebt zu haben. Jeder bemühte sich, uns etwas Angenehmes zu sagen, und wir waren nicht faul im Erwidern. Unbemerkt war der Concertmeister mit dem Gerichtsdirector wieder eingetreten. „Kommen Sie!" sprach er und zog mich zu Louise hin, welche, ohne die allgemeine Heiterkeit zu theilen, abseits in einer Fensternische lehnte.

„Sieh her, Louise," sprach der Alte mit vor Bewegung zitternder Stimme, auf den Concertmeister deutend, „hier steht mein Wohlthäter. Von morgen werde ich wieder täglich auf meinem Stratuarius spielen; ich habe es ihm in die Hand versprochen."

Louisens Augen füllten sich mit Thränen; sie ergriff des Concertmeisters Hand und drückte einen dankbaren Kuß darauf. Dann warf sie sich dem Vater an den Hals, küßte ihn und rief: „Ach Papa, ich glaube wir werden noch einmal wieder glücklich werden!"

„Und nun will ich auch Ihnen noch etwas spielen," sprach der Concertmeister zu Louise, und schön und

voll erklangen die Töne des Gebetes, mit dem Moses die Juden durch das rothe Meer aus dem Lande des Elendes und der Knechtschaft in das Land der Verheißung ziehen läßt.

Eben schlug die Glocke der alten Kirche Mitternacht. „Lassen Sie uns jetzt rasch scheiden," sprach ich — „morgen früh sehen wir uns wieder." Wir wechselten einen herzlichen Händedruck mit dem Vater und der Tochter, welche noch immer fest aneinander gedrückt dastanden, riefen den andern Herren eine gute Nacht zu und ich eilte mit dem Concertmeister die Treppe hinauf, während der Hauptmann durch den Garten unbemerkt die Straße gewann, welche ihn zu der eine halbe Stunde später abgehenden Post führte. — —

Pünktlich um halb sieben Uhr traten wir am folgenden Morgen in's Eßzimmer, wo der Kaffee bereit stand. Da lag auf jedem der beiden Plätze ein reizendes Blumenbouquet. Der sinnige Dank Louisens rührte uns — wer weiß, was sie dafür später von „der Welt" in Stolberg zu erdulden gehabt hat!

Wir schrieben nun auf die Visitenkarten einen freundlichen Gruß, siegelten sie ein, adressirten sie an Louise und sandten sie in das gegenüber liegende

Haus des Gerichtsdirectors mit der Bestellung, punkt sieben Uhr würden wir aufbrechen.

Als die Glocke schlug, traten wir aus der gewölbten Hausthüre. Louise stand am geöffneten Fenster, der Vater neben ihr. Beide winkten zum Abschiede freundlich mit den Händen, wir schwenkten die Hüte und dann ging's auf steilem Fußpfade den Berg hinan nach dem einsamen Jagdschlosse Forst.

Ueber die buchenbewaldeten Ausläufer des Südharzes führte der Weg immer wechselnd, immer schön, bis zu der prachtvollen Klosterruine von Walkenried, einem der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst, leider bis auf den Kreuzgang und die Taufcapelle im Bauernkriege gänzlich zerstört. Wir freuten uns der Fortschritte, welche die Restaurirung der Rosettenfenster gemacht hatte, und gelangten über den herrlichen weithinschauenden Ravenskopf nach dem waldumkränzten Wasserbade Lauterberg, wo sich der Weg des Concertmeisters von dem meinigen schied.

Kaum giebt es etwas Frischeres und Waldeinsameres, als die Fußpfade im Thale der krummen Lutter und hoch oben am Abhange des Sieberthales nach Andreasberg und weiter über den Rehberger Graben und die Wolfswarte zur Ahrends-

berger Klippe und dem gastlichen Forsthause daneben, welche ich am folgenden Tage einschlug. Hier war ich so recht in meinem eigenen Terrain. Und wie prächtig rauschten die alten Tannen, als ich dann vom Wasserfall im Okerthale auf dem Promenadenwege über die Kefte zum Elfenstein wanderte! Fast durchkreuzte es unangenehm meine Stimmung, als ich auf der Moosbank am Elfenstein helle Damenkleider schimmern sah. Doch stieg ich unverzagt die Klippe hinauf, mich an der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Aus Neugier richtete ich von dort auch mein Glas auf die beiden Damen. Und siehe da — ich glaubte mich nicht zu irren — es waren meine beiden Bekannten vom Kloster Michaelstein. In ganz zufällig scheinender Weise näherte ich mich ihnen und trug die freudigste Ueberraschung zur Schau, als meine Vermuthung sich bestätigte.

Auch die Damen waren sichtlich erfreut. Die Tante legte sofort das elegant eingebundene Buch zur Seite. Ich bat um Entschuldigung, sie in ihren poetischen Beschäftigungen gestört zu haben, und um die Erlaubniß, mich zu ihnen zu setzen. Die Damen hatten sich bisher in Harzburg höchlich gelangweilt; sie hatten keine Bekanntschaften gemacht oder vorgefunden,- und dafür kann die schöne Natur eine Dame niemals entschädigen.

Um so willkommener war ich. Wir unterhielten uns von den bemerkenswerthen Punkten der Umgegend; ich zeigte ihnen am Elfenstein die Stelle, wo ich einst Augenzeuge einer höchst rührenden Geschichte gewesen, welche mit Fasthinabstürzen und Lebensrettung begonnen und mit einer Heirath geendigt hatte, von der aber die böse Welt behauptete, sie sei von der Mama arrangirt gewesen. Dann kamen wir in leichtem Uebergange auf die Poesie, welche die Damen soeben beschäftigt hatte, und bald erfuhr ich, daß eigentlich die Tante es war, welche jetzt in den literarischen Kreisen Berlins la pluie et le beau temps machte. Ich hätte sie mindestens für Fanny Lehwald halten müssen, hätte ich diese nicht gekannt und hätte ich nicht gewußt, daß ich Fräulein Brock vor mir hatte. Die Nichte erschien mir, vielleicht durch den Contrast mit der Tante, heute noch liebenswürdiger als an jenem Abende. Hatte die Tante ein tüchtiges Schlagwort losgelassen, dann lächelte sie mir verstohlen zu, als wollte sie sagen: „Merkst Du was?"

Plötzlich sagte die Tante, offenbar um mich zu überraschen: „Woher wissen Sie unsern Namen?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Aber wir wissen den Ihrigen nicht."

„Das ist mein Vortheil."

„Sind wir denn im Kriegszustande?“

„Gott bewahre! Aber ich bin Ihnen offenbar weit interessanter, so lange ich mich in ein Geheimniß hülle.“

„Ich möchte fast behaupten,“ begann die Tante wieder, „daß es nicht höflich sei uns so im Dunkeln zu lassen.“

„Aber, verehrtes Fräulein, so lassen Sie mich doch hier in den schönen Wäldern Mensch sein, und nehmen Sie mich als solchen an; ich würde nur dabei verlieren, wollte ich Ihnen sagen, welchen Namen und Rang ich in der Gesellschaft führe.“

„Sie sind gefährlich.“

„Ihnen gewiß nicht,“ erwiderte ich lachend, „und Fräulein Ella erst recht nicht, denn meine Haare beginnen bereits zu ergrauen. Weit eher sind die beiden Damen mir gefährlich — aber ich streife das im Walde schon wieder ab.“

Dies besänftigte die Tante, und bald war sie wieder in vollem Fahrwasser. Auf was sie mich anfangs taxirt hatte weiß ich nicht; aber zuletzt behandelte sie mich ganz entschieden wie einen Collegen. Um so mehr schmeichelte es ihr, daß ich achtungsvoll zuhörte; denn das begegnet einer Schriftstellerin von einem Schriftsteller höchst selten.

„Bleiben Sie einige Zeit in Harzburg?“ fragte die Tante.

„Nein, Fräulein Brock; ich beabsichtige heute über den Wasserfall und die Rabenklippe nach Ilsenburg zu wandern und dort die Nacht zuzubringen. Morgen will ich auf den Brocken.“

„Um die Sonne aufgehen zu sehen?“

„Um Gotteswillen! Es giebt nichts Schrecklicheres als einen Sonnenaufgang auf dem Brocken. Schon um drei Uhr ist ein Laufen und Trampeln im ganzen Hause, daß man kein Auge mehr schließen kann. Um vier Uhr klopft der Hausknecht an alle Thüren, und scheucht die Gäste aus den feuchten Betten. Jeder springt rasch in's Zeug, d. h. in ein zum Theil sehr nothdürftiges, und eilt ungewaschen und ungekämmt hinaus in die kalte Morgenluft um ein Plätzchen auf dem Aussichtsthurme zu erwischen. Hier herrschen allgemeines Gähnen und vom scharfen Winde geröthete Nasen vor. Endlich kommt die Sonne; aber sie beleuchtet nicht etwa ferne hochragende Bergspitzen, sondern nur das langweilige Plateau von Elbingerode. Man dankt Gott, wenn das Schauspiel überstanden ist, beeilt sich das compromittirende Bewußtsein des Ungewaschenseins abzustreifen, und beginnt erst beim Kaffee im Gastzim-

mer sich behaglich zu fühlen, Jeder aber mit dem festen Entschlusse: So falle ich nicht wieder 'rein!"

„So werden Sie uns rathen ruhig liegen zu bleiben, wenn wir hinauf kommen, was jedenfalls in den nächsten Tagen der Fall sein wird."

„Sehr entschieden, Fräulein Brock. Die Abende sind auf dem Brocken oft prächtig, namentlich wenn man Sturm, Wolkentreiben und vergnügte Gesellschaft findet; die Morgen schrecklich."

„Wir sind Ihnen sehr dankbar für den guten Rath."

„Beweisen Sie mir das."

„Wodurch?"

„Indem Sie mich zum Wasserfalle begleiten."

„Sehr gern."

„So lassen Sie uns aufbrechen, denn meine Zeit ist gemessen."

Wir stiegen nun hinab zum Silberborn, und gingen am Buchenberge entlang bis zum Schmalenberge, von dessen langgestrecktem Rücken man die schönste Aussicht auf das Radauthal, den Burgberg und die Ebene hat. Am Wasserfalle saßen wir in der Frische des herabstäubenden Wassers noch eine Stunde plaudernd beisammen. Dann brach ich auf. Während die Tante den Kaffee bezahlte, sagte die Nichte zu mir: „Es ist sehr hübsch

von Ihnen, daß Sie mit der Tante, welche furchtbar neugierig ist, so Verstecken spielen; aber eine Hand wäscht die andere; ich sage der Tante ganz gewiß Nichts wieder."

„Was kann Ihnen daran liegen?"

„O sehr viel. Ich habe zwar wenig mitgesprochen, denn das leidet die Tante nicht, wenn ein Dritter dabei ist; aber ich habe mich seit lange nicht so amüsirt wie mit Ihnen."

„Gut, Fräulein Ella; kommen Sie morgen Mittag auf den Brocken, da sollen Sie Alles erfahren."

„Und wenn die Tante nicht will?"

„Nun daran, ob Sie morgen dort sind, werde ich sehen, welchen Werth Sie auf meine Bekanntschaft legen."

„So sagen Sie mir wenigstens Eins: Sind Sie ein Dichter?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„O, ich habe es durchgefühlt, obgleich Sie nicht ein einziges Mal von Ihren eignen Sachen gesprochen haben, wie die Tante immer thut, wenn sie Jemand habhaft wird, der ihr zuhört."

„Auch das sollen Sie morgen erfahren."

„Ich danke Ihnen," sagte sie, mir freundlich die Hand reichend.

In diesem Augenblicke näherte sich die Tante wieder; ich ergriff rasch Umhängetasche und Rock, und war einen Moment später verschwunden. Von oben sah ich, daß die Damen langsam im Thale nach Harzburg zurück wandelten.

Ob sie wohl kommen werden? dachte ich, als ich am folgenden Tage nach einer weiten Tour über die Hohne-Klippen mich um Mittag dem Brockenhause näherte. Ich hatte mich geirrt — als ich in's Gastzimmer trat saßen die beiden Damen bereits da. Mit angemessener Freude begrüßte mich die Tante, mit Herzlichkeit die Nichte. Bald saßen wir bei Tische und hell klangen die Gläser. Als ich mit Ella anstieß sagte diese:

„Nun, wann halten Sie Wort?"

„Geduld, Fräulein Ella."

„Gut, ich warte."

Darauf tranken wir Kaffee, und weil der Nachmittag völlig windstill war proponirte ich, daß wir uns im Freien in der Nähe der Teufelskanzel lagern wollten. Der Wein hatte die Herzen und die Zungen gelöst. Die Tante hatte völliges Zutrauen zu mir gefaßt, und trug kein Bedenken mehr (sie hatte offenbar schon gestern darauf gebrannt) mir ein Bruchstück ihrer neuesten Novelle mitzutheilen, welche während des Harzburger Auf-

enthaltes vollendet werden sollte. Das Thema war allerdings ein psychologisch interessantes: Ob und unter welchen Voraussetzungen ein junges Mädchen ihre Liebe nicht einem schönen jungen Manne zuwenden, sondern einem älteren gereiften den Vorzug geben werde?

Schon die Höflichkeit erforderte von mir diese Möglichkeit anfangs zu bestreiten, um dann mit Anstand zu unterliegen. Ich stellte daher verschiedene tiefsinnige Hypothesen über die eigentliche Natur der Liebe auf, natürlich der Gegenwart der Nichte wegen stets in die „passendste" Ausdrucksweise gekleidet; ich führte Ovid, Schiller und Georges Sand für mich in's Gefecht, und recitirte zum Schluß das Gedicht:

Minne hält das wilde Kind,
Einen Brauch, wohin sie fahre,
Daß ihr vier und zwanzig Jahre
Lieber stets als vierzig sind.
Altersfrost und graue Haare
Treiben sie zur Flucht geschwind.

Bei der Liebe Rosenfest
Gilt vor allen andern Schätzen
Süßes Stammeln, selig Schwätzen,
Lipp' auf Lippe fest gepreßt.
Geist kann nie den Mund ersetzen,
Der sich feurig küssen läßt.

Was verwirrte denn so jäh
Einst das junge Herz Isolden,
Daß sie sich mit ihrem Holden
Häuptlings stürzt' in Noth und Weh?
Tristan's Locken wallen golden,
König Marke's weiß wie Schnee.

Darum setze dich zur Wehr,
Glänzt in's alternde Gemüthe
Dir der Liebe Strahl, und hüte
Dich vor nichtigem Begehr.
Minneglück will Jugendblüthe
Und du änderst's nimmermehr!

„O das ist reizend," rief Ella, „sagen Sie das noch einmal her."

Ich wiederholte die Verse; vorher warf ich den Kopf in die Höhe und strich mit der linken Hand zweimal über meinen Knebelbart.

„Und von wem ist das Gedicht?" fragte die Tante, einigermaßen piquirt darüber, daß die Nichte sich mit solcher Naivetät auf meine Seite stellte.

„Nun, es ist von Emanuel Geibel."

„Da sind Sie doch wohl im Irrthum. Ich kenne Geibel's Schöpfungen sehr genau, und kann Sie versichern, dies Gedicht befindet sich nicht darunter."

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Brock, wenn Sie seine bis jetzt veröffentlichten Sachen meinen. Sie werden aber binnen wenigen Monaten

Gelegenheit haben sich vom Gegentheil zu überzeugen."

„Und woher haben Sie das Gedicht?"

„Müssen Sie denn Alles wissen?"

„Sie sind unerträglich! Kennen Sie Geibel?"

„Warum sollte ich nicht?" Bei diesen Worten schmeichle ich mir fast eben so fein gelächelt zu haben, wie Semilasso in Münchhausen, Buch V, Cap. 12.

„Ich bin sehr zufrieden Geibel nicht persönlich zu kennen," begann die Tante wieder; „er soll höchst unangenehm und anspruchsvoll sein, und stets seine Gedichte vorlesen."

„Und ich versichere Sie, es giebt keinen Dichter, der im Umgang liebenswürdiger und anspruchsloser wäre als er."

„Nun, das ist Geschmackssache."

„Ja, das ist aber auch Geschmackssache, daß mir das Gedicht sehr gefällt," rief Ella; „bitte dictiren Sie es mir in's Notizbuch."

„Recht gern. Der neueste Band wird jetzt gedruckt; es ist also keine Indiscretion von mir, falls Sie nicht warten wollen bis er erscheint."

„Nein, das kann ich durchaus nicht; schon morgen schicke ich das Gedicht nach Berlin."

Bei diesen Worten zog Ella ein elegantes No=

tizbuch aus der Tasche. Zugleich aber riß sie einen Brief mit heraus. Ich hob ihn auf und überreichte ihn ihr; Sie erröthete und sprach zur Tante:

„Liebe Tante, hier ist ein Brief von Papa an Dich; der Briefträger hat ihn mir vorhin gegeben, als Du umgekehrt warest Deinen Sonnenschirm zu holen.“

„Du Unglückskind — wo hast Du nur wieder Deine Gedanken gehabt!“ rief die Tante eifrig. „Entschuldigen Sie, einen Augenblick.“ Damit wandte sie sich dem Hause zu.

„Wohin will die Tante?“

„Sie kann die feine Handschrift meines Vaters nicht ohne Brille lesen,“ sprach Ella lachend, „und ist zu eitel sich damit vor Ihnen sehen zu lassen. Aber nun rasch, dictiren Sie mir!“

Eben hatte Ella die letzte Zeile begonnen, da näherte sich die Tante wieder mit sehr geröthetem Gesichte und allen Zeichen großer Aufregung.

„Ella, Ella, wir müssen uns sofort zur Abreise fertig machen!“

„Aber Tante, was ist denn? Papa ist doch nicht krank?“

„Ach wenn es weiter nichts wäre! — Der Krieg ist vor der Thüre!“

„Der Krieg, Tante?“

„Ja höre nur. Sie müssen wissen,“ sprach sie zu mir gewendet, „mein Bruder ist Banquier, und bekommt immer seine Privat-Telegramme. Also: die Verhandlung in Gastein zwischen den beiden Kaisern ist vollständig gescheitert; das zweite, dritte und fünfte Armeecorps wird mobil gemacht; preußische 4% Rente steht 78, und wir sollen uns bereit halten auf telegraphische Depesche abzureisen.“

„Aber Tante, das ist ja nicht möglich!“

„Lies selbst! Schon übermorgen wird vielleicht der Krieg an Oesterreich erklärt werden.“

„Nun, nun,“ warf ich dazwischen, „man wird sich doch besinnen ehe man zu diesem Aeußersten greift; es wird ein Ausweg gefunden werden.“

„Ich sehe keinen,“ rief die Tante. „Es ist ja klar, daß es endlich dahin kommen mußte! Es ist wieder die alte abscheuliche Perfidie Oesterreichs! Aber glauben Sie mir, Preußen wird siegen!“

Das bezweifelte ich nun aus militärischen und politischen Gründen stark, und noch jetzt bezweifle ich es. Bismarck harrte auf seine Zeit, und diese war noch nicht gekommen. Da kam ich aber bei der Tante schön an! Sie war als Preußin völlig verblendet, und wollte kaum zugestehen, daß der Bruderkrieg zwischen Preußen und Oesterreich ein namenloses Unglück herbeiführen würde. Ella's

Augen dagegen füllten sich mit Thränen; unzweifelhaft galten diese aber nicht der Menschheit, sondern irgend einem hübschen Gardeofficier.

Die Politik absorbirte jetzt völlig jedes andere Interesse; es wurde ungemüthlich. Wir empfanden das Bedürfniß nicht mehr allein zu sein und kehrten zum Brockenhause zurück. Hier trat uns der Wirth mit den Worten entgegen:

„Wissen Sie schon, daß Krieg wird? Eben hat ein Herr ein Extrablatt der Magdeburger Zeitung mitgebracht, darin steht es.“

Richtig, das Blatt bestätigte Wort für Wort den Brief des Herrn Brock. Mit der schönen Ruhe und dem Naturgenuß war es nun vorbei. Ich beschloß mit dem letzten von Harzburg abgehenden Zuge nach Hause zurückzukehren, und mußte demzufolge in einer halben Stunde aufbrechen.

Die Tante nahm meine Eröffnung etwas zerstreut, Ella mit lebhaftem Bedauern auf.

„Wir trennen uns in einem sehr ernsten Augenblicke,“ sprach sie, „und sehen uns vielleicht nie wieder. Wenn Sie Ihr Versprechen halten wollen, so ist es nun Zeit.“

„Gewiß,“ erwiderte ich, und zwar auf die allerunverfänglichste Weise. „Dort liegt das Brockenbuch. Ich werde einige Verse hineinschreiben, aber nicht

wahr, Sie werden Sie erst lesen, wenn ich dort beim Wolkenhäuschen vorbei bin?"

„Wie Sie wünschen — und seien Sie überzeugt, daß, wer Sie auch sein mögen, dies Zusammentreffen mir stets eine angenehme Erinnerung sein wird. Doch nun schreiben Sie!"

Etwas Alberneres und Unerquicklicheres als das Brockenbuch giebt es nicht. Fast kam es mir wie ein Raub vor, eins der schönsten Gedichte unseres großen Lyrikers hineinzuschreiben, welches ich ihn so oft im Kreise der Getreuen hatte vorlesen hören, daß es sich meinem Gedächtniß fest eingeprägt hatte. Aber Ella wartete auf etwas Bedeutendes, und die Situation Deutschlands war von der Art, daß es ein ärgerer Raub gewesen sein würde, ihm dies Gedicht vorzuenthalten. So schrieb ich denn, meine Handschrift möglichst der des Dichters anpassend:

Auf Chäronea's Haide,
Im alten Schlachtgefild,
Liegt wie versteint im Leide
Ein marmorn Löwenbild.

Es mahnt, daß hochgemuthet,
Wo jetzt die Disteln weh'n,
Im Kampf dereinst verblutet
Die Jugend von Athen.

Ach Hellas, welche Lippe
Sagt, was dein Herz erlitt,
Als hier des Fremdlings Hippe
Der Freiheit Lilien schnitt!

Was half dir da der Musen
Verhängnißvolle Gunst,
Im götterreichen Busen
Das heitre Licht der Kunst —

Der Tiefsinn deiner Weisen,
Der Sänger Lorbeerzier —
An jenem Tag von Eisen
Was frommt' es Alles dir!

Ach, krank im Kern des Lebens
Von eifersücht'ger Gluth
Verströmtest du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

Weil du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geschlecht,
Sank, Schaft für Schaft gebrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.

Mit eh'rnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
Schau her in diesen Spiegel,
Mein deutsches Vaterland!

Emanuel Geibel.

Rasch schüttelte ich dann der Tante und Ella die Hände, und in weniger als einer Minute hatte ich das Wolkenhäuschen hinter mir. — —

Drei Tage später, es war Montag, trat ich

Abends in's Officier-Casino, um nachzusehen was die Zeitungen Neues enthielten. Jede Stunde konnte verkünden, daß der Würfel gefallen war.

Dort saßen einige Cameraden, welche bei meinem Anblicke in lautes Gelächter ausbrachen.

„Nun was giebt es? Lacht Ihr über mich oder über Euch selbst?"

„O," rief Einer, „Du kommst gerade recht; ich erzähle hier eben das Neueste was Du in Harzburg losgelassen hast!"

„Ich? — da wäre ich doch neugierig."

„So, Du willst es wohl gar in Abrede stellen? Ich war gestern in Harzburg; das ganze Nest ist in Aufregung; caravanenweis zieht Alles nach dem Brocken hinauf, um das Gedicht zu sehen, was Geibel in's Brockenbuch geschrieben hat. Ich bin auch oben gewesen, und natürlich wäre ich auch darauf hineingefallen, hätte ich es nicht oft genug von Dir hersagen hören. Ich habe auch bei Röder zwei Damen gesehen, welche die Nachricht zuerst mit vom Brocken gebracht haben, und die darauf schwören, sie kennen Geibel ganz genau, und in ihrem Beisein und auf ihre Veranlassung hätte er die Verse in das Buch geschrieben. Gelacht habe ich wie ein Schneekönig, aber ich habe mich wohl gehütet ihnen den Staar zu stechen. Der Brocken-

wirth hofft wenigsten acht Tage lang einen riesigen Verdienst zu haben, wenn noch so lange Frieden bleibt."

„Meine Herren, die neueste Cölnische," meldete der Clubdiener.

„Rasch her damit! — Wer liest vor?"

Aber wer beschreibt unsere Freude, als die heutige Nummer der Cölnischen mit den Worten begann: Am 12. Juli schrieb Emanuel Geibel in's Brockenbuch:

Auf Chäronea's Haide u. s. w.

und daran einen schwungvollen Leitartikel knüpfte. In den folgenden Tagen stand das Gedicht in allen Blättern; es fand Widerhall in Millionen deutscher Herzen. Und Anbetracht dieses Erfolges möge Freund Geibel mir meine Indiscretion verzeihen! — Der Friede wurde erhalten — freilich nur für ein Jahr — die Villegiatur der Berliner Damen erlitt keine Störung; vielleicht ist sogar die Novelle fertig geworden. Fräulein Ella aber wird sicher ihr Lebelang mit einem gewissen Stolz darauf zurücksehen, daß Niemand Anderm als ihr zu Gefallen Emanuel Geibel ein so schönes Gedicht ins Brockenbuch geschrieben hat!

Abschied von Venedig.

1868.

So war denn der letzte Tag unseres Aufenthaltes in Venedig, der 2. October 1868, herangekommen.

Es war keine frohe Zeit gewesen, welche ich diesmal in der alten Dogenstadt verlebt hatte. Zu schneidend war der Contrast zwischen der ehemaligen Herrlichkeit in den schönen Herbsttagen von 1847, da ich sie zuerst betrat, und jetzt! Damals eine reiche Nachblüthe der freilich lange versunkenen alten Größe, jetzt der rapideste Verfall. Die Wahrheit muß einmal heraus: Venedig geht rasch und unaufhaltsam daran zu Grunde, daß die österreichische Herrschaft in Italien gebrochen ist. Aus Eifersucht gegen das von der Natur so außerordentlich bevorzugte Genua hatte Oesterreich die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, Venedig

nochmals auf eine bedeutende Höhe zu heben. Durch die ausdauerndsten und kostspieligsten Arbeiten war der Hafen wieder für große Schiffe zugänglich gemacht. In dem Arsenale schafften mehr als viertausend Arbeiter rastlos für die österreichische Kriegsflotte. Eine zahlreiche Besatzung von ausgewählten Regimentern lag in der Stadt; jeden Abend spielte eine der vortrefflichen Musikbanden auf dem menschenerfüllten Marcusplatze. Die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten standen in hoher Blüthe. Ein österreichischer Erzherzog hielt glänzenden Hof, zu welchem Einheimischen und Fremden auf's Liebenswürdigste Zutritt gewährt wurde. Die sehr geschmackvoll restaurirten Paläste bewohnten viele Fürstlichkeiten, zum Theil Depossedirte, und die Zeit schien wieder erstanden, wo in den hohen Räumen Paul Veronese's Gestalten glänzende Feste begingen.

Und jetzt! — —

Statt des Mastenwaldes im Hafen, ein einziges Schiff, das Triestiner Dampfschiff. Die Gondeln auf den Canälen huschten selten und fast ängstlich vorbei. Die Straßen öde, der Marcusplatz leer. Die berühmten Glasfabriken der Regierung zu Murano geschlossen; die Zahl der Arsenalarbeiter

auf tausend reducirt. Die großen Handelshäuser theilweise bankerott; denn der Handel nach Deutschland hatte aufgehört, und den nach Italien besaß Genua und Livorno. Die schönsten Palazzi waren verlassen und trugen die Inschrift: da vendere. Aber das Furchtbarste von Allem waren die abgehärmten, in die Reste ehemals stattlicher Kleider gehüllten Personen, welche mit leiser, flehender Stimme den Fremden um ein Almosen baten, sogar auf dem Marcusplatze, den früher nie ein Bettler betreten; dicht an uns heran drängten sie sich, wenn wir vor dem Gallo im Freien zu Mittag aßen, und verschlangen gierig, was wir ihnen voll Mitleid reichten. Laut schimpften die Gondoliere auf die neue Freiheit, welche sie um ihr Brod gebracht und wünschten die herrliche fröhliche österreichische Herrschaft zurück.

Ich war die ganze Zeit hindurch meist mit verhaltenen Thränen herumgewandert. Mich ärgerte es förmlich, daß meine Reisegesellschaft von Venedig entzückt war. Freilich — sie sahen es zum ersten Male, und sie waren jung. Wir bildeten auch im Grunde ein sehr fröhliches halbes Dutzend. Da war ein junger Rittmeister mit seiner schönen und talentvollen Frau, ein Lieutenant mit seiner Schwester, deren hellblondes Haar den Ita-

lienern manchen Ausdruck der Bewunderung entriß; ein Professor der Mathematik, freilich im Grunde weit mehr für die Kunst, namentlich die Musik, begeistert, als für Pythagoras und Apollonius Rhodius; endlich ich alter mißvergnügter Major a. D., für die Dauer des Zusammenseins mit der Würde als „Reisevater" bekleidet. Jeden Morgen vor dem Café Svizzero (so heißt es jetzt, statt des ehrwürdigen ehemaligen Imperator d'Austria) ordnete ich ganz in militärischer Weise „den Dienst" für den Tag an; gern gehorchten die Anderen dem ehemaligen Cameraden, und fast jeden Abend erntete ich Lobsprüche über den gelungenen Tag. Aber die Zeit war abgelaufen; uns winkten noch Mailand und die Seen, und wir beschlossen die Abreise.

Sonnig war der letzte Tag herauf gezogen. Ein starkes Gewitter hatte in der Nacht getobt; aber nun war Alles still und klar. Voll Wonne sonnten sich auf dem Marcusplatze die Schaaren der weißen Tauben. Es war eben sieben Uhr, als Francesco mir den Kaffee und das geeiste Wasser auf das Tischchen unter die Colonnaden setzte. Heute that es mir doch leid, von der bella Venezia scheiden zu sollen. Es war der letzte Tag, heute mußte noch etwas ganz Besonderes

geschehen, all die trüben Eindrücke zu überglänzen; das Ende mußte gut werden.

Rasch war mein Plan gemacht. Zum Abschiede wollte ich den Freunden zwei Sachen zeigen, welche der gewöhnliche Tourist nie sieht und welche dennoch so wunderbar sind, wie kaum eine andere Stadt sie bietet. Vorher aber hatten wir noch den Armeniern den unerläßlichen Besuch abzustatten.

Den Mittelpunkt des Tages sollte ein Diner bilden, zu welchem die bei Danieli wohnende Hälfte der Gesellschaft die andere in der Stella d'oro hausende eingeladen hatte. Eben war meine Disposition fertig, da erschienen die Andern. Francesco brachte den café nero oder ombra di latte, und zugleich auf einem Teller einen prachtvollen Blumenkranz. Bald zierte dieser das blonde Lockenhaupt des Fräulein Marie, welche heute ihr zweiundzwanzigstes Jahr begann. Auf dem Teller lagen Briefe aus der Heimath. Einer davon rief lebhaftes Erröthen auf den Wangen der jungen Dame hervor. Zwei Monate später, in der Heimath, vertraute sie mir an in jenem Briefe hätte Vetter August um ihre Hand angehalten. Das war ein Geburtstag! Acht Uhr Morgens und schon so viel Glück!

Freudig wurde meine Tagesordnung acceptirt; das Beste von Allem behielt ich aber in petto, als Ueberraschung für den Abend. Wir überflogen nun pflichtschuldigst die betreffenden Seiten im rothen Buche,. kauften in der merceria hübsche Mitbringsel von Seide, Gold und Caragoli, und Niemandem fiel es auf, daß ich mich für einige Zeit entfernte, unter dem Vorwande die Barke zu bestellen. Ich ging aber nicht zur Piazetta, sondern in den Dogenpalast zum Conservator, Signor Fabris.

Dies war ein etwas unfreundlicher Mann, welcher mein Anliegen anfangs mehr als kühl aufnahm. Doch wußte ich ihn durch geschickt angebrachtes Lob zu zähmen, vor Allem dadurch, daß ich ihm sagte: wir sind deutsche Officiere, und ich werde die Erfüllung meiner Bitte als einen wohlverdienten Act der Dankbarkeit Italiens gegen Deutschland betrachten. So sprach er denn zuletzt: „Gut, ziehen Sie heute Abend um zehn Uhr die Glocke unten an der Porta della Carta; man wird Sie und Ihre Gesellschaft einlassen.“

Nun ging ich zur Piazetta.

„Una barca, Signor! — Una gondola! Andemmo al canal! Andemmo al Lid'! La diga, Signor!“ So tönte es von den Stufen des Quais

an denen die Gondeln befestigt sind, im vielstimmigen Chore.

Ruhig, als wenn ich Nichts hörte, ging ich auf dem schmalen Streifen auf und nieder, welcher die beiden Säulen der Piazetta von der Hafentreppe trennt. Jedoch es half Nichts. Die schlauen Patrone wußten ganz gut, daß ich einer Gondel bedurfte — war ich doch ihr täglicher Kunde — und daß ich meinen Gleichmuth nur affectirte, um den Preis für die Fahrt herabzudingen. Sie umringten mich denn auch bald und ich mußte mich geben.

„Wo ist Foscarini?“ fragte ich.

„Er ist nicht hier, aber seine Gondel, wir werden Sie fahren.“

„Nichts da! ich brauche Foscarini selbst.“

„Da kommt er eben,“ rief einer der Gondoliere. „Rasch, Foscarini, der Herr verlangt nach Dir.“

Foscarini trat heran; sofort zogen sich die Uebrigen in bescheidener Weise zurück.

Foscarini nahm die rothe Mütze, welche ihn als zur Partei der Castellani gehörig kennzeichnete, vom Kopfe und fragte:

„Was befehlen Sie, Signor?“

Die graziöse, ja noble Art, wie er dies that,

hätte allein hingereicht, ihm meine Freundschaft zu gewinnen, wäre er nicht bereits unser Aller Liebling gewesen. Er war ein bildschöner Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren. Dichte blauschwarze Locken quollen unter der Mütze hervor und umflossen ein gebräuntes Gesicht von edlem Schnitt. Die dunklen Augen verkündeten Intelligenz und Ehrlichkeit. Im langjährigen Dienste als Gondolier eines vornehmen österreichischen Hauses hatte er sich eine ruhige Eleganz des Benehmens und Sprechens angewöhnt. Nie hatte er versucht, uns bei der Berechnung des Fahrgeldes zu übervortheilen; ja als die Frau Rittmeisterin in einer andern Gondel, deren Nummer wir vergessen, ihr Opernglas hatte liegen lassen und wir ihm unser Leid klagten, brachte er es noch an demselben Abende zu Danieli. Zu der heutigen langen Fahrt wählte ich ihn schon aus dem Grunde, weil er verständlicher Italienisch sprach als die Andern, und auf meine Intentionen stets willig einging.

„Foscarini, ich brauche eine Barke, keine Gondel.“

„Ich weiß schon, Signor, Sie sind sechs Personen.“

„Habt Ihr einen zuverlässigen Gehülfen?“

„Der Niccolo ist da — er rudert so gut wie ich.“

„Gut, Foscarini! Wir wollen nach San Lazaro zu den Armeniern; dann zur Einfahrt von Malamocco, den Molo zu sehen; dann werden wir zu Fuße auf dem Lido entlang bis St. Elisabetta gehen, während die Barke in der Lagune nebenher fahrend uns begleitet, und um sieben Uhr müssen wir bei Danieli an der Riva an's Land steigen. Das werden sechs bis sieben Stunden sein — was wollt Ihr dafür?"

Er nannte die Summe — mir schien sie zu hoch.

„Addio, Foscarini — dann nicht!" damit wandte ich mich zum Gehen.

„Aber Signor, bedenken Sie doch nur" — und nun folgte nach echt italienischer Weise ein halb Dutzend Gründe, welche alle paßten, wie die Faust auf's Auge.

Ich ließ ihn ausreden und bot ihm dann den Preis, welchen ich für angemessen hielt und der auch reichlich war.

Nach kurzem Besinnen sagte er: „Signor, Sie haben nach mir verlangt, ich darf die Ehre Sie zu fahren keinem Andern überlassen; aber wenn Sie zufrieden mit uns sind, geben Sie uns noch ein kleines Trinkgeld."

„Abgemacht! um zwölf Uhr steigen wir ein;

macht die Barke bereit und hebt die Coperta (den Leinen-Baldachin) ab."

Bei Quadri hatte man richtig bereits angefangen den Geburtstag mit Cyperwein zu feiern; ich aber gebot den Aufbruch, und bald flogen wir, von den beiden kräftigen Gondolieren gerudert, pfeilschnell über die Lagune hin.

Noch immer weiß Mancher nicht, was die Lagune ist, obgleich sie in so vielen Gedichten und Erzählungen eine Rolle spielt. Venedig liegt nicht am Meere, sondern, wie viele deutsche Seestädte, an einem Haff. Dies Haff ist vom offenen Meere durch den in einem großen Bogen sieben Stunden lang sich hinziehenden, an den meisten Stellen kaum eine halbe Stunde breiten, sandigen und das Meer um etwa dreißig Fuß überragenden Streifen, den Lido, geschieden, und wird die Lagune genannt. In sie hinein führen aus dem offenen Meere durch den Lido drei Haupteinfahrten (Porti), die von San Niccolo, von Malamocco und von Chioggia. In der flachen Lagune sind tiefere Rinnen ausgebaggert, welche die Verbindung dieser Einfahrten mit dem Hafen von Venedig und zwischen den einzelnen in den Lagunen zerstreut liegenden Inselchen herstellen. Zu der reizendsten

dieser kleinen Inseln, San Lazaro, trug uns jetzt die Barke.

Wer sind die Armenier? Ein eigenthümliches Volk. Bald nach dem babylonischen Thurmbau, so besagt ihre Tradition, führte sie Haik, der Enkel Japhets, in das Hochland am Ararat; noch jetzt bewohnen sie dort ein Gebiet von etwa fünftausend Quadratmeilen. Bis zum vierten Jahrhundert hingen sie der Religion Zoroaster's an; dann bekehrte sie der heilige Gregorius zum Christenthum. Schon 451 indeß trennten sie sich von der orthodoxen Kirche und bildeten ihre eigene, welche in den Hauptlehren mit der älteren griechischen übereinstimmt. Alle Versuche der Osmanen, sie dem christlichen Glauben abwendig zu machen, haben sie siegreich zurückgewiesen. In ihren vielen Klöstern herrscht zum Theil große Gelehrsamkeit, und wahrscheinlich harren dort noch sehr bedeutende wissenschaftliche Schätze der Auferstehung. Dem rastlosen Bestreben Roms ist es gelungen, einen Theil der Armenier zur katholischen Kirche herüber zu ziehen; diese werden Mechitaristen genannt. Schon früher hatten die Armenier, deren Handelsgewandtheit und Intelligenz sprüchwörtlich ist, im Occidente Agenturen und Niederlassungen gegründet. Zwei deren existiren in Venedig, die eine im Pa=

lazzo Pesaro am Canal grande, die andere nimmt das Inselchen San Lazaro ein.

Kaum hatte Nicolo an der Glocke des aus rothen Backsteinen erbauten stattlichen und wohlerhaltenen Gebäudes geschellt, indeß Foscarini an der Ufertreppe die Barke befestigte, da erschien einer der Ordensbrüder, Fra Giari, in schwarzem Gewande und hieß uns freundlich willkommen. Es war ein kleiner Mann mit schönem Gesicht und herrlichem schwarzen Barte. Selten hört man ein eleganteres Französisch als er sprach. Auch den Damen wurde bereitwilligst der Eintritt gestattet; denn ein großer Theil des Gebäudes ist von der Clausur ausgenommen. Fra Giari vereinigte die vollendete Routine des Fremde führenden Custoden mit dem formengewandten Anstande eines Mannes aus vornehmer Familie, was er auch in Wirklichkeit ist. Man athmete förmlich auf, denn das Custodenwesen in Italien ist entsetzlich!

Welch wohlthuender Eindruck von Reinlichkeit und Stille empfing uns hier! Da war Nichts von jener widerwärtigen Delabrirtheit, welche sonst leider den vorherrschenden Charakter Venedigs bildet. Das geräumige Eintrittszimmer zierte ein schönes, lebensgroßes Portrait des Sultans, des Oberherrn der meisten Armenier. Fra Giari belehrte uns, die

Bestimmung des Klosters sei wesentlich, als Erziehungsanstalt für die Söhne vornehmer armenischer Familien zu dienen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen. Sie werden gratis hier aufgenommen und sechs Jahre lang in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, dann aber strenge geprüft. Befindet man sie für den späteren Dienst des Seminars geeignet, so erhalten sie die höhere Ausbildung. Zeigen sie sich bei jener Prüfung dazu nicht fähig, so kehren sie in ihre Heimath zurück, um dort Geistliche oder Volkslehrer zu werden. San Lazaro ist also für die katholischen Armenier zugleich Gymnasium und Universität. Außerdem aber erfüllt es den wichtigen Zweck, ganz Armenien mit Büchern zu versorgen. Hier werden die bedeutenderen Erzeugnisse aller Sprachen in's Armenische übersetzt und dann in der großen Druckerei des Klosters gedruckt; desgleichen die nicht unbedeutenden Erzeugnisse der eigenen bis in's vierte Jahrhundert hinaufreichenden religiösen und historischen Literatur. Außerdem aber druckt diese Druckerei Bücher für die ganze Welt, und zwar in nicht weniger als vierundzwanzig verschiedenen Sprachen, und gießt sich die Lettern dazu in einer eigenen Gießerei. Die Werke werden, gleichfalls im Kloster, in zum Theil sehr schöne Prachtbände gebunden.

Es ist natürlich, daß unter solchen Verhältnissen eine geradezu staunenswerthe Gelehrsamkeit, namentllich Sprachenkunde, sich entwickeln muß. Fra Giari verstand nicht weniger als acht Sprachen und las die Werke in den uns bekannten durchaus fließend. Dabei war Alles, was er sagte, bescheiden und gediegen — ein sicherer Beweis gründlicher Bildung, die namentlich in Italien so außerordentlich selten ist.

Wir betraten nun die geheiligten Räume der Bibliothek. Die rings an den Wänden entlang laufenden Schränke von gelblich-grauem Olivenholz, gefüllt mit Werken in Prachtbänden, machen den Eindruck der schönsten Boiserie und stimmen die Seele zu ruhiger Beschaulichkeit. Erhöht wird dies Gefühl des Weltvergessens durch den eine dreitausendjährige ägyptische Mumie bergenden Sarkophag, auf welchem eine große Papyrusrolle mit birmanischer Schrift liegt. Ein Globus und ein Teleskop weisen feierlich auf die Größe der Erde und auf ihre Kleinheit im All. Ein hohes Piedestal trägt die Marmorbüste des ehrwürdigen Mechitar, des Stifters dieser Congregation. In der Mitte des Zimmers steht ein großer Tisch aus polirtem Olivenholz, derselbe, an welchem Lord Byron, der tägliche Besucher des Klosters, mit staunenswerthem

Eifer das Armenische so weit erlernte, daß er eine Grammatik dieser Sprache verfaßte.

Noch weit interessanter war der kleine Bibliotheksaal; er enthält einen Schatz der werthvollsten Manuscripte vom höchsten Alter. Auf dem Tische lagen viele mit den eleganten armenischen Schriftzeichen gedruckte Bücher, meist Uebersetzungen aus dem Französischen. Wir erkundigten uns, ob auch die Dichter fremder Nationen in's Armenische übertragen seien und erfuhren, daß nur Lamartine diese Ehre zu Theil geworden. Fra Giari bemerkte dazu, seine Muttersprache eigne sich durchaus nicht zu poetischer Nachbildung, und diejenigen Armenier, welche Sinn für die Poesie des Occidentes hätten, besäßen meist Bildung genug, um die französischen und italienischen Originale zu lesen. Daß es auch eine deutsche Dichtkunst gebe, schien ihm ziemlich unbekannt. Er protestirte allerdings gegen diese Unterstellung und brachte zum Beweis, daß man auch Deutschlands Dichter kenne und hochschätze, eine Uebersetzung von — Geßner's Idyllen zum Vorschein. Goethe und Schiller kannte er den Namen nach sehr genau — der Letztere genießt sogar aus naheliegenden Gründen auf San Lazaro eine besondere Verehrung. Im Uebrigen waren die armenischen Gedichte, welche Fra Giari uns

recitirte, von hohem Wohlklange; das Versmaß konnten wir nicht deutlich unterscheiden, wohl aber den oft volltönenden Reim.

Kaum erinnere ich mich einer angenehmeren, belehrenderen und interessanteren Stunde, als dieser mit dem geistreichen Fra Giari hingebrachte. Dabei war es so still, so luftig hier; durch die offenen Fenster strich der frische, wohlthuende Duft des Gartens herein; hier reichte sich die fernste Vergangenheit und lebensvollste Gegenwart so lieblich die Hand, daß es der Mahnung des Fra Giari bedurfte, um uns loszureißen. Auf seine Aufforderung warfen wir noch einen Blick in den Garten, welcher das ganze übrige kaum zehn Minuten im Umkreise haltende Inselchen ausfüllt. Er war auf's Sauberste gehalten und offenbar von den Insassen des Klosters mit großem Fleiße bearbeitet. Hauptsächlich bestand er zwar aus Gemüsebeeten aller Art; aber die Umfassung bildeten Spaziergänge, mit Gesträuchen seltener Gattung eingefaßt, und schöne Weinlauben, welche entzückende Durchblicke auf Venedig und die übrigen Laguneninseln gewährten. Die Fülle des blühenden Oleanders war wahrhaft wunderbar. In diese ländliche Abgeschiedenheit paßte durchaus der zierlich gebaute Kuhstall mit sechs schönen Kühen; vor demselben

plätscherte eine reizende Fontaine mit einer Bronzegruppe, Kuh und Kalb darstellend. Hier und da saßen im Schatten der Lauben einzelne Ordensbrüder, lesend oder sich unterhaltend, meist schöne alte Köpfe mit prachtvollen weißen Bärten. Kurz, ein entzückenderes Kloster als dieses habe ich kaum gesehen. Die jungen Zöglinge der Anstalt kamen leider nicht zum Vorschein. Fra Giari wies die Anfrage der beiden Damen mit der feinen Wendung zurück, es würde die jungen Leute nur zerstreuen, der Gegenstand der Aufmerksamkeit so schöner Damen zu sein. Dagegen schenkte er der jungen Frau eine Ansicht von San Lazaro und dem blonden Geburtstagskinde einen prachtvollen Strauß von Blumen des Gartens und lud uns Alle freundlich zu baldigem Wiederkommen ein. Er wußte ja nicht, daß es unser letzter Tag war!

Foscarini schalt, daß wir so lange getrödelt hatten; aber mit doppelter Eile flog nun die Barke dahin, immer am Lido entlang in dem schmalen durch Bündel eingerammelter Balken bezeichneten Fahrwasser. Einzelne Forts erhoben sich in regelmäßigen Zwischenräumen auf dem Lido. Da, wo er sich verbreiterte, genau auf der Hälfte der noch zurückzulegenden Strecke, lag das Städtchen Malamocco, mit spitzem Campanile. Dann folgte auf

dem Endpunkte der heutigen Fahrt, da wo der Porto di Malamocco den Lido durchbricht, das große massenhaft aufragende Fort Alberoni, welches dräuend die Einfahrt beherrscht. Ein starker dem Meer zueilender Strom belehrte uns bald, daß wir uns in der tiefen Einfahrt selbst befanden, und daß die Ebbe in vollem Gange war. Im Fluge schoß unser Fahrzeug dahin, aber bald trieb Foscarini es an's Ufer; wir landeten an einer schönen Steintreppe und betraten den Molo.

Und in der That, ich muß bei der Meinung bleiben, welche sich schon zwanzig Jahre früher, da er noch unvollendet war, mir aufgedrängt hatte: der Molo di Malamocco ist eins der erstaunlichsten Bauwerke der Welt!

Die Einfahrt von Malamocco war in hohem Grade durch den von den Nordostwinden herangespülten Meersand versandet. Da sie die bestgelegene der drei Einfahrten ist, so suchte die österreichische Regierung mit aller Energie diesen Uebelstand zu beseitigen, namentlich auch, um ihren Kriegsschiffen das Einlaufen in den Hafen von Venedig zu ermöglichen. Man hat nun im Laufe von etwa fünfzehn Jahren einen Molo gebaut, welcher beim Fort Alberoni beginnt, und nicht weniger als sechstausendfünfhundert Fuß, d. h. über

eine halbe Stunde weit, ostwärts geradezu in's offene Meer hinausläuft. An diesem brechen sich die von Norden kommenden Wellen und führen keinen Sand mehr in das südlich am Molo entlang laufende Fahrwasser. Zugleich aber hat der Bau dies Fahrwasser bedeutend eingeengt, und die dadurch sehr verstärkte Strömung hat die Einfahrt mindestens um zehn Fuß tiefer gerissen.

Um dies Riesenwerk aufzuführen, brachte man von der gegenüberliegenden Küste von Dalmatien ungeheure Felsblöcke zu Schiffe heran und versenkte diese. Die Basis des Dammes unten im Meere ist an manchen Stellen hundert Fuß breit, und liegt am östlichen Ende wohl vierzig Fuß unter dem Meeresspiegel. Man denke, welche Masse von Steinen dazu erforderlich war! Oefter während des Baues fand sich, daß die ungeheure Gewalt der Brandung, welche namentlich beim Nordsturm (Bora) die größten Felsblöcke wie kleine Steine spielend hin und her rollt, an einem Tage das mühsame Werk ganzer Wochen vernichtet hatte. Ganze Schiffe mit ihren Gesteinlagen mußten dann versenkt werden, um compacte widerstandsfähige Massen zu bilden. Jetzt erhebt sich auf dem unter dem Wasser befindlichen Unterbau ein eleganter Quai, etwa zwölf Fuß dem Wasser entragend, von

sorgfältig behauenen Granitquadern, mit glatten Böschungen; an der inneren Seite führen zahlreiche kleine Steintreppen hinab, da wo sich große eiserne Ringe zum Befestigen der Schiffe befinden. Die obere sechzehn Fuß breite Bedeckung des Molo bilden schwere Granitplatten, welche, in gewundenen Linien ineinander greifend, durch eiserne Klammern und Cement an der Unterlage befestigt sind, und so den über den Damm hinstürzenden Wellen festen Widerstand entgegen setzen. So sorgte das verhaßte Oesterreich für die „Meereskönigin"! Und was thut das bis zur Adria freie Italien?

Heute lag das Meer ruhig. Ohne vom Spritzen des Schaumes belästigt zu werden, schritten wir auf diesem elegantesten aller Trottoire bis vorn auf das Ende des Molo, wo ein stattlicher Leuchtthurm sich erhebt, voll Entzücken über das mächtige Werk, und den Blick auf das unendliche Meer. Vor dem Leuchtthurm setzten wir uns auf den äußersten Rand nieder. Es war ein köstlicher Tag. Hell strahlte die Octobersonne vom Himmel. Leise wogte zu unsern Füßen das durchsichtige Element in Linien von unaussprechlicher Schönheit. Möven flatterten in eleganter Schwingung hin und wieder, und haschten, auf dem Wasser sich wiegend, nach

Beute. Von fernher glänzten die weißen Segel der Fischerkähne.

Endlich sprach die blonde Reisegefährtin mit leise bebender Stimme:

„Es ist das erste Mal, daß ich das Meer sehe. Ich konnte ja nicht wissen, daß es etwas so Großes und Schönes gäbe!"

Lebhaft stimmten wir bei und wünschten ihr zum zweiten Male Glück zu dem heutigen Tage.

Jeder entdeckte nun einen neuen Reiz in dem Gemälde und machte ihn den Andern bemerklich.

„O laßt uns hier bleiben, "rief die junge Frau, „und gar nicht wieder zurückkehren!"

„Du vergissest, Gretchen," sprach der Rittmeister, welchem die Naturschwärmerei seiner Frau zuweilen sehr unbequem wurde — „Du vergissest, daß um sieben Uhr das Diner bei Danieli auf uns wartet."

„Reiß mich doch nicht immer aus allen meinen Himmeln, Max! Zu Hause magst Du das thun, da darf ich Nichts sagen; aber hier in Italien will ich auch mein Recht haben."

„Das sollen Sie auch," rief ich, „und zwar noch heute, verlassen Sie sich auf mich; aber nur wenn Sie sich treulich meinen Anordnungen fügen. Ich bin Reisevater und Sie sind mein enfant

gâté; darum müssen Sie mir doppelt gehorsam sein."

„Das will ich ja!" — und bei diesen Worten hob sie kindlich vertraulich die braunen Augen zu mir auf — „aber noch eine halbe Stunde gönnen Sie uns hier!"

Ich sah nach der Uhr. „Das ist das Höchste. Warum konnten Sie von dem schönen Fra Giari nicht loskommen? Nun ist hier noch Schöneres, und wenn Sie wieder die Zeit versitzen, so entgeht uns das Beste von Allem."

„Siehst Du, Gretchen," sprach der Rittmeister, „unser Major will auch nicht, das die Suppe kalt wird."

„Meinten Sie wirklich unser Diner?" rief Frau Gretchen, und sah mich mit einem Blicke so voll Entsetzen an, daß Alle in Lachen ausbrachen.

„Was ich meine, ist mein Geheimniß; vertrauen Sie mir nur!"

„Von Herzen gern," rief sie, meine Hand ergreifend, „Sie haben's ja immer gut gemacht."

Noch eine halbe Stunde lang sogen wir in tiefen Zügen das erhabene Bild ein; dann rief ich Foscarini, welcher in Nicolo's Gesellschaft sorglos in dem zu unsern Füßen angeketteten Boote geschlafen hatte.

„Ebbene, Foscarini, wir wollen umkehren; wir fahren, weil es schon ziemlich spät ist, in der Lagune zurück bis Sta. Elisabetta; dort steigen wir aus, nehmen ein Seebad, und Punkt sieben Uhr sind wir wieder an Riva — versteht Ihr?“

„Sehr wohl, Signor; aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Es ist starke Ebbe und das Hineinrudern durch die Einfahrt sehr anstrengend für uns; außerdem machen wir einen großen Umweg. Wenn wir von hier nicht in der Lagune zurückkehren, sondern quer über das offene Meer nach den Seebädern von Sta. Elisabetta fahren, welche an der Außenseite des Lido liegen, so sparen wir wenigstens eine Stunde, und Sie können nach dem Bade noch auf dem Lido promeniren.“

Der Mann hatte Recht, und als ich den Reisegefährten den Sinn seiner Rede verdeutschte und ihnen den durch des Professors Fernrohr erkennbaren Punkt zeigte, wo etwa ein und eine halbe Stunde nordwärts die Bäder von Elisabetta liegen, stimmten sie ihm lebhaft bei.

Aber ich war „prattico“ und verkannte nicht die Schatttenseite des Planes.

„Das ist recht schön, Foscarini; indeß ist Eure Barke auch groß genug und so fest gebaut, daß

wir uns ohne Bedenken mit ihr hinaus auf's Meer wagen können?"

Beleidigt fuhr Foscarini auf. „Meine Barke ist neu und gut; fragt jeden Gondolier an der Piazetta, ob er eine bessere kennt als Nr. 36, und ob es bessere Ruderer giebt als Foscarini und Niccolo?"

„Ich zweifle nicht daran; aber wenn ein Wind aufspringt, was dann?"

„Wind? — es ist kein Wind, fühlen Sie!" — hierbei hob er den benetzten Finger in die Höhe — „und das Meer ist so glatt wie ein Spiegel. In einer guten Stunde sind wir bei Sta. Elisabetta, das garantire ich."

„Ach ja," rief Frau Gretchen, „lassen Sie uns über das Meer fahren, bitte, bitte! Der Professor singt uns das reizende Gondellied aus der Catharina Cornaro!"

„Bitte, bitte! mir zum Geburtstagsgeschenk," rief nun Fräulein Marie.

„Aber Gretchen," sprach der Rittmeister.

„Ach, Max, Du mußt mir doch auch immer widersprechen. Was sagen Sie, Professor?"

„Nun, ich als Mathematiker sage, daß wir zwischen der Hypotenuse und den beiden Katheten

eines Dreiecks zu wählen haben, und entscheide mich, da Sie es wünschen, für die Hypotenuse."

„Ach das ist gewiß wieder recht dummes gelehrtes Zeug; aber ich weiß schon, Sie sind viel besser als mein Mann, Sie thun immer, was ich will."

„Liebe Marie," sprach der Lieutenant zu seiner Schwester, „denke, Du wagst Dich heute zum ersten Male auf's Meer, — hast Du nie von Seekrankheit gehört?"

„Das ist doch zu arg," rief Frau Gretchen, „die drei Officiere haben weniger Muth als zwei Damen und ein Professor!"

„Bravo, Signora!" rief Foscarini, der mit feinem Tacte errathen hatte, daß die bella Signora im Kampfe die Siegerin bleiben würde. „Steigen Sie ein, la barca è pronta!"

„Ich wasche meine Hände in Salzwasser," sprach ich. „Wenn uns morgen die Fische fressen —"

„So sind wir im Vollgefühl des Glückes gestorben, und das wird nur den Lieblingen der Götter zu Theil."

Gegen Frau Gretchen war nun einmal Nichts auszurichten. Sie war schön, klug und liebenswürdig; und bekanntlich, ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will.

Wir stiegen also die Steintreppe hinab und nahmen in der Barke Platz. Niccolo stand vorn in derselben, Foscarini hinten und wies durch seinen Zuruf den Ersteren an, wie er das Boot zu dirigiren habe. Wenige kräftige Ruderstöße und wir waren auf dem Meere.

Nichts Schöneres kenne ich, als sich so von den Wellen wiegen zu lassen. Und die Wellen fingen bald an, dies zu thun. Sie gingen höher als es den Anschein gehabt hatte.

Freudig begrüßten wir dies, um so mehr schwelgten wir im Bewußtsein des Glückes, als vielleicht eine lange Zeit uns von dem schönen Reiche Amphitritens trennen sollte.

„Foscarini! nun müßt Ihr auch singen, alle Gondoliere singen ja!"

„Unmöglich, Signora; wir singen nur das Ritornell; das kann man nur in den Canälen und Rios singen, nicht auf dem Meere."

Foscarini hatte wieder Recht. Die Art, wie die Gondoliere den Tasso singen — jetzt thun sie es fast nicht mehr — besteht darin, daß sie eine ganze Reihe der Gerusalemme liberata auf einen einzigen Ton aushalten und mit einer willkürlichen Cadenz endigen. Die Pointe der Sache ist, daß ein anderer Gondolier in der Entfernung den

Gesang aufnimmt, und die folgende Zeile in gleicher Weise singt, und so abwechselnd. Dies giebt dem Gesange etwas Echoartiges, was sich bei Nacht und Mondschein auf den Canälen recht gut macht, d. h. im Grunde abscheulich ist; bei Tage auf offenem Meere würde solcher Gesang gar keinen Sinn haben.

„Und dann," fuhr Foscarini fort, „sehen Sie nicht, Signora, wie schwer ich zu arbeiten habe? Dabei ist es unmöglich zu singen."

Schwapp! was war das? eine zudringliche Welle war über den Bord des Bootes gehüpft, und hatte richtig ihren Weg in des Rittmeisters Tasche gefunden; er saß fortan recht kühl, freilich auch etwas feucht.

Fröhliches Gelächter folgte diesem Intermezzo. Aber Poseidon mochte heute wohl unwirsch sein und sich über unsere Heiterkeit ärgern, denn klatsch! da saß Fräulein Marie auch recht schön im Nassen!

Foscarini rief dem Niccolo Etwas zu; dieser änderte den Cours des Bootes; der Wind kam aus der Richtung von Triest; wir hielten nun gegen den Wind, um die Wellen zu durchschneiden und ihnen nicht mehr die breite Seite des Bootes

zu bieten, was sie eben in so unangemessener Weise mißbraucht hatten.

Freilich entfernten wir uns auf diese Weise vom Lande, statt uns ihm zu nähern; aber Foscarini meinte, wenn wir erst in gleicher Höhe mit Sta. Elisabetta wären, würden wir wenden und dann mit Hülfe des Windes rasch an's Land kommen; es dauerte so wohl eine halbe Stunde länger, aber die Damen würden wenigstens nicht naß.

Die Wellen schienen aber durch unser Singen sichtlich zum Tanzen herausgefordert; vielleicht schaukelten sie uns auch nur darum stärker, weil wir sie im Ankämpfen durchschnitten. Manch ein lustiger Aufschrei folgte, wenn das Vordertheil der Barke sich aufbäumte und dann rasch wieder sank. Frau Gretchen erzählte soeben eine wunderschöne Geschichte; da erblaßte plötzlich ihre Nasenspitze. Also seekrank! Sie wies es zwar hartnäckig zurück, sich in der Barke niederzulegen, was auch wegen Mangels an Raum kaum ausführbar gewesen wäre; aber ihr Lachen wurde immer matter, sie schwieg und lehnte sich hülfesuchend an den Gatten, welcher mit rührender Sorgfalt sie zu schützen suchte, und nur sagte:

„Siehst Du Gretchen, wärest Du dem Major gefolgt!“

Fräulein Marie erfreute sich der schönen Carnation einer blondlockigen Norddeutschen. Ich spähte nun, ob die Rosen dieser Wangen nicht auch beginnen würden, zu erbleichen. Aber nein! Sie befuhr zum ersten Male das verrätherische Element — aber sie empfand Nichts als die größte Verwunderung, was denn die Freundin anwandelte. Indeß wurde die Gesellschaft immer stiller; denn Erfahrung oder Instinct sagte Jedem, daß Sprechen den Ausbruch der Seekrankheit befördert. Mit Heroismus kämpfte Frau Gretchen, uns kein unfreiwilliges Schauspiel zu geben, und nur einmal sagte sie mit gepreßter Stimme: „Sind wir denn noch nicht bald da?"

Ich sah nach der Uhr; wir ruderten seit mehr als einer Stunde, und waren noch nicht einmal auf der Höhe von Malamocco! Dabei arbeiteten beide Gondeliere mit größter Anstrengung. In schweren Tropfen rann dem Foscarini der Schweiß über's Gesicht.

„Foscarini," rief ich, „dies geht nicht! auf diese Weise kommen wir nicht nach Sta. Elisabetta. Steuert auf Malamocco zu und setzt uns dort an's Land; wir gehen dann auf dem Lido entlang das Stündchen bis Sta. Elisabetta zu Fuß."

„Das können Sie nicht, Signor; Malamocco

hat nach dem offenen Meer zu keinen Hafen, nur nach der Lagune."

„So steigen wir auf dem Strande aus; im Nothfalle waten wir ein paar Schritte durch's Wasser."

„Auch das geht nicht, Signor, dort ist kein flacher Strand wie bei Sta. Elisabetta, sondern die hohen Murazzi; man kann gar nicht aussteigen, und die Wellen würden die Barke gegen das Mauerwerk werfen und sie zerschellen. Der Professor betrachtete die wohl dreiviertel Stunden entfernte Küste mit seinem vortrefflichen Perspectiv, und bestätigte, er sähe kein Vorland, sondern nur die mit steiler Böschung in's Meer abfallende Ufermauer des Lido, an deren Fuß das Meer brandete.

In diesem Augenblicke schüttelte eine hohe Welle tüchtig die Barke und gleich darauf noch eine; es kam ein Windstoß — kein Zweifel, die Bora war im Anzuge.

Die Lage begann einigermaßen unangenehm zu werden. Das kleine Fahrzeng, in welchem sich acht Personen befanden, war offenbar überladen. Es war auch gar nicht darauf eingerichtet, das offene Meer zu befahren; es besaß kein Steuerruder und konnte nicht im Sitzen, sondern nach

venetianischer Weise nur im Stehen gerudert werden, was nur bei dem völlig ruhigen Wasser der Canäle und der Lagune angehen. Wer aber die Gewalt erzürnter Wellen gesehen hat, wie mir oftmals zu Theil geworden, der mußte sich auch sagen, daß diese leichte Nußschale einem ernsten Anprall gar nicht zu widerstehen vermögen würde. Und dabei zog rasch und deutlich eine schwere schwarze Wolke am Horizont herauf.

„Foscarini, laßt uns umkehren, zum Molo zurück, und über die Lagune den Rückweg nehmen,“ rief ich; „es wird das Klügste sein.“

Ein paar derbe Wellenstöße unterstützten meine Forderung. Foscarini begann mit Niccolo lebhaft in venetianischem Dialecte zu debattiren. Offenbar stritten sie heftig. Aber das Ende vom Liede war, daß Foscarini rief:

„Seien Sie ruhig, Signor, ich schaffe Sie sicher nach Sta. Elisabetta.“

Von Neuem begannen die beiden Ruderer angestrengt zu arbeiten. Mir wurde bange; ich sah klar, daß ihre Kräfte nicht ausreichen würden. Und dabei wuchs der Wind mit jeder Minute.

Nochmals verlangte ich, Foscarini solle wenden; aber er machte einen mir völlig unverständlichen Wortschwall, in welchem mehrmals das Wort

pericolo vorkam, und blieb bei seinem Course. Ich sah ein, daß er die Sache besser verstehen mußte als ich, und mochte die Folgen meines vielleicht unzweckmäßigen Verlangens nicht auf mich nehmen; also schwieg ich. Aber von Herzensgrunde bereute ich, die Einwilligung zu dieser Meerfahrt gegeben zu haben.

„Sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an," rief Frau Gretchen, „und wenn wir Alle heute ertrinken, so verzeihen Sie mir vorher wenigstens Ihren Tod."

Wir versuchten hierüber von Herzen zu lachen; aber es gelang nicht.

Die beiden Officiere, welche gleich mir das Gefährliche der Lage sehr wohl erkannten, hielten brav Contenance. Der Professor suchte den Scherz thunlichst fortzusetzen, indem er den Artikel entwarf, in welchem unser Tod in den Wellen unter den abenteuerlichsten oder poetischsten Combinationen die Runde durch alle Zeitungen machen würde. Es ward zu dem Ende auch ein Zettel mit Bleistift beschrieben und in eine sorgfältig verkorkte Flasche gesteckt. Aber alles dies würde mit noch weit weniger Humor betrieben sein, hätten die Andern so viel vom venetianischen Dialect verstanden, als ich. Mir entging durchaus nicht, daß

zwischen Foscarini und Niccolo die vollste Uneinigkeit über das herrschte, was zu thun war, und daß Niccolo in jedem Augenblicke im Begriff stand, den Gehorsam zu verweigern. Foscarini wollte ganz unbegreiflicher Weise uns stets von der Küste entfernen, Niccolo suchte auf dieselbe zuzuhalten, und nur auf drohendes Anrufen änderte er jedesmal die Richtung. Ich versuchte den Grund zu erfragen; aber Foscarini antwortete wieder ganz unverständlich; in der Aufregung sprach er auch mit mir venetianisch. So resignirte ich mich denn, und bemühte mich, nur den Andern thunlichst zu verbergen, was in mir vorging.

Endlich hatten wir Malamocco hinter uns, und es schien mir, als näherten wir uns dem Lido; da wendete sich plötzlich Niccolo um und rief dem Foscarini zu: „Scanno!"

Foscarini war blaß von der Erschöpfung; doch bemerkte ich deutlich, daß sein Gesicht einen Augenblick ganz farblos wurde. Es mußte wohl etwas sehr Schlimmes sein, was Niccolo ihm zugerufen hatte. Dann rötheten sich seine Wangen, sein Auge sprühte, er schrie Etwas heraus, was offenbar ein heftiger Vorwurf war und drängte sich zwischen uns hindurch nach vorn, den Niccolo in aller Eile und sehr unsanft auf den Platz hinten in der Barke

befördernd. Dann wandte er mit einem kräftigen Stoß die heftig schwankende Barke wieder vom Lande ab auf's Meer hinaus.

„Was giebt es, Foscarini?"

„Nun, Signor, hier sind die Scanni."

„Die Scanni? was ist das?"

„Sehen Sie nur!" damit zeigte er in's Wasser hinein. Ich konnte aber Nichts entdecken. Um so mehr alterirte mich die Sache; ich fühlte wie mir alles Blut zum Herzen drang und meine Hände leise bebten.

Auch Niccolo schien fassungslos. Er that jedoch nun ohne Widerrede, was Foscarini befahl.

Ich sah mich um nach dem gefährlichen Punkte, den wir soeben passirt haben mußten. Nichts war zu sehen, außer einer Art fast unbemerklichen Brandung, die sich in ganz gerader Linie nach dem Ufer zu erstreckte, als ob sich unter der Oberfläche des Meeres ein sie erzeugender Gegenstand, vielleicht eine Sandbank, befände.

Um jeden Preis mußte ich dies ergründen. Aber Foscarini war so aufgeregt, daß er sein Italienisch völlig vergessen hatte und dabei viel zu sehr von seiner Pflicht erfüllt, um sich auf Auseinandersetzungen einzulassen. Er war in diesem Augenblick wahrhaft heroisch. Mit übermenschlicher

Kraft arbeitete er gegen Wind und Wellen an und nur einmal wendete er sich um und rief mir zu:

„Haben Sie keine Sorge, Signor, verlassen Sie sich auf den Foscarini!" Bei aufmerksamem Beobachten bemerkte ich nach kurzer Zeit wiederum einen uns den Weg verlegenden langen Streifen unbedeutender Brandung. Foscarini hatte ihn scharf im Auge. Er rief seinerseits dem Niccolo zu: „Scanno!" und sofort half dieser das Boot so weit wenden, daß wir auf offenem Meere die Brandung umfuhren; dann lenkten sie wieder landwärts.

Obgleich der Wind und die Wellen an Stärke stets zunahmen, schien Foscarini ruhiger zu werden. Es gelang mir endlich von ihm zu ermitteln, die Scanni seien von den Ufermauern des Lido gerade in's Meer hinauslaufende unterseeische Wogenbrecher, künstliche Aufschüttungen von Steinen auf Sandbänken, zur Zeit der Fluth so tief unter der Oberfläche, daß man ohne Bedenken darüber hinwegfahren kann, jetzt aber, wo die Ebbe in vollem Gange, höchst gefährlich. Stoße das Boot auf einen Scanno, so werde es unzweifelhaft einen Leck bekommen oder gar festsitzen und von den Wellen rasch zertrümmert werden. „Und die Barke habe ich erst im vorigen Jahre gekauft!" setzte er ver=

zweiflungsvoll hinzu. „Sehen Sie jetzt in's Wasser hinab, Signor.“

Und richtig erblickte ich in geringer Tiefe unter uns einen Steindamm, zackig und unregelmäßig; als das Boot sich gerade recht tief senkte, kam mir vor, als müßten wir mit voller Gewalt auf ihn aufstoßen, und ich packte unwillkürlich an den Rand der Barke, um mich bei dem Stoße festzuhalten.

„Sagt mir, Foscarini, wenn die Barke festsitzen sollte, können wir nicht aussteigen und im Wasser auf dem Scanno entlang bis zum Lande gehen?“

„Ach, Signor, wie wollten Sie wohl oben auf den unregelmäßigen Steinblöcken gehen! und dann würden die Wellen Sie auch rasch vom Scanno in die Tiefe reißen.“

Es war so! — ich schwieg und fragte nur noch: „Haben wir noch viele Scanni zu passiren?“

„Ich weiß nicht, Signor; aber sie hören erst da auf, wo dort hinten die Murazzi endigen und der weiße Ufersand beginnt. Wäre nur die Ebbe nicht — wäre nur die Ebbe nicht!“

Es war freilich noch eine weite Strecke, welche wir kämpfend zu durchmessen hatten. Und um so endloser dehnte sich die Zeit, weil wir die Stelle deutlich sahen, wo uns Rettung winkte, und doch

trotz alles Arbeitens, des conträren Windes wegen, kaum vom Flecke kamen.

Wäre die Barke wirklich an einem Scanno gescheitert, dann hätten wir Männer uns vielleicht durch Schwimmen an's Land retten können; wahrscheinlicher noch hätte uns die starke Ebbe mit sich in's offene Meer hinausgerissen. Die beiden Damen wären unrettbar verloren gewesen. Mehr und mehr begann die Lage hoffnungslos zu erscheinen. In der Ferne thürmten sich auf dem Meere bereits hohe, weißschäumende Wogenkämme auf, die Vorboten des heranziehenden Sturmes.

Gar nicht weit zog vor uns, aus der Einfahrt von San Niccolo kommend, ein großer Dampfer vorbei. Unheimlich hob sich das Schiff und der dem Schornstein entsteigende weißgraue Rauch von der fast schwarzen Wolkenwand des aufsteigenden Gewitters ab. Wir riefen, wir winkten, wir schwenkten mit den Tüchern, in der Hoffnung, man würde uns sehen und uns ein Boot zu Hülfe senden — vergeblich!

„Gefühllos wußt' es Nichts von unsrer Noth!"

Und die Noth stieg noch höher. Denn Foscarini begann allmälig langsamer zu rudern; in seiner ganzen Gestalt prägte sich völlige Ermattung aus. Die Mütze war ihm entfallen; das schwarze Haar

hing naß vom Schweiß schlaff an den Wangen herab; er war todtenbleich, aber die Augen glänzten unruhig; er spähte, wie es wohl mit Niccolo stände.

„Kann ich Euch ablösen, Foscarini? — Gebt das Ruder her und ruht Euch aus.“

„Sie verstehen das nicht, Signor, — hier kann ich nur selbst helfen — und die Santissima Madonna.“ Bei diesen Worten zog er ein Kreuzchen aus dem Busen und küßte es inbrünstig. Ich glaube er betete.

Nochmals raffte er alle Kräfte zusammen — es kam noch Scanno um Scanno, und mehr als einmal fürchtete ich ihn zusammenbrechen zu sehen. Todtenstill saßen die Andern da — Jeder fühlte, daß in dieser Viertelstunde ein Kampf um Sein oder Nichtsein gekämpft wurde.

Endlich rief Foscarini: „Das war der letzte, Gott sei gelobt!“ Rasch wendete er das Fahrzeug dem Ufer zu, und wie gepeitscht flog es nun vor dem Winde auf den Wogen dahin. Es war Zeit gewesen; eben zuckte der erste ferne Blitz aus der Wolke und der Wind begann zu sausen. Wir aber jubelten auf, in dem Bewußtsein, gerettet zu sein. Noch eine tüchtige Strecke hatten wir zu durchmessen — wir waren sehr viel weiter vom Lande, als wir geglaubt hatten; aber auf dem seichteren

Meere wurden bald die Wellen kleiner; das Schiff schaukelte weniger, die Farbe kehrte auf die Gesichter zurück, und plötzlich sagte uns ein schurrender Stoß, daß wir auf dem Sande saßen.

„Hurrah!“ riefen wir Alle. „Bravo, Foscarini! das habt Ihr gut gemacht.“ Foscarini wischte sich den Schweiß von der Stirn; dann stand er aufrecht wie ein Triumphator und sprach:

„Hatte ich nicht gesagt, Signor, verlassen Sie sich auf Foscarini!“

„Das ist recht schön,“ rief Fräulein Marie, „aber wie kommen wir dann an's Land? Ich kann mit meinen Kleidern doch nicht durch's Wasser waten.“

Das Bedenken war begründet, wir befanden uns mindestens noch dreißig Schritte vom Ufersande entfernt.

Wiederum hatte Foscarini den Sinn ihrer Rede errathen. „Wozu ist Foscarini da?“ rief er mit Selbstgefühl. „Scusino le donne“ (entschuldigen die Damen) setzte er hinzu und begann sofort sich desjenigen Kleidungsstückes zu entledigen, welches man seit Wilibald Alexis vortrefflichem Romane unbedenklich mit dem Namen Hose bezeichnet. Die Damen kreischten ein wenig und steckten die Köpfe weg; denn die Gefahr war vorbei, jetzt trat der

Anstand wieder in seine Rechte. Aber es war nicht so schlimm. Foscarini trug rothgestreifte und noch dazu sehr reinliche Unterkleider. Rasch sprang er in's Wasser, welches ihm weit über die Kniee reichte und schickte sich an, als heiliger Christoph zu fungiren.

„Die Damen voran!" rief ich.

„Nein, nein," schrie Frau Gretchen, „damit Sie es sehen und über uns lachen!"

„Gut, die Herren voran!" und so bestieg ich als der Erste Huckepack Foscarini's Schultern, unter schallendem Gelächter der Andern. Wohl fühlte ich während dieses Rittes, daß Foscarini unter mir schwankte, war es der trügerische Meeressand, war es die Ermüdung; aber brav setzte er mich an's Ufer nieder, und zwei große schwarze Flecke in Gestalt einer ausgespreizten Hand auf meinen hellen Beinkleidern legten Zeugniß dafür ab, wie fest er mich gehalten.

Nnn folgten die drei andern Herren, und Frau Gretchen mußte zu ihrer Beschämung einsehen, daß sie vorhin vergessen hatte, zu erwägen, daß wir das Schauspiel, sie von Foscarini auf seinen Armen durch's Meer tragen zu sehen, vom Ufer genau so gut genießen konnten, als vom Schiffe. Sie war immer noch sehr blaß; wir führten sie den sandigen

Abhang des Lido hinan, setzten sie oben auf das Dünengras, und nach einer Viertelstunde erklärte sie: „Jetzt bin ich völlig wohl und marschire bis an's Ende der Welt."

Wir befanden uns in der Nähe eines der runden Forts, mit welchen der Lido besetzt ist. Die Schildwache kam herab und gab uns Feuer für die Cigarren; dann wandelten wir langsam auf dem Lido entlang, dem Oertchen Sta. Elisabetta zu. Das Gewitter zog seitwärts, der dalmatinischen Küste zu; wir unterließen das Baden, denn ein gewisses Grauen vor der Salzfluth steckte uns doch noch in den Gliedern, und begnügten uns, die wunderbare Abendbeleuchtung Venedigs vom Lido zu bewundern.

Wohl eine Stunde hatten wir am Hafen von Sta. Elisabetta gesessen, da langte auch unsere Barke an, welche auf dem großen Umwege durch die Einfahrt von San Niccolo richtig hierher gelangt war.

Höflich trat Foscarini an uns heran und sprach: „Entschuldigen Sie, daß wir so spät kommen, wir haben noch tüchtig arbeiten müssen, und gönnen Sie uns eine Viertelstunde Ruhe, ehe wir nach Venedig zurückkehren; wir können nicht mehr."

„Ihr sollt eine halbe Stunde haben und Jeder eine Foglietta Wein — Ihr habt es wohl verdient.“

Pünktlich nach Verlauf der halben Stunde meldete Foscarini: „die Barke ist bereit;“ und wenige Minuten nach sieben Uhr betraten wir den Quai vor dem Hôtel Danieli.

„Ich will, daß Foscarini königlich belohnt werde,“ sprach Frau Gretchen; „hören Sie? königlich.“

„So? Für sein unsinniges Widerstreben gegen meine Autorität, welches uns um ein Haar zum Fraß der Fische gemacht hätte?“

„Ich bin seine Mitschuldige, und ich will, daß er königlich belohnt werde; denn diese Fahrt möchte ich um Nichts in der Welt missen.“

So dachten wir nun im Herzensgrunde Alle. Darum hielt ich Foscarini, welcher demüthig und eines tüchtigen Zopfes gewärtig dastand, folgende Rede:

„Foscarini! die schöne Signora ist sehr unzufrieden, daß Ihr sie in Lebensgefahr gebracht habt; denn sie hat Eltern und Geschwister, welche untröstlich gewesen sein würden, wenn sie hier zu Tode gekommen wäre, und die blonde Signorina auch. Ihr habt eigentlich gar kein Trinkgeld verdient (hier senkte er bescheiden beistimmend den

Kopf), aber die beiden Damen verzeihen Euch und haben mir befohlen, Euch dies zu geben."

Dabei gab ich ihm zehn Zwanziger Trinkgeld, was auf Jeden von uns etwa zwölf Groschen machte.

Foscarini drehte das Geld einen Augenblick zweifelnd in der Hand herum. Solch eine Liberalität war ihm noch nicht vorgekommen, obenein als Belohnung für einen dummen Streich. Dann rief er Niccolo herbei, und nun begannen Beide die Hände der Damen mit so viel Küssen zu bedecken, daß fast ein Auflauf entstand und wir eilig in's Hôtel Danieli flüchten mußten. Ich hatte nur noch Zeit ihm zuzurufen: „Foscarini! um elf Uhr mit der Barke an der Piazzetta!"

Wohl manches lustige Diner habe ich im Leben mitgemacht, und ich bereue es wahrlich nicht — aber keins steht in meiner Erinnerung so da, wie dieses.

Vor drei Stunden drohten die Fische des Meeres uns zu verspeisen, und nun verspeisten wir sie! Der Contrast war zu frappant, um nicht uns Alle in die fröhlichste Laune zu versetzen. Das Menu des Herrn Danieli war vortrefflich, und sein Asti spumante nicht minder. Der Geburtstag, die Errettung vom sicheren Untergange,

der Abschied von Venedig, die durch gemeinschaftliche Gefahr neu gefestete Freundschaft — das Alles gab Gelegenheit, oft genug die Gläser zu füllen und zu leeren — und es war neun und ein halb Uhr, als wir uns erhoben.

„Nun," sagte Frau Gretchen, „Sie hatten mir eine Ueberraschung versprochen, und ich muß sagen, Sie haben redlich Wort gehalten. Dieser letzte Tag in Venedig war der reichste und schönste von allen — und ich bin vollkommen befriedigt und versichere Sie meiner dauernden Gnade."

„Halt!" rief ich, „nicht zu rasch! Kommen Sie an's Fenster! Was sehen Sie?"

„Nun, den Vollmond."

„Was folgt daraus?"

„Ja, ja! Gondelfahren auf dem Canale grande!"

„Aber Gretchen, wir sind Alle müde, und nun willst Du noch Gondel fahren?"

„Natürlich, Max! Wozu bin ich nach Venedig gekommen, als um Gondel zu fahren bei Mondschein? Alles Andere ist ja blos Nebensache. Du kannst ja zu Hause bleiben und rauchen oder schlafen, wir fahren Gondel."

„Nichts da," sprach ich, „Keiner bleibt zu

Hause und schläft oder raucht, sondern Alle folgen mir, und zwar in einer Viertelstunde."

„Wohin denn?"

„Das ist mein Geheimniß; sagte ich's Ihnen, so bliebe es keine Ueberraschung."

„Also war es nicht die Meerfahrt?"

„Die Meerfahrt Ihr Werk, jetzt kommt das meine, wir werden sehen, wer von uns Beiden die Palme erringt."

„Herrlich, herrlich!" rief der Professor; „ich schlage vor, wir verbringen nachher den Rest der Nacht bei Giacomuzzi mit Cyperwein, dann sind wir sicher, morgen früh zur Abreise die Zeit nicht zu verschlafen."

„Das bleibt uns immer noch; aber jetzt bitte ich Alle, mir zu folgen und sich in eine andächtige weihevolle Stimmung zu versetzen."

„Das kann ich nicht," rief Frau Gretchen; „ich will auch nicht!"

„Es wird stärker sein als Sie, Sie werden ja sehen."

In Venedig um zehn Uhr Abends bei Vollmondschein zu einem unbekannten Abenteuer ausziehen, das grenzt fast an Geisterseher. Schweigend verließen wir das Hôtel Danieli, gingen über den Ponte di Paglia, welcher unten denselben Rio

überspannt, wie hoch oben die Seufzerbrücke, und standen bald darauf an der mir vom Signor Fabris bezeichneten Pforte des Dogenpalastes.

„Was sollen wir hier?"

„Ruhig abwarten was kommt."

Jeder schwieg erwartungsvoll. Nach einigen Minuten hämmerten die beiden Riesen des Uhrthurms zehn Uhr. Ich zog die Glocke; die Pforte öffnete sich, zwei Männer in dunkler Tracht standen da, uns zu empfangen. Noch tieferes Schweigen bemächtigte sich der Gesellschaft, während ich mit einem der Impiegati leise sprach.

Aber ein lauter Ruf des Entzückens entwand sich Allen, als wir aus dem dunklen Gange plötzlich in den inneren Hof des Dogenpalastes traten, welcher theilweise vom Vollmonde taghell erleuchtet war, theilweise im tiefsten Schatten lag. Wie vom blendendsten Marmor glänzten die beschienenen Theile des Palastes; scharf traten die wundervollen Ornamente der Fenster und Pilaster hervor, als wären sie eben aus des Künstlers Hand hervorgegangen. Ueber den nördlichen Flügel des Palastes empor ragten die phantastischen weiß strahlenden Kuppeln der Marcuskirche — es war wie ein Märchen Scheherazadens. Leise rauschten inmitten des Hofes die beiden Brunnen. Majestätisch

lag vor uns die breite Riesentreppe, mit den Colossalstatuen des Neptun und Mars. Wir stiegen sie langsam hinan. Auf dem obersten Absatz angekommen, sprach der Custode langsam und feierlich: „Hier wurde Marino Falieri enthauptet!“ Uns wurde noch ernster zu Muthe. Es war uns, als stände der achtzigjährige Doge da, mit dem Purpurmantel bekleidet, bereit sein Haupt auf den Block zu legen, und die schöne junge Annunziata klammere sich voll Verzweiflung an ihn, bittend, mit dem Gatten sterben zu dürfen.

Beim Scheine zweier Wachsfackeln ging es nun die goldene Treppe im Innern des Palastes hinauf. Geisterhaft hallten unsere Schritte in dem öden Raume wieder. Eine riesenhafte Glasthüre öffnete sich, und wir traten hinaus in die obere Loggia, d. h. die offene Gallerie, welche, an jeder Seite wohl hundert Schritt lang, die beiden Fronten des Palastes, nach der Riva und nach der Piazetta, von Außen umzieht.

Geblendet standen wir von der Pracht dieses Anblickes.

Der Vollmond schwebte hoch am wolkenlosen Nachthimmel und übergoß die Lagune weithin mit blitzendem Silberlichte. Deutlich entragte der Wasserfläche der schlanke Umriß des Camparile

von San Giorgio; zur Linken begrenzten das Bild die dunklen Baumgruppen des Giardino pubblico, zur Rechten schimmerte der hochragende Bau des Redentore. In tagesheller Beleuchtung lag die gigantische Kuppel der Madonna della Salute da, und fast blendend warf der langgestreckte Marmorpalast der Procurazien das Mondlicht zurück. Ernst ragten die beiden Säulen der Piazetta empor, den Marcuslöwen und den heiligen Theodor tragend, zwischen denen so manches schuldige und unschuldige Haupt gefallen ist. Die Piazetta selbst und der Marcusplatz lagen tief in geheimnißvollem Dunkel.

Die Loggia, von edlem Marmor gebaut, schwamm förmlich in dem weichen Mondlichte. Wunderbar kämpfte damit der gelbe zweifelhafte Schein, welchen von unten die Flammen der Gascandelaber auf die säulengetragene Decke der Gallerie warfen. Und welche Reihenfolge von einzelnen Bildern gewährten die Durchblicke zwischen diesen sie einrahmenden Säulen! Aber das Frappanteste von Allem waren doch die gothischen durchbrochenen Spitzbogen und Rosetten, welche sich auf die Säulen selbst aufsetzten; schwarze Massen von scharfgeschnittenen Umrissen, grell sich gegen das Mondlicht abhebend, und die wundervollen Formen des gothischen Styles weit energischer, und ich möchte sagen

vergeistigter zeigend, als je am Tage beim Betrachten des Palastes von Außen. Wie oft hatte ich von der Piazetta oder der Riva bewundernd zu diesen Spitzbogen hinaufgeblickt; aber die volle Schönheit dieser so kühnen und doch so feinen Architektur wurde mir erst in dieser Stunde klar.

Lange gingen wir in der Gallerie auf und ab, Alles scharf in's Auge fassend, um es tief dem Sinne einzuprägen, und uns gegenseitig zur Aufmerksamkeit ermunternd. Dann setzten wir uns nieder — tiefe Stille trat ein. Die Custoden hatten sich bescheiden zurückgezogen. Nur leise drang das Geräusch des einschlummernden Lebens vom Hafen und von der Piazetta zu uns herauf. Wir träumten.

Und es war der Ort dazu!

Venedig! — was in diesem einen Worte liegt, jeder Deutsche weiß es.

Und nun das Herz der wunderbaren Stadt, der Dogenpalast! Dieser wunderbarste aller Paläste, bei dem alle Gesetze der Architektur mit spielender Hand auf den Kopf gestellt sind; auf dem leichtesten graziösesten Unterbau von zwei säulengetragenen Marmorgallerien plötzlich ein massenhafter Oberbau von röthlichen Ziegelsteinen, an jeder Front von sieben wunderschönen großen

Fenstern durchbrochen und mit phantastisch aufragenden Spitzen und Zacken gekrönt, ein Sinnbild der Republik selbst, welcher Nichts unausführbar schien, und jeden Beschauer mit unwiderstehlichem Zauber bestrickend.

Was für Erinnerungen drängten sich auf diesem engen Raume zusammen! Von Palucius Anafestus, der 697 den ersten Dogenhut trug, bis Ludovico Manin, dem hundertundzwanzigsten Dogen, welcher 1797 seine Würde in Napoleon's Hände niederlegte, also elfhundert Jahre hindurch, länger als irgend eine andere der Welt, hat die Republik Venedig bestanden. Ihre Flotten beherrschten alle Meere bis zum fernen Indien; drei Königreiche gehorchten ihr; oft erblich vor ihr der Schimmer des Halbmondes. Welche Vaterlandsliebe, welche Staatsweisheit, welche Zahl großer Männer setzt das voraus! Gigantische Schatten stiegen vor uns auf. Sebastiano Ziani, welcher den besiegten Barbarossa knieen sah; Heinrich Dandalo, der Blinde, dem Constantinopel erlag; Francesco Morosini, welcher den Peloponnes und Candia eroberte; daneben die unglücklichen Greise Marino Falieri und Francesco Foscari, und der bleiche Schatten des Erbauers dieses Palastes, Filippo Calendario, welcher im Angesicht seines großartigen Werkes als

Mitschuldiger Falieri's den Tod durch Henkershand erlitt.

Und was haben diese Mauern in ihrem Innern gesehen!

Die großartigsten Züge von Vaterlandsliebe und Heldenmuth; denn so liebte der Venetianer seine Heimath, daß Jacopo Foscari, der zu lebenslänglicher Verbannung Verurtheilte, nachdem er flüchtig ein Jahr im Auslande gelebt, zurückkehrte und dem großen Rath erklärte, er ziehe den Aufenthalt als Gefangener in den Bleikammern dem schönsten Palaste fern von Venedig vor.

Hier empfing der große Rath die Botschaften fremder Könige und beschloß über Krieg und Frieden. Von hier trug die prachtvolle Staatsgaleere die Tochter der Republik, Catharina Cornaro, nach Cypern, dort den Thron zu besteigen. Aber in demselben Palast, dessen große Momente und dessen heitere Feste Paul Veronese und mancher andere Künstler auf seinen Wänden und in zahlreichen andern Bildern verewigt hat, schmachteten auch Hunderte von Schuldigen und Unschuldigen unter den furchtbaren Bleidächern und in den noch weit entsetzlicheren Pozzi, d. h. den halb mit Wasser gefüllten Gefängnissen der unterirdischen Keller. Hier saß der Rath der Zehn, welcher über alle

schweren Verbrechen zu richten hatte und erbarmungslos richtete — hier der weit grauenvollere Rath der Drei. Wehe dem Unglücklichen, den eine in den Löwenrachen geworfene Anklage vor dies Tribunal führte! Keiner kannte die Namen der Drei als der Doge und der Rath der Zehn. In dem kleinen Saale des Consiglio de' Tre befanden sich vier Thüren. Durch eine derselben traten die Richter herein, dann der Angeklagte. Die zweite führte zu den Bleidächern, die dritte zu den Pozzi; die vierte wenige Schritte weit zu dem Orte, wo man noch jetzt mit Entsetzen die Vorrichtungen zu den heimlichen Hinrichtungen durch Schwert und Strang sieht, und von wo durch ein Loch in der Mauer die Leichname in eine bereitgehaltene Gondel hinabgeworfen wurden, um im Canal Orfano versenkt zu werden. Gott Lob, das ist vorbei! — die alte Pracht ist vergangen — das alte Elend mit ihr. Und wunderbar, in der Erinnerung an all jenes Schreckliche finden wir einen Reiz und nennen es Poesie!

Noch immer saßen wir stumm da. Jeder ahnte was durch des Andern Seele zog, und hütete sich seine Empfindung zu stören. Und doch lastete zuletzt das Schweigen auf uns — nur fand Niemand das passende Wort es zu brechen.

Da begann der Professor mit schöner Bariton-stimme leise zu singen:

Wenn durch die Piazetta
Die Abendluft weht —

Wie innig schmiegte sich Mendelssohn's schöne Composition an Alles, was uns umgab, und an unser eigenes Empfinden! War es die elegische Trauer um die für immer versunkene Größe, oder war es etwas Anderes, welche das Mondlicht zwei große Thränen bestrahlen ließ, die langsam aus zwei schönen braunen Augen herabrollten? —

„Auf!“ rief ich, als der letzte Ton verklungen war, „laßt uns scheiden von diesem poesievollsten Flecke der Erde — wir haben noch von der Stadt selbst Abschied zu nehmen, und unten an der Piazzetta wartet Foscarini mit der Barke.“

„O, noch nicht, noch nicht,“ riefen Alle.

„Doch! es ist genug, und es ist gut! — leeren wir den Becher nicht bis zum Grunde! Was darin bleibt, wird zum Magnet werden, der uns vielleicht nach vielen Jahren wieder hierher zieht.“

Noch einen Blick warfen wir, die Gallerie durchschreitend, auf Stadt und Meer; dann öffneten auf unser Klopfen die Custoden die Glasthüre und schweigend schritt der Zug wiederum die goldene

Treppe und die Riesentreppe hinab, über den Hof zur Thüre, die sich auf die Piazzetta öffnet.

Das war eine der geweihten Stunden des Lebens, an welche man bis zum Tode mit Andacht zurück denkt.

„Ecco Signor, la barca!" rief uns Foscarini schon aus der Ferne zu. „Comanda al Canal?"

„Wohin sonst, lieber Freund? — aber Ihr wißt, ganz langsam. Wir fahren bis Vendramin und wollen in zwei Stunden wieder hier sein."

„Wie Sie befehlen — ich weiß schon wie ich zu rudern habe, und wo Sie zu halten lieben."

Und nun begann die letzte Gondelfahrt. Allabendlich hatten wir die Fahrt auf dem Canal grande gemacht, bei Tage hatten wir ihn sorgfältig vermieden. Die schmale Sichel des ersten Viertels hatte uns anfangs ihr unbestimmtes magisches Licht geliehen. Täglich heller hatte der Mond gestrahlt; täglich vertrauter waren uns die schönen Palazzi geworden, mit ihren Rundbogen und Spitzbogen, mit ihren Säulen, Pilastern, Rosetten und phantastischen Ornamenten; immer näher waren sie unsern Herzen getreten, je mehr wir uns mit Liebe in die sich an sie knüpfenden Geschichten und Traditionen vertieften; zuletzt erschienen sie uns wie lauter liebe alte Freunde. Und heute

lagen sie nun in der ganzen Pracht des Vollmondscheines da und wir sollten ihnen Lebewohl sagen. Es griff uns sehr an's Herz.

Leise glitten wir an ihnen dahin; wir verweilten vor unsern Lieblingen, dem imposanten Pesaro, Rezzonico, Contarini, Vendramin und den noch weit schöneren mit Spitzbogen und Rosetten gezierten Foscari, Giustiniani, Bernardi, dem kleinen Balbi Widman, mit dem köstlichen durchlaufenden Balcone von Filigranarbeit in Stein, der unregelmäßigen Marmorfaçade von Ca d'oro, ohne daß es eines Winkes für Foscarini bedurft hätte. Unter dem Rialto hallte der Schlag des Ruders wieder, und machtvoll überragte das Ganze Longhena's großartige Schöpfung, die Madonna della Salute!

Es war fast zu viel der Empfindung gewesen für einen Tag. Wir waren ermattet und sahen die alte Herrlichkeit, die dem Untergange geweihte, halb im Traum, halb im Wachen an uns vorüberziehen. Welch Glück, daß es uns noch beschieden war diese schönste Stadt der Erde zu sehen, von der selbst Goethe sagt, daß sie nur mit sich selbst verglichen werden kann.

Doch — was war das? — — Was erklang aus der Ferne, als wir eben im Schatten der

Salute dahin heimwärts schwammen? Das war Gesang, aber kein Singen der Gondoliere — es war deutscher Gesang, der aus einer fernen Gondel zu uns herüberdrang und sich langsam näherte. Wir hielten still und lauschten. Ein herrlicher Sopran und eine klangvolle Tenorstimme sangen:

„Ach, wie so bald verhallet der Reigen,
Wandelt sich Frühling in Winterszeit."

Gerade als die Gondel uns gegenüber war, schloß das Duett. Hätte doch der Meister, der wie kein Anderer die Poesie Venedigs in Tönen verkörpert hat — hätte er doch so sein Lied hören können!

„Dank! tausend Dank!" riefen wir den unbekannten Insassen jener Gondel zu, „und wenn Sie deutsche Landsleute erfreuen wollen, noch einmal das Lied!"

Und von Neuem begannen die Stimmen:

„Ach, wie so bald verhallet der Reigen,"

und verhallten, wie die Gondel selbst dahinglitt, in der Ferne.

Eine Stunde nach Mitternacht setzten wir den Fuß an's Land und trennten uns rasch — denn jetzt durfte Nichts mehr kommen.

„Hätte ich noch fünfzigmal einen Geburtstag

zu feiern," sprach Fräulein Marie, „dieser bleibt doch der schönste von allen."

„Sie haben es immer gut gemacht, aber nie so wie heute," sprach Frau Gretchen.

„Und wenn wir nun Alle ertrunken wären?"

„Ach, das wäre schade gewesen — aber wenn es morgen sein soll, habe ich Nichts dagegen — denn etwas Schöneres, als dieser Abend, bringt uns das Leben sicher nicht!"

„Ich glaube es selbst, darum lassen Sie uns Gott danken, und wenn das Unglück kommt, die Erinnerung an heute als lindernden Tropfen in den Becher des Leides träufeln."

„Ja! ja, so soll es sein!" — —

Als die Sonne des eben angebrochenen Tages sank, standen wir bewundernd vor der prächtigen Marmorfaçade des Mailänder Domes.

Es war wunderschön! — aber Venedig war es doch nicht!

Ueber den Valserberg.

1871.

Auf den launenhaften und regnerischen Sommer des Jahres 1871 war der schönste Herbst gefolgt. Zum Wandern in der Schweiz konnte es nicht köstlicher sein, als da der September sich seinem Ende zuneigte. Der große Strom der Reisenden aller Nationen, welcher sich über das kleine Land ergossen hatte, um nachzuholen, was während des Krieges versäumt war, begann sich zu verlaufen; es wurde Platz und damit angenehmer für den anspruchsloseren Touristen. So beschloß ich denn noch einige Zeit in den schönen Bergen umherzustreifen. Unschlüssig, wohin mich wenden, war ich am Abend des 25. September in dem gastlichen Hôtel du Gothard zu Andermatt angelangt, und hatte bei der liebenswürdigen Familie des Inhabers, Dr. Christen, die gewohnte freundliche Aufnahme gefunden. Dort in dem kleinen trau=

lichen Salon rühmten mir einige Herren, welche aus dem Engadin kamen, die klare prachtvolle Aussicht, die sie vom Piz Languard gehabt. Mich hatte dieser Berg bei früherem Besuche ungnädig behandelt. Rasch war mein Entschluß gefaßt: am folgenden Morgen wandte ich mich in bereifter Frühe gen Graubünden, die schöne neue Kunststraße hinan, welche über die Oberalp bei träumenden grünen Bergseen vorbei in das Thal des Vorderrheins zieht.

Wie fröhlich hüpften und rauschten hier die krystallklaren Wellen des jungen Rheins! Wir reden und singen immer vom schönen deutschen Rhein, mit seinen Rebenhügeln, mit „Schloß und Römerpforte, mit Burg, Abtei und Dom“ — und wahrlich mit vollem Rechte. Aber nicht minder schön als der Vater Rhein ist der Jüngling Rhein, noch kühl vom Gletscherschnee, bald in grüner Thalweitung an stattlichen Klöstern und freundlichen Wohnhäusern von dunkelgebräuntem Holze entlang gleitend, bald durch enge Schluchten donnernd, wo nur mühsam der senkrechten Felswand der schmale Weg abgewonnen ist, und wo Hunderte von Fußen tief unter der kühngeschwungenen Brücke die Welle dahinschäumt.

Das prächtige Benedictinerkloster Disentis nahm

mich um Mittag gastlich auf. Der Herbsttag war sonnig und warm geworden. Ich hätte nun in dem breiten und schönen Thale auf bequemer Straße gemächlich weiter ziehen können. Aber weit lustigeres Wandern als hier unten verhieß Berlepsch auf dem hoch an der Berglehne sich hinziehenden Pfade über Ober-Saxeln nach Ilanz, dem ersten Städtchen, dessen Mauern der Rhein bespült. Bei dem riesigen Bergahorn neben der St. Anna-Capelle, wo im Jahre 1425 der Graue Bund gestiftet ward, begann ich daher in prächtigem Walde hinan zu steigen, immer höher und höher, und dann, von oben in's Thal hinabschauend, meinen Weg in gleicher Richtung zu verfolgen, wie der tief unten gleich einem Silberfaden sich hinwindende Fluß.

Es war ein wundervoller Abend voll Ruhe und tiefem Frieden. Sorglos genießend und die entzückende Waldesluft einsaugend schlenderte ich weiter. Der Weg wurde zuweilen unbetreten und unkenntlich; aber bei den kleinen Häusern, welche hier und da auf den noch frischgrünen Matten zerstreut lagen, erhielt ich stets die Auskunft: „Es ischt schon richtig!“

Das war recht gut; — weniger erfreulich war es, daß die Sonne viel früher als ich erwartete

die vor mir liegenden Hochgebirge mit warmem Abendschein übergoß und dann eilig unter den Horizont tauchte. Freilich bleibt es oben auf den Bergen noch eine Zeit lang hell; aber ich hatte bis Ober-Saxeln, dem Ziele meiner heutigen Wanderung, noch eine tüchtige Strecke, und mit einigem Zagen erkannte ich, daß es gar schwierig sein würde, diesen schmalen und zuletzt völlig einsam gewordenen Pfad auch in der Dunkelheit zu verfolgen.

Also Geschwindschritt! Wohl eine Stunde lang ging das prächtig, — da stand ich plötzlich am Rande einer furchtbaren Schlucht; tief unten ein brausender Waldbach. Und gerade hier theilte sich der Weg: ein Pfad führte hinab in den Tobel, der andere oben auf dem Rande entlang. Welchem von beiden sollte ich mich anvertrauen? Ich spähte scharf umher nach einem Lichtstrahl aus einer menschlichen Wohnung, — Nichts war zu sehen als die hellen Sterne, welche mit freundlichster Unbefangenheit auf mich herabschauten; ich lauschte, um einen Ton zu vernehmen, der mich leiten könnte, — aber kein Laut schlug an mein Ohr, als das Rauschen des Wassers aus der Tiefe. Einen Augenblick erschien ich mir in meiner Rathlosigkeit als der Bemitleidenswertheste der Sterblichen. Da plötzlich, um meinen Kleinmuth zu beschämen, erklang jenseit

des Tobels ganz aus der Nähe das friedliche Abendgeläute der Glocken von Ober-Saxeln. Rasch nun hinab in die Schlucht, — bald war sie durchschritten, und eine Viertelstunde später betrat ich das Dorf, dessen lustig flackernde Heerdfeuer hellen Schein durch die geöffneten Thüren auf die Straße warfen. Ein hübsches Mädchen, mit silberner Nadel im schwarzen Haar, versicherte mir in mangelhaftem Deutsch, bei dem „Herrn Hauptmann" würde ich sehr gutes Nachtquartier finden; und weil es ihr schwer fiel, mich genauer zu instruiren, so geleitete sie mich dienstfertig selbst zu dem „Herrn Hauptmann".

Dieser entpuppte sich als der Besitzer des kleinen, aber recht comfortablen Wirthshauses. Er hatte ehemals in päpstlichen Diensten gestanden und war mit seiner prächtigen, etwas gerötheten Adlernase, dem hellen Blick und dem ergrauenden Haar so recht der Typus jenes nun auch vom Schauplatz verschwundenen letzten Ueberrestes der Landsknechte. Mit großer Herzlichkeit nahm er den verspäteten Wanderer auf. Die Frau Hauptmännin brachte vortreffliche Forellen; der Hauptmann, dem ich mich auch meinerseits als ehemaligen Soldaten zu erkennen gegeben hatte, setzte eine Flasche dunklen schweren Veltliner auf den Tisch und sich selbst

daran. Bald waren wir im cameradschaftlichsten Gespräch und tauschten Erinnerungen an Rom und die vergangenen Zeiten aus. Der Hauptmann hielt, wie alle Schweizer, die Freiheit sehr hoch; das hinderte ihn aber nicht, die Zeit, wo er mit seiner Compagnie den Römern den Fuß auf den Nacken setzte, für weit besser zu erklären, als die Gegenwart und weidlich auf die neue Ordnung der Dinge und den König von Italien zu schelten. Zugleich aber nahm er feurig die Partei der Deutschen gegen Frankreich und freute sich über unsere Siege, als hätte er sie selbst erfochten.

Dies zog allmälig die an einem andern Tische des Zimmers sitzende Gesellschaft, den Curaten des Ortes, einen Arzt aus Jlanz, und einen Besitzer von nahegelegenen Kupferbergwerken zu uns heran. Der Curat war ein feiner Mann, dem meine auf alten Erinnerungen beruhende Verehrung für die Person des Papstes Pius IX. eben so sehr zu gefallen schien, als meine lebhafte Polemik gegen das neue Dogma, dessen Tragweite damals freilich noch Niemand ahnte. Dagegen rüstete sich der Doctor zu einem Angriffe auf mich. Er hatte eine kurze Zeit in Paris studirt und war, wie damals die meisten Schweizer, ein eingefleischter Deutschenhasser. Seines Erachtens war es ein durch Nichts zu

sühnender Frevel, daß Deutschland sich erkühnt hatte, gegen die ehrwürdige Staatsform der Republik zu kämpfen — ein Raub, daß wir Elsaß-Lothringen uns wieder genommen und ein noch weit schlimmerer, daß wir uns die Kriegskosten bezahlen ließen. Dabei bezeichnete er Deutschland höchst komischer Weise stets mit dem Namen „der Bismarck". Doch die Zeit sei nicht fern, so schloß er seine Philippica, wo auch „der Bismarck" zu Falle kommen werde. Schon beginne er seine räuberische Hand nach der Schweiz auszustrecken, ja über den Gotthard sich den Weg nach Italien zu bahnen; aber die schweizerische Vaterlandsliebe und vor Allem das schweizerische Repetirgewehr werde ihm rasch den Untergang bereiten. Der Hauptmann, welcher etwas mehr von militärischen Dingen verstand, lachte herzlich über die Idee eines Krieges zwischen der Schweiz und „dem Bismarck"; der Doctor wurde immer eifriger und stellte allerlei Tells und Winkelriede in Aussicht. Als ich ihm aber endlich meinerseits diese Hoffnung durch die Versicherung benahm, der Bismarck denke gar nicht daran, die Jungfrau und den Monte Rosa in die Tasche zu stecken, das würde ihm zu gar Nichts nützen und nur höchst unbequem sein — da nahm er diese Nichtachtung der Schweiz dem Bismarck weit mehr übel als

alles Andere, und ließ trotz der Dunkelheit sein Bergwägelchen anspannen, um nach Ilanz hinabzufahren. Wir Andern indeß blieben fast bis Mitternacht beim Veltliner zusammen, und es wurde noch manches gute Wort gesprochen.

„Mir ist der Weg durch das wilde Valser Thal und über den Valserberg nach Hinterrhein sehr gerühmt,“ sagte ich; „können Sie mir morgen einen Führer für diese Tour verschaffen?“

„Der Weg im Thale hinauf ist gut und nicht zu verfehlen,“ erwiderte der Hauptmann; „erst von St. Peter aus, wo das Valser Joch beginnt, bedürfen Sie eines Führers.“

„Und wenn Sie meine Begleitung für einige Stunden annehmen wollen,“ fügte der Bergwerksbesitzer hinzu, „so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie morgen früh auf dem weit kürzeren Fußwege unter dem Piz Mondaun entlang in's Valser Thal hinab zu geleiten.“

So uneigennützige Zuvorkommenheit war mir in der Schweiz noch nicht begegnet; um so dankbarer nahm ich das Anerbieten an. Dann aber suchte ich mein Lager, denn ich war herzlich müde.

Als ich am folgenden Morgen zum Aufbruche gerüstet in's Gastzimmer trat, da eben die aufgehende Sonne die Bergspitzen röthete, stand mein

freundlicher Führer schon wartend da. Mit herzlichem Händedruck schied ich von dem gastlichen Hauptmann und seiner vortrefflichen Hausfrau.

Rüstig wanderten wir in den klaren kalten Herbstmorgen hinaus. Es hatte hier oben tüchtig gereift; aber der rasche Schritt erwärmte uns bald. Durch Waldungen und über Alpweiden, oft an schroffen Abhängen hin lief der schwierige Pfad; tief, tief unter uns das Rheinthal, und das sich hier mit ihm vereinigende Valser Thal voll freundlicher Dörfer und Weiler. Und dieser Kranz von Hochgebirgen rings um uns her! Solche Stunden sind das schöne Vorrecht des rüstigen und muthigen Fußwanderers. — Wir sprachen wenig; der Pfad war meist so schmal, daß nicht füglich zwei Personen neben einander gehen konnten. Wer kann auch sprechen, wenn er so Herrliches schaut!

Wohl zwei Stunden mochten wir vorwärts geschritten sein, da stand mein Begleiter still.

„Sehen Sie dort tief unten im Thale die Schlucht, aus der ein wildes Wasser hervorbricht, und daneben das große graue Gebäude?"

„Ja wohl."

„Das ist das Badehaus von Peiden. Suchen Sie auf diesem Wege hinabzukommen, so gut Sie können; von dort haben Sie guten Weg thalauf-

wärts bis St. Peter. Und nun glückliche Reise und behüte Sie Gott!"

Fort war er. — Ich stieg in der bezeichneten Richtung den Berg hinab. Das war nicht leicht, denn beständig verlief sich der Weg auf Alpwiesen und bei Heustadeln. Endlich erreichte ich die Thalsohle und bald darauf das große Badehaus. Aber es stand bereits völlig leer und war verschlossen. Ein dumpfes Geräusch lockte mich in einen Keller, wo ich einen alten Mann mit Holzspalten beschäftigt fand. Er sprach kein Deutsch, nur Romanisch. Indeß verständigte ich mich mit ihm so weit, daß er mir statt des erhofften Frühstücks ein Stück Schwarzbrod und Käse gab, und mich auf den gut gehaltenen Saumweg wies, welcher am Glenner Bach hinauf nach St. Peter, dem größten und letzten Orte des Valser Thales, führt.

Ich fand eine Scenerie, die der berühmten Via mala an Großartigkeit und Schönheit wenig nachsteht; nur war das Wandern hier fast noch erfreulicher, weil nicht die zahme Kunststraße mich leitete, sondern der bald steil, oft auf Stufen, am Felshange hinanklimmende, bald wieder tief in die vom wilden Bergstrom durchtobte Schlucht sich hinabwindende Saumpfad. Hier war Alles noch ursprünglich, nicht von der Cultur beleckt, nicht

auf Touristen berechnet. Auch war das Thal völlig einsam. Kein Wanderer begegnete mir. Selbst die wenigen einzelnen Häuser und Gehöfte in den kleinen Weitungen schienen verlassen; die Bewohner waren zum Heueinbringen auf die Berge hinaus, nur scheue Kinder lugten vorsichtig hie und da über die halbgeöffnete Hausthüre. Mittag war längst vorüber, da erweiterte sich das Thal plötzlich zu einem Kessel; einer Anzahl zerstreut liegender dunkler Häuser entragte ein helles Kirchlein. Neben demselben mußte alter Regel zufolge das Wirthshaus liegen, und richtig, dort fand ich's.

Herr Albin, der Wirth, an welchen ich vom Hauptmann speciell adressirt war, schaffte rasch ein gutes Mittagessen herbei; auch am Veltliner Wein fehlte es nicht. Als ich ihn aber bat, mir einen Führer zu schaffen, der mich über das Joch des Valserberges nach dem Orte Hinterrhein im hintern Rheinthale führen könnte, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Der Herr thäte besser die Nacht hier zu bleiben, und morgen zu gehen. Der Roßweg ist weit und heuer vom Wasser ganz verrissen; der Gangsteig ist wohl kürzer, aber auch schlecht, und es wird bereits früh dunkel. Es ist schon Einer da, um

den Herrn zu führen; aber der muß heute Abend wieder hier sein, und da kann er nicht bis Hinterrhein mitgehen. Da kommt er gerade — der Herr spreche nur selbst mit ihm."

Leichtfüßig tänzelte ein junger Mann in städtischer Kleidung in's Zimmer; seinen schwarzen Lockenkopf erkannte ich sofort als denselben wieder, welcher vor zwei Jahren im Hôtel du Parc zu Lugano dem Kellner Friedrich gehört hatte.

„Sie hier, Friedrich? — wie kommen Sie hierher?"

„Es ist meine Heimath, gnädiger Herr; ich war den Sommer über zu Thusis im Hôtel Via mala; aber die Saison ist zu Ende, und meine alte Mutter wohnt hier."

„Können Sie mich noch heute über den Valserberg nach Hinterrhein führen?"

Friedrich überlegte einen Augenblick.

„Bis auf die Jochhöhe kann ich Sie schon führen, gnädiger Herr; dann aber muß ich umkehren, denn ich habe heute Abend hier unten zu thun. Aber das schadet Nichts; auf der andern Seite des Joches hinab ist der Saumpfad gut und nicht zu fehlen."

„Wie viel Zeit brauchen wir?"

„Nun, wenn wir gut ausschreiten, werden Sie es in vier Stunden sicher machen.“

„Gut! — es ist fast drei Uhr; bis gegen Sieben bleibt es hell, also aufgebrochen!“

Der Wirth warnte nochmals eindringlich; aber Friedrich trat entschieden auf die Seite seines alten Bekannten; wir ergriffen die Alpenstöcke und hinaus ging es in's Freie. Ich hätte mich der fatalen Situation des gestrigen Abends erinnern und dem verständigen Rathe des Herrn Albin Gehör schenken sollen. Aber ich hatte nun einmal meinen Sinn darauf gesetzt, Hinterrhein noch heute zu erreichen, und gerade das Bedenkliche der Sache reizte mich. Oder sollte es eine Ahnung davon gewesen sein, daß meine Gegenwart auf dem Joche gerade heute Abend nothwendig war? — —

Fröhlich plaudernd stieg Friedrich voran. Einzelne Leute, denen wir begegneten, fragten: „Noch so spät über den Berg?“ — und wünschten uns dann freundlich guten Weg. Der Fußpfad war oft steil und rauh; oft lief er eben auf Matten hoch oben am steilen Hange hin. Der Baumwuchs hatte längst aufgehört; die Gegend begann, gleich allen Hochthälern, öde und einförmig zu werden. Plötzlich brauste von links her ein wilder Gebirgsbach quer über den schmalen Weg und in fast

senkrechtem Rinnsal hinab in die tief eingeschnittene Schlucht des Glenner. Ihn zu überschreiten, lagen vier große Steine im Wasser: aber jeder Fehltritt oder jedes Ausgleiten hätte unrettbar in die Tiefe gestürzt. Ohne Zaudern schritt Friedrich über die Steine hinweg. Mich jedoch ergriff plötzlicher Schwindel, — ich wagte nicht ihm zu folgen. Vergeblich redete er mir zu; vergeblich kam er zurück, reichte mir die Hand und suchte mich hinüberzuziehen. Das Brausen des Wassers, der Blick in die Tiefe, vielleicht auch die körperliche Ermüdung lähmten meinen Muth, — ich erklärte, nicht vorwärts zu können.

„Giebt es keine bessere Stelle, um über den Bach zu kommen?"

„O ja, gnädiger Herr, weiter oben auf dem Roßwege, aber das würde ein großer Umweg sein."

„Meinetwegen! — immer noch besser als ganz umkehren, und hier ist's mir unmöglich."

Wir stiegen nun steil am Rande des Baches in die Höhe, bis wir den Roßweg erreichten. Dort floß das Wasser ruhig, und bald hatten wir es mit Hülfe der Alpenstöcke übersprungen. Immerhin aber war eine kostbare halbe Stunde verloren gegangen.

Nach mühseligem Aufsteigen in langem Zickzack

befanden wir uns bei einer aus grauen Steinen roh zusammengefügten Hütte, welche zur Sommerzeit den hier oben befindlichen Schafhirten Obdach gewährt. Hier rasteten wir kurze Zeit, um Kraft zum Hinanklimmen durch das völlig vegetationslose Steintrümmerfeld auf die Jochhöhe des Valserbergs zu sammeln. Dann trieb Friedrich selbst zum Aufbruch; denn ihm bangte vor der eigenen Heimkehr. Es war halb sechs Uhr vorbei, als wir endlich auf der Jochhöhe standen; schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Der Blick auf die warm von ihr beleuchteten Schneeberge, welche in allen Richtungen aufstiegen, war prachtvoll; aber nur wenige Minuten durfte ich mich dieses großartigen und erhebenden Schauspiels freuen.

„Jetzt muß ich umkehren," sprach Friedrich, „ich habe noch einen weiten Weg zurück bis St. Peter. Sie können auch gar nicht mehr fehlen. Achten Sie nur auf, gnädiger Herr: hier links um die Bergwand herum zieht sich der Roßweg hinab; den nehmen Sie aber nicht, er ist zu lang."

„Gut! — wo gehe ich denn?"

„Sehen Sie hier in gerader Richtung vor sich die Reihe von Steinmännli's, gnädiger Herr?"

„Ja wohl."

„Gut! — diese bezeichnen den Gangsteig.

Gehen Sie bis zu dem letzten Männli dort hinten auf der Kante; von da aus werden Sie unten im Thale den Ort Hinterrhein deutlich liegen sehen. Sie brauchen dann nur in der Richtung den Berg hinabzusteigen; es sind lauter Matten am Abhang, darüber geht es ganz bequem und gefahrlos hinab. In wenig mehr als einer Stunde sind Sie unten im Thale."

„Können Sie mich wirklich nicht bis Hinterrhein begleiten, Friedrich?"

„Unmöglich, gnädiger Herr; aber Sie bedürfen auch meiner jetzt durchaus nicht mehr."

Der Fußpfad, welcher sich hier von dem Saumwege trennte, lag schmal, aber deutlich ausgeprägt vor mir. Sechs Steinmännli's, d. h. als Wegzeichen aufgethürmte Steinhaufen von mehr als Mannshöhe, winkten mir lockend mich diesem Pfade anzuvertrauen. Auch wollte ich mich dem gefälligen Friedrich gegenüber nicht zum zweiten Male schwach zeigen. Rasch entschlossen sagte ich ihm Lebewohl, und gleich darauf war er eiligen Laufs meinen Blicken entschwunden.

Einige Minuten später stand ich am letzten Steinmännli. Von hier aus sollte ich Hinterrhein liegen sehen. Aber, o bittere Täuschung! — Das ganze Rheinthal war mit dichtem Nebel erfüllt, —

Nichts darin zu erkennen. Und der Fußweg zersplitterte sich gerade hier, wo der Abhang begann, in hundert kleine, nach allen Richtungen wirr durcheinander laufende Pfade, welche offenbar das weidende Vieh getreten hatte.

Die Situation war sehr unbehaglich. Indeß blieb mir nicht Zeit zu langem Besinnen. Ich befand mich in leichter Kleidung auf einer Höhe von mehr als sechstausend Fuß, und eisig strich der Wind von den Rheinwaldgletschern herüber.

Hier gab es nur einen Ausweg: umzukehren und mich dem weiteren, aber sicheren Saumwege anzuvertrauen. — Ohne Zaudern wandte ich meine Schritte zurück.

Und plötzlich fühlte ich mich von aller Sorge befreit. Denn hinter einem der Steinmännli's heraus trat langsam ein Mann und blieb stehen, in gebeugter Haltung und regungslos, mich zu erwarten.

Als ich mich näherte, rief er mir Etwas zu, was ich nicht verstand. Bald jedoch unterschied ich deutlich den Ruf: „Um Gott! helfen Sie mir!"

Ich glaubte, der Mann wolle mich um eine Gabe ansprechen, — wie gern hätte ich ihm reichlich gegeben, wenn er mich hinabgeleitete! Aber als ich ihn erreichte, sah ich zu meinem größten

Schrecken einen Greis von wohl achtzig Jahren vor mir, gut gekleidet, aber vor Ermattung zitternd und sich auf zwei Stöcke stützend. In flehendem Tone wiederholte er die Worte: „Um Gottes willen, helfen Sie mir!"

„Was soll ich thun?" rief ich voll Angst.

„Ach, Herr, lassen Sie mich nicht allein hier oben, ich erfriere ja sonst in dieser Nacht!"

„Wohin wollen Sie denn?"

„Nach Hinterrhein, Herr!"

„Giebt es keinen näheren Ort?"

„Nein, Herr!"

„Kennen Sie den Weg hinab ganz genau?"

„Ja, Herr!"

„So lassen Sie uns versuchen zusammen zu gehen; ich werde Sie stützen."

„Ja, Herr! Aber haben Sie nicht ein Stück Brod oder ein wenig Rum in Ihrer Korbflasche? — Ich bin so kraftlos."

Glücklicherweise fand ich in meiner Tasche noch das Brod, welches ich heute früh in Peiden erhalten hatte, auch einen kleinen Rest Kirschwasser. Beides gab ich ihm; er fühlte sich momentan gestärkt und begann, auf meinen Arm gestützt, die Richtung einzuschlagen, aus welcher ich soeben zurückgekehrt war.

Bis zum letzten Steinmännli ging das zwar langsam aber gut. Wir standen hier einen Augenblick still.

„Wo liegt Hinterrhein?" fragte ich.

„Unten im Thale, gerade am Fuße jenes vorspringenden Berges."

„So kommen Sie und lehnen Sie sich beim Bergabsteigen nur fest auf mich. — Rechts oder links?"

„Links, Herr!"

Nur mit großer Mühe konnte ich auf dem tiefausgetretenen steinigen Pfade neben ihm gehen. Aber ich fühlte keine Ermüdung mehr — es galt ja ein Menschenleben zu retten.

„Ich kann nicht weiter!" rief der Alte nach wenigen Schritten.

„Sie müssen!"

„Ich kann nicht, Herr," rief er verzweiflungsvoll und setzte sich nieder.

Jetzt stand auch ich völlig rathlos. Mit Aufbietung aller Kraft zwang ich mich zu einer ruhigen, aber raschen Ueberlegung.

Ließ ich den Alten allein und eilte hinab, um Hülfe zu holen, so vergingen mindestens vier Stunden, bis Menschen zur Stelle sein konnten, wenn es überhaupt gelang, ihn in der Dunkelheit auf-

zufinden — bis dahin konnte er in der eiskalten Nacht längst erfroren sein. Nirgends eine geschützte Stelle auf der kahlen Hochfläche. Und ich hatte nicht einmal einen Plaid bei mir, den ich ihm hätte geben können.

„Verlassen Sie mich nicht, Herr," jammerte der Alte wieder, „ich bin sonst verloren!"

Und doch, was hätte es nützen können, wenn ich mit ihm hier oben die Nacht zubrachte? Bis Sonnenaufgang waren zwölf Stunden. Gelang es mir auch, mich selbst durch Bewegung der Kälte zu erwehren, der Alte wäre mir unfehlbar unter den Händen erfroren.

„Bleiben Sie hier," sagte ich entschlossen, „ich werde hinabgehen und Leute schicken."

„Ach, Herr! verlassen Sie mich nicht!" rief er in herzzerreißendem Tone und versuchte sich an mich zu klammern.

„Doch! ich muß Sie verlassen; nur so kann ich Sie retten. — Aber nur unter einer Bedingung werde ich Leute senden, wenn Sie mir fest versprechen, dort beim Steinmännli zu bleiben und sich keinen Schritt davon zu entfernen."

„Ja, Herr," sagte er nach einer Pause, „aber helfen Sie mir!" —

Nun geleitete ich ihn zum Steinmännli zurück

und setzte ihn an der windgeschützten Seite desselben nieder.

„Keinen Schritt fort von hier!“ rief ich nochmals, „hören Sie, keinen Schritt!“

„Ja, Herr,“ erwiderte der Alte tonlos.

Ich wandte mich zum Gehen. „Eins noch, wie ist Ihr Name?“

„Joseph Luzi, von Peil.“ —

Und nun begann ich ein Rennen und Stürzen den Berg hinab, um die Wette mit der einbrechenden Dämmerung, wie ich es selbst nicht für möglich gehalten hätte. Der Abhang war steil und holprig; zuweilen unterbrachen ihn dürftige Weideflecken, wo sich's dann etwas weicher und bequemer ging. Nach einem Wege zu sehen fiel mir gar nicht mehr ein — ich wußte die Richtung, und dieser eilte ich rücksichtslos nach. Ein Rinnsal lief neben mir her; ich hoffte, es sollte mich hinableiten; aber es bildete einen Sumpf, und nur mit Mühe gewann ich wieder den festen Boden. Der Berg gegenüber, dessen kühne Form mir bisher als Wegweiser gedient, verschwamm im Nebel, dessen Region ich jetzt erreichte; nun verlor ich auch die Richtung. Oft folgte ich kurze Zeit lang einem Stückchen Weg; aber es verlief sich immer rasch wieder. Doch mir genügte es, ich stieg bergab;

ich mußte endlich unten im Thale anlangen, und im Thale lag Hinterrhein. Eine geraume Zeit schon hatte ich auf diese Weise meist springend und laufend mich hinabgearbeitet. Es war so dunkel geworden, daß ich kaum noch zu unterscheiden vermochte, auf was ich trat; da plötzlich glitt ich auf dem Rande eines grasbewachsenen nassen Abhangs aus und rutschte wohl zwanzig Fuß tief hinab; der Alpenstock entfiel meiner Hand und rollte noch tiefer. Ohne Stock auf solchem Terrain war ich ganz verloren — also ihm nach! Und dies diente zu meinem Glücke; denn eine kurze Strecke weiter unten lag der Stock auf einem zwar schmalen, aber festen und begangenen Pfade. Rasch gelangte ich nun auf eine ebene Wiese, und wer beschreibt meine Freude, als ich plötzlich vor einem großen dunklen Hause stand! — Ich stürzte darauf los, — ich stieß mit dem Stocke mehrmals heftig gegen die Thüre. Sie blieb verschlossen — das Haus war leer! — Aber es war ein Wohnhaus, kein bloßer Heustadel — ein gebahnter Weg mußte von hier hinabführen zu andern Stätten der Menschen. So war es denn auch. Steil war der Weg, aber trotz der Dunkelheit nicht wieder zu verlieren. Die Gewißheit, nun den Ariadnefaden gefunden zu haben, gab mir neue Kräfte.

Noch lange, lange mußte ich mühsam abwärts klimmen. Endlich wand sich der Pfad um einen schroffen Berghang. Er war hier nur wenige Fuß breit. Ob das Dunkle neben ihm Haidekraut war, oder ob die Tiefe, das vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden. Aber in diesem Augenblicke kam das auch gar nicht in Frage — ich mußte vorwärts! Bald befand ich mich auf der ebenen Sohle eines Thales; in geringer Entfernung vor mir rauschte ein Fluß. War das der Rhein? Ich wußte es nicht. Der Fußweg führte geradezu in das flache steinige Flußbett; hier aber verlor er sich hoffnungslos zwischen Sand und Felsblöcken. Es war völlig finster geworden. Erschöpft setzte ich mich einen Moment nieder, um zu überlegen, wohin mich wenden. Da sah ich in geringer Entfernung, deutlich gegen den Nachthimmel sich abhebend, das Geländer eines Steges. Rasch sprang ich wieder auf — zwischen dem Geröll hindurch erreichte ich glücklich den schmalen Steg, der, wohl hundert Schritte lang, mich an's jenseitige Ufer trug. Hier fand ich nun zwar nicht, wie ich gehofft, die Kunststraße des Rheinthales, aber zu meiner großen Freude eingezäunte Wiesen, und bald glänzte mir aus einem Hause am Wege heller Lichtschein entgegen.

Ich klopfte an's Fenster. „Wie weit ist's bis Hinterrhein?“ fragte ich athemlos.

„Dies ist Hinterrhein.“

„Gott sei Dank! — Wo komme ich zum Wirthshause?“

„Nur immer gerade aus!“

„Noch einige hundert Schritte, und ich trat aus einem engen Seitengäßchen auf die breite Dorfstraße. Nie habe ich mit solcher Freude ein Wirthshausschild gesehen, als in diesem Augenblicke die von einer Laterne hellbeleuchtete Inschrift: Albergo della Posta.

Ich war geborgen — aber der alte Mann dort oben! —

In der Küche des Albergo prasselte auf dem Herde ein helles Feuer; die Wirthin stand daneben.

„Finde ich hier Unterkommen für die Nacht?“

„Ja wohl, mein Herr!“

„Wo ist der Wirth?“

„Er ist auf die Nachbarschaft gegangen und wird bald heimkommen.“

„Rufen Sie ihn augenblicklich her, Frau Wirhin, ich habe ihm Wichtiges zu sagen.“

„Wollen Sie nicht erst auf Ihr Zimmer kommen und ablegen?“

„Nein, ich bleibe hier am Herde; aber rufen

Sie rasch den Wirth, es ist keine Minute zu verlieren."

Verwundert sah die Wirthin mich an; dann gab sie dem Mädchen einen Befehl, den ich nicht verstand, und diese eilte fort.

Mir zittterten die Kniee. Dennoch war ich zu aufgeregt, um mich zu setzen; ja ich vergaß, die Reisetasche abzulegen. Ich sah nach der Uhr, es war halb acht. Vor Mitternacht konnte Hülfe oben sein. Aber würden sie den armen Alten in der finsteren Nacht finden — und noch lebend? — Und hatte ich Recht gethan, ihn zu verlassen, statt bei ihm auszuharren? Mit furchtbarer Gewalt überfielen mich diese Gedanken; ich sank auf einen Schemel nieder — auch mit meiner Kraft war es am Ende.

Jetzt trat der Wirth herein.

„Guten Abend, Herr, — was giebt es?"

„Herr Wirth, kennen Sie einen alten Mann Namens Joseph Luzi?"

„Ja, Herr; das ist ein guter Mann."

„Nun, so sorgen Sie, daß ihm das Leben gerettet wird. Ich habe ihn vor ein und einer halben Stunde oben auf dem Valser Joche verlassen. Er konnte nicht weiter; er wird ohne

Zweifel in der Nacht vor Kälte umkommen, wenn nicht Hülfe von hier gebracht wird."

„Herr Gott! — der Joseph Luzi oben auf dem Joche!" rief die Wirthin.

„Ruhig, Frau! Was ist da zu thun? — Also oben auf dem Joche ist er? Und da kommen Sie jetzt herunter, ganz allein?"

„Ja, Gott Lob, es ist mir gelungen."

„Wir wollen wohl hinaufgehen," sprach der Wirth zögernd; „aber dort droben hat's gar viele Wege; wir werden ihn gar nicht finden, bevor es hell wird morgen früh, und dann ist's zu spät."

„Ich habe ihn an das vorderste Steinmännli gesetzt und ihm anbefohlen, die Stelle unter keinen Umständen zu verlassen."

„Dann wird es gehen, Herr," rief er, „lassen Sie mich nur machen." Damit verschwand er.

Ich ging in's Gastzimmer und trank auf einen Zug die Foglietta mit Wein aus, welche die Wirthin, meine völlige Erschöpfung wahrnehmend, unaufgefordert mir hinsetzte. Noch hatte ich das Brod nicht verzehrt, welches sie mir dazu legte, da füllte sich das Zimmer mit Männern. In weniger als einer Viertelstunde waren sie zum Aufbruche bereit. Sie nahmen wollene Decken, Stricke, um eine Tragbahre herzustellen, Speisen und Wein; Jeder

trug eine Laterne. Nochmals mußte ich genau angeben, wo ich den Alten verlassen; man überzeugte sich von der Richtigkeit meiner Beschreibung, und fort ging's in die dunkle Nacht hinaus, den braven Wirth an der Spitze.

Sorgsam bemühte sich die Wirthin, mich die ausgestandenen Beschwerden vergessen zu machen. Sie erzählte mir von dem alten Luzi, welcher, trotzdem er mehr als achtzig Jahre zähle, aller Warnungen ungeachtet immer noch allein über das Joch gehe; aber sie gab wenig Hoffnung, daß man ihn antreffen würde. Er wird versucht haben, weiter zu kommen, und bei Nacht ist's gar zu kalt dort oben.

Das war nun auch meine Befürchtung; allein ich hatte gethan was in meiner Macht stand, und mußte den Erfolg Gott anheimstellen. Todmüde suchte ich bald mein Lager — es war bereits heller Tag als ich erwachte.

„Sind die Männer vom Joche zurück?“ — war meine erste Frage an die Wirthin.

„Nein, Herr, noch nicht.“

„Dann haben sie also den Alten gewiß nicht gefunden?“

„Wer weiß, was geschehen ist; vielleicht bringen sie ihn doch lebendig herab; hätte man ihn todt

angetroffen, so wäre sicher schon Einer mit der Nachricht hier."

Dies leuchtete mir ein. Zwei Stunden noch wartete ich vergebens auf die Rückkehr des Wirthes und seiner Begleiter. Dann aber bat ich die Wirthin, mir brieflich nach dem Engadin Nachricht von dem Resultate der Expedition zu geben.

In Pontresina erhielt ich keinen Brief, auch später nicht, obgleich ich Namen und Heimath deutlich in's Fremdenbuch eingeschrieben hatte. Ich nahm an, man wollte mir die traurige Mittheilung ersparen, daß alles Bemühen, den Alten zu retten, umsonst gewesen sei. Doch konnte ich die Erinnerung an das auf dem Valser Joch Erlebte nicht verbannen und oftmals quälte mich der Zweifel, ob ich nicht dennoch hätte oben bei ihm ausharren müssen.

Im Frühlinge dieses Jahres, als mir beim Ordnen meiner Reisetagebücher das Bild des hülflosen Greises einmal wieder lebhaft vor die Seele trat, entschloß ich mich kurz und that, was ich längst hätte thun sollen: ich schrieb an den Wirth des Albergo della Posta zu Hinterrhein.

Wohl vier Wochen vergingen, da kam folgende Antwort:

„Hinterrhein, 27. April 1872.

Geehrter Herr!

Die Verzögerung unseres Schreibens ist, daß wir uns von dem Befinden des benannten Jos. Luzi erkundigen wollten.

Nach Ihrer Ankunft am 27. September 1871 mit der traurigen Anzeige von Jos. Luzi sandten wir acht Mann mit Lebensmitteln, als Wein warm 2c., auf den Valserberg; nach Vorfinden dieses Mannes wurde er nach Genuß von Wein 2c. ziemlich erholt, setzten ihre Reise vorwärts, kamen glücklich in Peil eine Stunde ob Vals an, wo dieser verloren geglaubte Mann ein Haus und Meiensäß besitzt, wo sie ihr Nachtquartier aufschlugen, und Jos. Luzi, Besitzer dieses Hauses, bewirthete seine Gehilfen mit Kaffee 2c. auf's Freundlichste.

Dieser Mann, Joseph Luzi Bärni von Vals, hat fünfundachtzig Jahr, hat Enkel und Urenkel, war immer gesund und kräftig, ist fromm und gottesfürchtig, besitzt die besten Talente.

Zweifelsohne hat dieser Mann manches Gebet und Glückwünsche für Sie, seinen Lebensretter, zu Gott erhoben.

Im Namen Jos. Luzi danken wir Ihnen für die gütige Anzeige bei Ihrer Ankunft, sowie auch

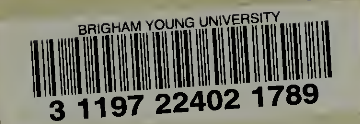
noch dieser schriftlichen Nachfrage, und Gott belohne Sie dafür.

Wobei zum ferneren hier Eintreffen sich bestens empfiehlt

Philipp Lorez, Gastgeber."

Also doch gerettet! — Ist auch die kurze Verlängerung seines Lebens wohl kaum ein Glück für den Alten, so wird ihm doch vielleicht statt des fürchterlichen einsamen Verschmachtens dort oben eine ruhige Todesstunde im Kreise seiner Kinder und Enkel beschieden sein, — und das ist auch eine Gnade von Gott.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22402 1789

